Hrn. Samuel Richardsons

Verfaſſers der Pamela, der Clariſſa und des Grandiſons

Sittenlehre

für

die Jugend

in den auserleſenſten

Aeſopiſchen Fabeln

mit dienlichen Betrachtungen zur Beförderung der Religion und der allgemeinen Menſchenliebe vorgeſtellet.

Mit Kupfern.

Mit Kön. Poln. und Churfürſtl. Sächſ. Privileg.

Leipzig,
in der Weidmanniſchen Handlung,
1757.

Vorrede
des Uebersetzers.

Aesopus, die wahren oder fabelhaften Umstände seines Lebens, die Einrichtung und Nützlichkeit seiner Fabeln, die lange Reihe seiner Nachahmer ꝛc. würden für einen Vorredner, der ein Vergnügen daran fände, die allerbekanntesten Dinge zu sagen, ein sehr ergiebiges Thema seyn. In der Hoffnung aber, daß niemand hier suchen werde, was man überall finden kann, glauben wir dem Leser blos anzeigen zu dürfen, wie der berühmte Name eines Richardson für ein Buch komme,

das gänzlich dem Gebrauche und dem Unterrichte der Kinder bestimmt ist.

Roger Lestrange ist bey den Engländern der berühmteste Compilator Aesopischer Fabeln. Er hat deren einen ganzen Folianten herausgegeben, fünfhundert an der Zahl; und in der Folge, auf Anhalten des Verlegers, noch einen zweyten Band hinzugefügt. Seine Schreibart wird von seinen Landsleuten für eine der reinsten und meisterhaftesten gehalten; und seine Weise zu erzehlen für leicht, munter und voller Laune. Auch in dem Hauptwerke läßt man ihm die Gerechtigkeit wiederfahren, daß seine Anwendungen und Sittenlehren passend, nicht abgedroschen, nachdrücklich und gemeinnützig sind.

Doch fanden sich Leute — und wo findet ein guter Schriftsteller dergleichen Leute nicht? — welche einen bessern Geschmack zu haben glaubten, weil sie einen andern

andern hatten, als das zufriedne Publicum. Ein gewisser S. Croxal, um seinen eignen Geburthen Platz zu schaffen, bekam den liebreichen Einfall, die Fabeln des Lestrange, weil er sie nicht so grade zu für elend ausgeben wollte, als gefährlich zu verschreyen. Ihr Verfasser, versicherte er, habe sich nicht als ein rechtschaffner Britte, sondern als ein Feind der Freyheit, und ein gedungner Sachwalter des Pabstthums und der uneingeschränkten Gewalt in diesem Werke erwiesen, welches doch für eine freygebohrne Jugend geschrieben seyn sollte.

Diesem Vorwurfe nun, ob er gleich der gegründeste nicht ist, sind wir die gegenwärtige Arbeit des Herrn Richardsons schuldig. Er wollte ihm, mit der gewissenhaftesten Genauigkeit, abhelfen, und daher theils diejenigen Fabeln, welchen Lestrange, nicht ohne Gewaltsamkeit, eine politische Deutung gegeben, auf allgemeinere Lehren wieder zurück bringen, theils diejenigen, welche keine andre, als

politische Anwendung litten, mit aller möglichen Lauterkeit der Absichten bearbeiten.

So weit ging des Herrn Richardsons erstes Vorhaben. Bey der Ausführung aber fand er, daß es nicht undienlich sey, sich weitere Grenzen zu setzen. Er ließ einen guten Theil weg, alles nehmlich, was mehr ein lächerliches Mährchen, als eine lehrreiche Fabel war; er gab vielen, auch von den nicht politischen, einen bessern Sinn; er verkürzte; er änderte; er setzte hinzu; kurz, aus der Adoption, ward eine eigne Geburt.

Und hiervon wird sich auch ein deutscher Leser überzeugen können, wenn er sich erinnern will, daß ein großer Theil der Fabeln des Lestrange, bereits vor vielen Jahren, in unsre Sprache übersetzt worden. Man stelle die Vergleichung an, und sie wird gewiß zum Vortheile der gegenwärtigen ausfallen.

Wer wird sich auch einkommen lassen, etwas für mittelmäßig zu halten, wobey der unsterbliche Verfasser der **Pamela**, der **Clarissa**, des **Grandisons** die Hand angelegt? Denn wer kann es besser wissen, was zur Bildung der Herzen, zur Einflöſſung der Menschenliebe, zur Beförderung jeder Tugend, das zuträglichste ist, als er? Oder wer kann es besser wissen, als er, wie viel die Wahrheit über menschliche Gemüther vermag, wenn sie sich, die bezaubernden Reize einer gefälligen Erdichtung zu borgen, herabläßt?

Es ist durchaus unnöthig, sich in einer weitläuftigere Anpreisung einzulassen. Noch weniger wollen wir einen **Bellegarde**, dessen Fabeln jetzt am meisten in den Händen der Kinder sind, mit einem **Richardson** zu vergleichen wagen; denn der Engländer würde sich, nach der Art der alten römischen Tribune, mit Recht beschweren können, se in ordinem cogi.

Man hat bey der Ueberſetzung nichts weggelaſſen, als das Leben des Aeſopus. In Anſehung des Aeußerlichen aber, hat ſie vor dem engliſchen Originale, ſo wohl was die Kupfer als den Druck anbelangt, einen großen Vorzug bekommen. Einem Buche für Kinder, haben die Verleger geglaubt, müſſe nichts fehlen, was Kinder reizen könne. Leipzig, den 17 März 1757.

1. Der Hahn u. d. Diamant.

2. Der Fuchs und der Hahn.

3. Der Wolf und das Lamm.

4. Der Frosch die Maus und Habicht.

5. Der Löw d. Bär und d. Fuchs.

6. Der Hund und der Schatten.

I. Fabel.

Der Hahn und der Diamant.

Als einsmals ein Hahn auf einem Misthaufen scharrte, fand er einen köstlichen Stein. Ja, sprach er, für einen Juwehlenhändler würde dieser glänzende Tand so etwas seyn; mir aber ist ein einziges Gerstenkorn lieber als hundert Diamante.

Lehre.

Ein weiser Mann wird das Nothwendige allezeit dem vorziehen, was blos zur Zierde, zum Vergnügen oder zur Befriedigung der Liebhaberey dienet.

Betrachtung.

Die meisten Ausleger wollen hier Weisheit und Tugend unter dem Diamante, die Welt und ihre Ergötzlichkeiten unter dem Misthaufen, und unter dem Hahne einen wollüstigen Mann verstanden wissen, welcher sich seinen Lüsten überläßt, ohne im geringsten, an die Erlernung, die Ausü-

bung; oder die Vortreflichkeit beßrer Dinge zu denken.

Allein, mit ihrer Erlaubniß, mir scheint in dieser Fabel vielmehr ein Sinnbild des Fleißes und der Mäßigung zu liegen. Der Hahn lebt von seiner ehrlichen Arbeit; er scharrt auf dem Misthaufen, das ist, er folgt seinem Berufe; der köstliche Stein ist weiter nichts, als eine schimmernde Versuchung, die ihm in den Weg gestellet wird, um ihn von seinen Geschäften und seiner Pflicht abzuziehen. Ueber ein Gerstenkorn, sagt er, würde er sich weit mehr erfreuet haben, als über diesen Diamant, und hiermit wirft er ihn als etwas weg, das sich nicht der Mühe verlohnt aufzuheben. Alsdenn weiß man die Dinge gehörig zu schätzen, wenn man das, woran die Vorsicht die Erhaltung des Lebens gebunden hat, den schimmerden Spielwerken vorzieht, die keinen andern Werth haben, als den ihnen Eitelkeit, Stolz und Ueppigkeit beylegen. Für einen Juwehlenhändler ist der Preis, wie er seinen Edelstein los werden kann, hinlänglich; ein Mann aber von Verstand und Einsicht, schätzt den innern Werth eines Dinges, und das ist ganz etwas anders. Ja der Juwehlier selbst würde, bey hungrigem Magen, wenn er an der Stelle des Hahns wäre, eben so wie der Hahn wehlen. Die Lehre ist kurz diese, daß wir nothwendige Dinge überflüßigen Dingen, die Erqvickungen und den Segen der Vorsicht den blendenden und schimmernden Seltenheiten der Mode und Einbildung vorziehen, mit einem Worte, daß wir unser Leben nach der Vernunft, und nicht nach der Phantasie regieren sollen.

II. Fabel.

Der Fuchs und der Hahn.

Das Unglück wollte es, daß ein Hahn in die Klauen eines Fuchſes gerieth. Reinicke war nach ſeinem Fleiſche ſehr begierig, aber gleichwohl hätte er gern einen ſcheinbaren Vorwand gehabt. Burſche, ſprach er, was ſchreiſt du denn in der Nacht ſo gröſslich, daß niemand in der ganzen Nachbarſchaft ſchlafen kann? Ach, ſagte der Hahn, ich wecke ſelten jemand eher auf, als wenn es aufzuſtehen, und an die Arbeit zu gehen, Zeit iſt. Das iſt, verſetzte der Fuchs, eine ſehr elende Entſchuldigung; denn machſt du nicht alles hierherum ſo munter, daß mein Leben in beſtändiger Gefahr iſt, ſo oft ich, des Morgens, dieſen Weg meinen Verrichtungen in der Stille nachgehen will. Wahrhaftig, erwiederte der Hahn, das iſt meine Abſicht nicht, wenn ich krähe, ſondern ich will blos damit meine Freude über den Anbruch des Tages bezeigen, und die Herzen meiner Weiber ermuntern. Komm nur, komm, ſagte Reinicke; wir Füchſe leben von Geſprächen nicht, und es iſt eben Zeit zum Frühſtücken. Hiermit verſetzte er ihm einen Biſs, und machte beydes dem Hahne und der Geſchichte ein Ende.

III. Fabel.

Der Wolf und das Lamm.

Indem ein Wolf an der Quelle des Bachs seinen Durst löschte, ward er ein Lamm gewahr, das eine gute Ecke von ihm, unten am Bache, sich labte, und sogleich sprang er mit offnem Rachen darauf los. Bube, sprach er, wie darfst du dich unterstehen, das Wasser, das ich trinken will, so zu trüben? Gewiß, sagte das arme Lamm, ich hätte nimmermehr gedacht, daß ich, wenn ich hier unten tränke, dein Wasser da oben trübe machen sollte. Sieh, versetzte jener wieder, du wirst dein Vernünfteln wohl auch nicht eher lassen, als bis dir das Fell über die Ohren gezogen ist, so wie es vor sechs Monaten deinem Vater erging, weil er eben so in den Tag hinein schwatzte; du wirst dich wohl noch erinnern, Bursche! Herr, erwiederte das unschuldige Lamm mit Furcht und Zittern, du kannst mir gewiß glauben, damals war ich noch nicht auf der Welt. Was? schrie der Wolf; du Unverschämter, du mußt doch weder Schaam noch Gewissen haben. Ich weiß wohl, der Haß wider meine Familie steckt deinem ganzen Geschlechte im Geblüte; darum will ich auch, daß du jetzt zum Theil, für deine Väter büßen sollst. Und hiermit, ohne viel Wesens weiter zu machen, ward das arme Lamm von ihm zerrissen.

Lehre dieſer zwey Fabeln.

Wider tyranniſche Gewalt und deſpotiſche Grauſamkeit hilft keine Unſchuld. Gleichwohl aber ſind Vernunft und Gewiſſen, ſo heilige Dinge, daß auch die gröſten Böſewichter ſich gemeiniglich unter dem Schatten dieſer Namen zu verbergen ſuchen.

Betrachtung.

Der Grauſamkeit und dem Stolze wird es nie an einem Vorwande fehlen, Unheil anzurichten. Gegen Gewalt in übeln Händen, beruft man ſich vergeblich auf ſeine Unſchuld: denn Anklagen iſt Beweiſen, wo ſich Bosheit und Macht zur Ausführung verbinden. Dieſes iſt das lebendige Bild verkehrter Staatsſtreiche, die der Wahrheit und Gerechtigkeit ſchnurſtracks zuwider ſind, und gleichwohl unter dem geheiligten Namen und Vorwande der einen ſowohl, als der andern geſpielt werden. Wenn es die Hähne und Lämmer auf die Gnade der Füchſe und Wölfe müſſen ankommen laſſen, ſo haben ſie ſich nie auf beßer Quartier Rechnung zu machen; beſonders da das Herzblut der einen, der Unterhalt und die Nahrung der andern iſt.

IV. Fabel.

Der Frosch, die Maus und der Habicht.

Es entstand einsmals ein erschrecklicher Streit zwischen den Fröschen und den Mäusen, wegen der Oberherrschaft über die Moräste; und eben da ihn zwey von ihren Rittersleuten, nach bestem Vermögen, ausmachen wolten, schießt ein Habicht aus der Luft herab, und verschlingt sie beyde.

V. Fabel.

Der Löwe, der Bär und der Fuchs.

Ein Löwe und ein Bär hatten so lange, über ein von ihnen erlegtes Hirschkalb, gekämpft, daß sie sich endlich niederlegen mußten, um wieder zu Athem zu kommen. In diesem Augenblick kam ein Fuchs vorbey gewandert, und als er sahe, wie die Sache mit den beyden Kämpfern stand, bemächtigte er sich des todten Hirschkalbs, und zog damit aus. Weil nun weder der Löwe noch der Bär aufstehen und es verhindern konnte, so mußten sie natürlicher Weise diese Betrachtung machen: da haben wir uns nun über den Raub so lange herum gezaust, bis der verrätherische Fuchs kommen und ihn uns beyden aus den Zähnen rücken muß!

Lehre dieser zwey Fabeln.

Wenn Narren einander in die Haare gerathen, so läuft gemeiniglich ein Schelm mit dem Gewinnste davon.

Betrachtung.

Eben das können mir bey allen Zerrüttungen, die unter dem gemeinen Volke entstehen, wahrnehmen, wo meistentheils geschäftige Narren den Zank anfangen, und listige Schelme den Nutzen davon einerndten. Es mag ein öffentlicher oder ein Privatstreit seyn, er mag zwischen Personen oder Partheyen obwalten; ein Dritter lauert immer, und hofft seinen Vortheil dabey zu finden; so daß alles nach dem alten Sprichworte geht: **Wenn sich zwey Hunde um ein Bein zanken, läuft ein dritter damit fort.** Es ist daher, bey allen und jeden Streitigkeiten, zu Wiederherstellung des Friedens, dieses keiner von den geringsten Bewegungsgründen, daß sich die Streitenden gemeiniglich zum Nutzen eines Dritten zu Grunde richten; entweder ein räuberischer Habicht, oder ein verrätherischer Fuchs siegt, es sey nun mit Gewalt oder mit List, über die eine der Partheyen so wohl, als über die andre, und eilet mit der Beute davon.

VI. Fabel.

Der Hund und der Schatten.

Als ein Hund, mit einem Stücke Fleisch im Maule, durch einen Fluß setzte, ward er, wie es ihm vorkam, einen andern Hund unter dem Wasser gewahr, der sich mit ihm in gleichem Falle befand. Er bedachte nicht, daß der eine blos das Bild des andern wäre; sondern aus Gierde nach den beyden Stücken Fleisch, sprang er nach dem Schatten, und lies das wirkliche Stück fallen.

Lehre.

So geht es den unvernünftigen und unersättlichen Begierden; sie hören nicht eher auf, nach Dingen, die sie nicht erreichen können, zu streben, als bis sie die Güter, die sie wirklich besitzen, darüber verlieren.

Betrachtung.

Wie unglücklich ist der Mensch, welcher nicht weis, wenn ihm wohl ist, sondern die Ruhe und Zufriedenheit seines Lebens der Befriedigung phantastischer Begierden oder Grillen aufopfert. Der Ehrgeiz ist eine Leiter, die von der Erde bis zum Himmel reichet, und kein Mensch betritt die erste Staffel, ohne auch die übrigen ersteigen zu wollen. Er beruhiget sich nicht eher, als bis er auf der obersten ist, und wenn er nun nicht höher kommen kann, so muß er entweder in der Luft hängen bleiben,

ben, oder fallen; denn er ſieht alsdenn nichts über ſich, wohin er ſich noch ſchwingen möchte, und kann ſich auch an nichts halten, um glücklich wieder herab zu kommen. Der Geitz iſt immer bettelhaft; denn ein Karger lebt in beſtändigem Mangel. Die Begierde nach mehr und mehrern, ſteigt ganz natürlicher Weiſe, bis zum meiſten, und hernach bis zu allem; beym Schluße endlich fühlen wir, (gleich dem großen Alexander, der, nachdem er die Welt beſiegt hatte, weinte, weil es nicht mehrere Welten zu beſiegen gäbe) daß wir uns, alles deſſen, was man nur immer beſitzen kann, müde und überdrüßig, nach etwas ganz anderm ſehnen; und wenn wir denn unſre Tage mit Verfolgung der ſchlechteſten Gegenſtände, und oft zu den Füßen des nichtswürdigſten Mannes, hingebracht haben, ſo finden wir am Ende der Rechnung, daß alle Güter unter der Sonne, unſerer Mühe und Arbeit darnach, nicht werth ſind. Doch wieder auf unſre Fabel zu kommen: Aeſopus Hund war in dem Beſitze eines ſehr guten Frühſtücks, und er wußte ſehr wohl, was er im Maule hatte; gleichwohl aber, es geſchah nun aus Leichtſinn, oder aus Neugierde, oder aus Gefräßigkeit, mußte er nach etwas anderm ſchnappen, das er weder brauchte noch kannte, bis er ein wirkliches Gut um ein eingebildetes, und alles um einen Schatten verlohr.

VII. Fabel.

Der Löwe mit andern Thieren auf der Jagd.

Ein Löwe, ein Wolf, ein Bär und ein Fuchs giengen einsmals mit einander auf die Jagd; und es ward ausgemacht, daß sie alles, was sie fangen würden, in gleiche Theile unter sich theilen wollten. Sie rissen einen Hirsch nieder, und sogleich ward er in vier Theile getheilet; als aber ein jeder nach dem seinigen greifen wollte, rief der Löwe: Gemach! Dieses Theil gehört mir, in Betrachtung meiner Würde; dieses gehört mir, weil ich die meiste Mühe dabey gehabt; dieses gehört mir, weil ich mir es nehmen darf, wenn ich es haben will; und wer mir das Vierte abzustreiten gedenkt, der wird vorher einen Tanz mit mir wagen müssen. Auf diese Weise ward seinen Bundesgenossen allen der Mund gestopft, und sie giengen davon so stumm, als Fische.

Lehre.

Ungleiche Verträge und Bündnisse muß man überhaupt vermeiden; denn wer das Messer, das ist, die Gewalt, in seiner Hand hat, der wird sich bey dem Vorschneiden gewiß am besten bedenken.

Betrachtnng.

Der Arme und der Schwache sind allezeit der Gnade des Reichen und Gewaltigen überlassen: sie

7. Der Löwe mit andern Thieren auf d. Jagd.

8. Der Wolf und der Kranich.

9. Der Bauer und d. Schlange.

10. Der Löw und der Esel.

11. Die Stadtmaus u. die Feldmaus.

12. Die Krahe und die Muschel.

sie haben sich daher wohl vorzusehen, ehe sie mit Leuten, die für sie zu mächtig sind, gemeine Sache machen. Erdenke etwas, sagt der Günstling bey Hofe, zu seinem unterthänigen Diener: dieser thut es, und wenn er glücklich ist, so behält der Hofmann den Fund für sich selbst. Denn jetziger Zeit ist es zu einer Staatsklugheit geworden, mit Wasserraben zu fischen. Mit einem Ringe um den Hals, lassen die Mächtigen ihre Clienten unter das Wasser tauchen; und gönnen ihnen an dem, was sie herauf bringen, auch nicht den geringsten Antheil. Wenn denn, am Ende, der Nutzen und Verlust, bey dem Handel oder Anschlage, den Macht, Eigennutz und Gefälligkeit, mit einander gehabt haben, berechnet werden soll, so mag der Wagehals zufrieden seyn, wenn er weiter nichts, als seine Mühe, dabey verlieret. Kurz, alles was der Löwe in diesem Beyspiele sagt und thut, ist weiter nichts, als was die Mächtigen, in tausend andern Fällen, auszuüben pflegen.

VIII. Fabel.

Der Wolf und der Kranich.

Ein Wolf, dem ein Bein in dem Schlunde stecken geblieben, versprach einem Kraniche eine beträchtliche Belohnung, wenn er es ihm herausziehen wollte. Der Kranich that ihm diesen Dienst, und wollte darauf das Versprechen gehalten wissen. Was willst du, du Unverschäm-

schämter? sprach jener. Du steckst deinen Kopf in den Mund eines Wolfs, und wenn du ihn glücklich und unverletzt heraus gezogen hast, willst du noch von Belohnung sprechen? Du hast deinen Kopf wieder, Bursche; und mit dieser Belohnung kannst du dich begnügen.

Lehre.

Wer mit wilden Bestien (es giebt Menschen, die nichts besser sind) zu thun hat, und mit ganzer Haut davon kömmt, der mag denken, daß er glücklich davon gekommen ist.

Betrachtung.

Es ist sehr schwer zu bestimmen, in wie fern man bösen Leuten, in ihrem Unglücke beystehen soll, und wie viel Gefahr und Schwierigkeiten ein weiser und rechtschaffner Mann, zu ihrem Besten auf sich nehmen kann. Er mag geben, leihen und wagen, so viel er, nach seinem mitleidigen Herzen und seiner Großmuth, immer will; nur muß er niemals weiter gehen, als er nach Beschaffenheit des Falls, mit gutem Gewissen gehen kann. Es ist wahr, ein jeder hat die Freyheit, diese und jene freundschaftlichen Dienste und Gefälligkeiten zu erzeigen, zu welchen er eigentlich nicht verbunden wäre; wenn ihn aber die Fülle seines guten Gemüths über die Grenzen der nöthigen Klugheit verführt, so kann man es für weiter nichts, als für eine schöne schimmernde Schwachheit erklären.

Unter dem Beine in dem Schlunde des Wolfs, ist jede Art des Unfalls zu verstehen, er mag nun den Leib, oder die Freyheit, oder die Glücksumstände treffen. Wie viele sehen wir täglich sich an Beinen in ihrem Schlunde würgen und martern, die, wenn sie der Quaal los sind, ihrem eignen Erretter nach Gut und Blut trachten! Kurz, die Welt ist voller Beyspiele, die den Sinn dieser Fabel bestärken; und es wird tausend Menschen, bey Lesung derselben, ihr Gewissen rühren, denen es nicht an der Stirne geschrieben steht.

IX. Fabel.

Der Landmann und die Schlange.

Ein Landmann fand bey harter Winterszeit eine Schlange unter einer Hecke, die fast todt gefrohren war. Der gutherzige Mann hob sie auf, und verwahrte sie in seinem Busen. Kaum aber hatte sie die Wärme wieder belebt, und sie wieder in den Stand gesetzt, Unheil zu stiften, als ihr mitleidiger Erretter von ihr gebissen ward. O du undankbares Thier! sprach er. Ist deiner bösen giftigen Gemüthsart mit nichts geringerm gedienet, als mit dem Untergange deines Wohlthäters?

Lehre.

Wer einen Undankbaren in seinem Busen aufnimt, der darf sich nicht wundern, wenn er von ihm verrathen wird; auch ist es nicht

Barm-

Barmherzigkeit sondern Thorheit, wenn man allgemeinen Feinde des menschlichen Geschlechts sich zu verbinden sucht.

Betrachtung.

Es ist nichts seltnes, daß gutherzige Leute mit Undank belohnet werden. Wie viel Exempel haben wir nicht mit unsern eignen Augen gesehen, da Böswichter, die von dem äußersten Mangel, der ihnen Lust und Kräfte, Uebels zu thun, benahm, errettet worden, zum Danke sich wider das Leben, die Ehre und das Glück ihrer Gönner und Erlöser verschworen haben! Es ist weiter hier nichts, als das in eine Fabel gebrachte Sprichwort: **Errette einen Dieb vom Galgen, und er wird dir die Kehle abschneiden.**

X. Fabel.

Der Löwe und der Esel.

Ein Esel war einsmals so verwegen, daß er einem Löwen höhnische Gesichter schnitt und ihn spöttisch anschrie. Anfangs wies ihm der Löwe die Zähne, und wollte über die Beleidigung empfindlich werden. Als er sich aber besser bedachte, sprach er: sey so spöttisch, wie du willst, du bleibst doch ein Esel; nur das einzige merke dir bey dieser Gelegenheit, daß blos deine Nichtswürdigkeit dir deine Haut ganz erhalten hat.

Lehre.

Lehre.

Es iſt unter der Würde eines groſſen Geiſtes, ſich mit Leuten in Streit einzulaſſen, die weder Verdienſte noch Muth haben; ohne der Thorheit zu gedenken, wenn man mit jedem armſeligen Schurken hadern will, den man nie, ohne eigne Schande, zu ſeinem Gegner oder Nebenbuhler haben kann.

Betrachtung.

Es ſchickt ſich für keinen angeſehenen und weiſen Mann, ſich mit kleinen Geiſtern zu überwerfen, und jedem Narren nach ſeiner Narrheit zu antworten. Der bloſſe Wortſtreit ſetzt in dieſem Falle den Herrn mit dem Knechte in einen Rang; und der Löwe hatte vollkommen Recht, daß er ſeinen Unwillen an keinem Eſel verſchleidern wollte, mit dem er keine Ehre einlegen, aber wohl welche verlieren konnte. Verachtung iſt bey dieſer Gelegenheit die einzige rühmliche Rache.

XI. Fabel.

Die Stadtmaus und Landmaus.

Eine Landmaus lud eine von ihren Freundinnen aus der Stadt auf ein Mahl, und gab alles dazu her, was ihr Ort vermochte; ſchimmlichte Brodrinden, trockne Stückchen Käſe, dumpfigten Grütze, alten Speck und dergleichen. Die Stadtmaus wußte zu wohl zu leben, als daß ſie an ihrer Bewirthung hätte

hätte etwas ausſetzen ſollen: gleichwohl aber ſtellte ſie ihrer Freundinn vor, daß ſie nach ihren Verdienſten einer beſſern Lebensart würdig wäre, und wenn ſie ſehen wollte, wie köſtlich ſie zu leben gewohnt ſey, ſo ſollte ſie ſichs gefallen laſſen, ſie mit nach der Stadt zu begleiten. Die Landmaus war es zufrieden; ſie ſchlupften alſo mit einander fort, und kamen gegen Mitternacht an Ort und Stelle. Die Stadtmaus zeigte ihrem Gaſte alle die Gewölber, Kammern, Küchen und andere Behältniſſe, wo ſie ihren Vorrath aufbewahrte; und führte ihn hernach in einen Speiſeſaal, wo ſie die Ueberbleibſel eines prächtigen, dieſen Abend gegebenen Schmauſes, noch auf der Tafel fanden. die Stadtmaus legte ihrer Geſpielinn von allem das Beſte vor, und ein ſammtnes Ruhebette war der Ort, wo ſie es zuſammen verzehrten. Schon wünſchte ſich die Landmaus, der ſolche Dinge vorher weder in die Sinne noch Gedanken gekommen waren, zu dieſer Veränderung ihrer Umſtände Glück; als plötzlich die Thüren aufſprungen, und ein Schwarm von lermenden Bedienten beyderley Geſchlechts hereintrat, welche ſich bey den übriggebliebenen Leckerbiſſen luſtig machen wollten; Die armen Mäuſe geriethen hierüber in die äuſſerſte Verwirrung, und beſonders war der Fremden, die ſich noch nie in dergleichen Gefahr befunden hatte, um ihre Haut bange. Mit genauer Noth rettete ſie ſich noch in einen Winkel, wo ſie ſich ſo lange mit Furcht und Zittern verbarg, bis die Geſellſchaft fortgieng. So bald das Haus wieder ruhig war, wandte ſie ſich zu ihrer Wirthin; Ey!

ſprach

ſprach ſie, meine liebe Hofſchweſter, iſt das die Brühe zu deinen köſtlichen Gerichten? Ich will immer wieder in mein Loch, zu meinem ſchimmlichten Käſe kehren, und da, in meiner Höle, lieber an harten Rinden knaufeln, und keine Gefahr zu befürchten haben, als hier die Beſitzerinn aller der niedlichſten Biſſen von der Welt ſeyn, und mich ſo ſchrecklichen Ueberfallungen ausgeſetzt wiſſen.

Lehre.

Dieſe Fabel zeigt den Unterſchied zwiſchen dem Hofleben und Landleben, und vergleicht das Vergnügen, die Unſchuld und Sicherheit des einen, mit der Angſt, Ueppigkeit und Gefahr des andern.

Betrachtung.

Wie unendlich ſind die ſtillen Vergnügen eines Privatlebens, dem Geräuſche und der Verwirrung eines öffentlichen Lebens vorzuziehen. Unſchuld, Sicherheit, Bekanntſchaft mit ſich ſelbſt, friſche Luft, Geſundheit, ununterbrochne Ruhe ſind die Glückſeligkeiten des einen; da immittelſt tobende Luſt, ſchwärmende Trunkenheit, Getöſe, Verwirrung, Falſchheit, Ueberliſtung, Verrätherey, und Krankheit die beſtändigen Begleiter des andern ſind.

Der Glanz und die Ueppigkeit des Hofes, ſind nur ſehr armſelige Belohnungen für die ſklaviſchen Aufwartungen, die neidiſchen Mitbewerbungen, und die getäuſchten Hoffnungen, welchen er uns unterwirft. Die ungewiſſe Gunſt des Fürſten, und der

Neid derer, welche nach dem Hörenſagen oder dem Scheine, ohne Vernunft und Wahrheit, urtheilen, machen auch die allerbeſte Art des Hoflebens, zu einem ſehr elenden Leben: der unzähligen Verſuchungen, Laſter und Ausſchweifungen eines vornehmen und üppigen Lebens nicht zu gedenken. Es halte nur jemand die Befriedigung ſeines leckerhaften Mauls, gegen die Folgen der Schwelgerey und Unmäßigkeit; die Dürftigkeit ſeines Geiſtes, gegen den verzärtelten Körper; die plagende Ueberläſtigkeit der Zeitungsträger und Scheinfreunde, gegen die ſchönen Worte und Verſicherungen, an welchen das Herz keinen Antheil nimt; er lege, ſage ich, das eine nun gegen das andere auf die Wagſchale, und er wird finden, daß er, mitten unter ſeinen gröſten Ergötzlichkeiten, noch immer ſehr elend iſt. Mit einem Worte, man ſtelle die Vergnügungen eines, unter Getöſe, Ceremonien und Lermen zugebrachten Lebens, gegen die Glückſeligkeiten eines, von Freyheit und Unabhängigkeit begleiteten Lebens; und mache alsdenn den Ueberſchlag.

Wer wollte ſich alſo, wenn er nicht ſehr unſinnig iſt, freywillig dem gebietheriſchen Winke und der Verachtung eines Großen unterwerfen? Sich unter liſtigen Umarmungen den Dolch in die Bruſt ſtoßen laſſen? Sich der unbarmherzigen Verleumdung Preis geben, und zu ſeiner eignen Vertheidigung ein Schelm werden? Denn in einem laſterhaften Zeitalter, wo es zum Verbrechen wird, anders als der gemeine Hauſe zu ſeyn, iſt man um

ſo

ſo viel mehr Gefahren ausgeſetzt, je ehrlicher man iſt. Der meiſten Wort muß nach jedes beſondern Intereſſe verſtanden und ausgelegt werden; und an ihr Verſprechen glauben ſie länger nicht gebunden zu ſeyn, als es ihnen ſelbſt zuträglich iſt.

Endlich, um die Fabel näher im Geſichte zu behalten, überlege man, mit der Landmaus, die Ruhe und Sicherheit eines eingezognen Landlebens, und zieh ihr, wenn man kann, die Unſicherheit, das Geräuſch und die Verwirrung eines erhabnern Glückes vor.

XII. Fabel.

Die Krähe und die Muſchel.

Eine Krähe hackte an einer Muſchel, und konnte, mit aller ihrer Mühe, die Schale nicht zerbrechen, um an die Muſchel ſelbſt zu kommen. Unterdeſſen kam eine andere Krähe, die erfahrner war, dazu, und gab ihr den Rath, ſie ſollte mit der Muſchel ſo hoch in die Luft fliegen, als ſie könnte, und ſie hernach auf einen nahen Felſen fallen laſſen, ſo würde die Schale, durch ihre eigne Wucht, zerbrechen. Der Rath ward angenommen, und es gelang; indem aber jene im Fluge war, laurete die andere auf dem Felſen, und flohe mit dem Fiſche davon.

Lehre.

Wenn ein eigennütziger Menſch ſeinem Nachbar einen guten Rath giebt, ſo kann man zeh-

ne gegen eins wetten, daß er seine Absichten dabey hat.

Betrachtung.

Offenherzige und einfältige Leute können gar leicht betrogen werden, wenn sie mit Argliſtigen und Verräthern zu thun haben. Und in der That kann selten ein Betrug mißlingen, wenn auf der einen Seite ein völliges Vertrauen und auf der andern scheinbare Vorstellungen sind. Es ist daher gut, wenn man behutsam verfährt; nur muß man nicht mißtrauisch werden, und überall das schlimmste argwohnen, sonden sich blos hüten, daß man nicht durch allzugroße Leichtgläubigkeit, beydes zum Raube und zum Gelächter wird. Wir Menschen können von der guten Absicht anderer nur blos nach dem Lichte, das wir von ihren Werken bekommen, urtheilen. Gleichwohl können wir dieses als eine Regel annehmen, daß wo der Rathgeber augenscheinlich bey dem Rathe gewinnt, und der, welchem der Rath gegeben wird, offenbar in Gefahr kömmt, sich zu verschlimmern, man sich nichts damit zu schaffen machen müsse. Der Rath der Krähe war an sich gut, nur daß sie ein betriegerisches Absehen dabey hatte.

* *

XIII. Fabel.

Der Fuchs und der Rabe.

Ein Fuchs spähte auf einem Baume einen Raben, mit einem Biſſen in Schnabel, aus, der ihm das Maul sehr wäßrig machte; allein die Fra-

ge

13. Der Fuchs und der Rabe.

14. Der Alte Löwe.

15. Der Esel und der Schooßhund.

16. Der Löwe und die Maus.

17. Der Kranke Habicht tut seine Frau.

18. Die Schwalbe und andre Vögel.

ge war, wie er ihn wegkriegen wollte. O du glückseliger Vogel, sprach er, du Lust der Götter und Menschen! — — und so ließ er sich weitläuftig über die reizende Gestalt des Rabens, über die Schönheit seiner Federn, über seine wunderbare Gabe der Prophezeyung und dergleichen, aus. Wenn du, fügte er endlich hinzu, eine Stimme hättest, die sich zu deinen übrigen vortreflichen Eigenschaften schickte, so würdest du das vollkommenste Geschöpf unter der Sonne seyn. Diese unverschämte Schmeicheley machte, daß der Rabe seinen Schnabel so weit aufsperrte, als er konnte, um dem Fuchse eine Probe von seiner holdseligen Stimme zu geben. In dem Aufsperren aber, entfiel ihm sein Frühstück, welches der Fuchs sogleich aufraffte, und dem Raben zurief: erinnere dich, Freund, daß ich wohl viel von deiner Schönheit, aber nicht ein Wort von deinem Verstande gesagt habe.

Lehre.

Es werden wenig Menschen in der Welt seyn, bey welchen die Schmeicheley nicht mehr oder weniger wirken sollte; denn wir sind alle für uns selbst eingenommen. Wenn sie aber einmal bey einem Narren Zutritt findet, so kann man gewiß seyn, daß man von ihm alles, was man sich nur vorsetzen will, durch sie erlangen wird.

Betrachtung.

Die Schmeicheley legt guten Dingen böse, und bösen Dingen gute Namen bey; gleichwohl

wird ſie nicht eher ihren Glauben verlieren, als bis es keine Schelme mehr giebt, die ſie machen, und keine Narren, die ſie annehmen.

Sie iſt an ſich ſelbſt ein unmännliches und ſklaviſches Laſter; durch die Verbindung aber, in der ſie mit der Heucheley ſteht, wird ſie noch häßlicher; denn indem wir machen, daß andre Leute beſſer von ſich ſelbſt denken, als ſie verdienen, ſo machen wir auch, daß ſie beſſer von uns denken, als wir verdienen. Eigenliebe und Eitelkeit kommen, auf der einen Seite, der Falſchheit und Unverſchämtheit auf der andern, zu Hülfe; und indem ſchwache Gemüther in der guten Meinung, die ſie von ſich ſelbſt haben, beſtärket werden, nehmen ſie gleichſam ſelbſt, an der zu ihrem Untergange gemachten Verſchwörung, Antheil. Das einzige Gute, was die Schmeicheley hat, iſt dieſes: daß wir, wenn wir hören, wie wir nicht ſind, daraus lernen können, wie wir ſeyn ſollten.

XIV. Fabel.

Der alte Löwe.

Ein Löwe, welcher in den Tagen ſeiner Jugend und Stärke, ſehr beleidigend und grauſam geweſen war, ward endlich, durch Alter und Schwachheit zu dem äußerſten Grad der Verachtung erniedriget; ſo daß alle Thiere des Waldes, einige aus Uebermuth, andere aus Rache, über ihn her

her fielen. Er war nunmehr auf alle Weiſe ein elendes Geſchöpf, nichts aber gieng ihm, bey ſeinem Unglücke, näher ans Herz, als daß ſich auch ſogar der Eſel unterſtand, wider ihn auszuſchlagen.

Lehre.

Ein Fürſt, der ſich keine Freunde macht, wenn er noch Vermögen und Gelegenheit hat, ſie ſich zu verbinden, darf ſich auch nicht verſprechen, Freunde zu finden, wenn er nicht mehr im Stande iſt, ihnen gutes zu thun.

Betrachtung.

Das Beyſpiel dieſes alten elenden Löwen, kann den Großen zu Gemüthe führen, daß ſich das Rad der Zeit und des Glücks unaufhörlich herumdreht, und daß ſie endlich ſelbſt in den Staub des Grabes herab müſſen, ohne in ihrem Alter irgend einen Troſt, als Ehre und Tugend und das Bewußtſeyn einer wohlangewandten Jugend, zu haben. Niemand aber wird ein ſo unbetauertes, ſo gerechtes, ſo nothwendiges, ſo angenehmes Opfer der Wuth und Verachtung des Volkes, als der, der ſich durch Bevortheilung des gemeinen Weſens, in die Höhe geſchwungen; beſonders wenn ſeine Unterdrückungen mit muthwilliger Grauſamkeit verknüpft geweſen, und er, aus bloßer Liebe zur Ruchloſigkeit, morden und plündern laſſen.

Der Löwe iſt hier auf dem Todtbette, und kann mit einem großen Manne in Ungnade verglichen werden. Kein einziger Freund, der ihm übrig

geblieben wäre; kein einziger Feind, der nicht gaffend bey ihm stünde, und ihm, mit seinen Hörnern oder Klauen, eins beyzubringen suchte. Da liegt er nun schwach, arm, ohne Vertheidigung, und in seinen Gedanken, von der sich schuldig wissenden Erinnerung des Stolzes und Uebermuths seiner Jugend, zernagt und durchstochen; alle seine Sünden, sowohl als alle seine Feinde, seine Ränke und Grausamkeiten, seine gebrochne Gelübden, Versprechungen und Bündnisse, seine Verstellung und Tyranney; kurz die Sträflichkeit aller seiner, auf den Untergang des Unschuldigen gerichteten Anschläge und Handlungen, kommen ihm auf einmal wieder vor die Augen. Ja, sein Elend vollkommen zu machen, sieht er sich so tief herabgestürzt, daß er gezwungen ist, die Stöße und Beschimpfungen der allerverächtlichsten Thiere des Feldes zu dulden, ohne daß ihm ein einziger beystehen, ja ihn nicht einmal beklagen will. Hieran, ihr übermüthigen Großen dieser Welt, denket auf der höchsten Staffel eures Glücks, und zittert!

XV. Fabel.

Der Esel und der Schooßhund.

Ein Herr hatte einen Schooßhund, dem er sehr gewogen war, und der beständig muthwillig um ihm herumlermte, und tausend Sprünge und Possen machte, die ungemein wohl aufgenommen wur-

wurden. Dieſes ſah ein Eſel in dem Hauſe, der ſich einbildete, daß er zu ſchlecht gehalten würde, und wollte eben dieſen luſtigen Weg einſchlagen, ſich die Gunſt ſeines Herrn zu erwerben; allein man gab ihm durch einen guten Knittel gar bald zu verſtehen, wie ſehr das Spielen des einen von dem Spielen des andern, unterſchieden ſey.

Lehre.

Leute, die ſich nach Exempeln richten, ſollten den Nachdruck und das Anſehen ihrer Vorgänger genau erwegen; denn was einem Menſchen anſteht, das kann an einem andern, unter veränderten Umſtänden, unerträglich ſeyn.

Betrachtung.

Alle Geſchöpfe haben etwas, was ihrer Art einzig und allein eigen iſt; und diejenigen Handlungen ſind die beſten, die mit ihrer Natur, nach jedes angebohrnem Triebe, am meiſten übereinſtimmen. Wenn der Eſel dem Hunde ſeine Schmeicheleyen nachmachen will, ſo iſt es eben ſo unnatürlich, als wenn der Hund dem Eſel ſein Geſchrey nachmachen wollte. Wer der Natur folgt, verfehlt niemals den rechten Weg, und was für jeden Menſchen das beſte iſt, dazu iſt er auch am geſchickteſten. Er thut, was er thut, leicht und glücklich; da hingegen alle Nachahmung knechtiſch und lächerlich iſt.

XVI. Fabel.

Der Löwe und die Maus.

Einem großmüthigen Löwen war eine arme Maus in die Klauen gerathen; auf ihre demüthige Bitte aber, ließ er sie wieder los. Wenig Tage darauf sahe sich der Löwe im Garne verwickelt, und erndtete den Nutzen seiner vorigen Gnade; denn eben dieselbe Maus erinnerte sich, bey seinem Unglücke, der von ihm genossenen Wohlthaten, machte sich über das Garn, zerknaufelte die Schlingen, und befreyte auf diese Weise ihren Erhalter.

Lehre.

Es gilt durch die ganze Kette der Schöpfung, daß der Große und der Kleine, einer den andern, brauchen.

Betrachtung.

Nichts ist so klein, ein Großer, er mag noch so groß seyn, kann es einmal nöthig haben; und also muß Klugheit und Vorsicht bey Begnadigungen eben sowohl Statt finden, als bey der Gerechtigkeit. Thue, wie du willst, daß man dir thue. Und die Verbindlichkeit wird desto stärker, je mehr Ehre man mit der Dankbarkeit einlegen kann. Die Großmuth des Löwen und die Erkenntlichkeit der Maus; die Gewalt und erhabne Würde des einen, und die Niedrigkeit der andern, tragen alle

das

das ihrige dazu bey, dieſe Fabel zu einer von den allerlehrreichſten zu machen. Denn auf der einen Seite wird ſowohl die Gnade als die Klugheit angeprieſen, indem der Löwe, da er die Maus beym Leben ließ, ſein eigen Leben errettete, und auf der andern wird das dankbare kleine Thier viele undankbare Menſchen beſchämen. Ueberhaupt iſt kein Menſch ſo groß, der nicht auch einmal in den Fall kommen könnte, in welchem wir den Löwen hier ſehen.

XVII. Fabel.

Der kranke Habicht und ſeine Mutter.

Mutter, ſagte ein kranker Habicht, hört mit den unnützen Klagen auf, und betet lieber für mich. Ach, mein Kind, verſetzte die Alte, zu welchem von den Göttern kann ich für einen Böſewicht beten, der keinen von allen ihren Altären unberaubt gelaſſen hat?

Lehre.

Nichts als das Bewußtſeyn eines tugendhaften Lebens, kann uns den Tod leicht machen; man verlaſſe ſich alſo ja nicht auf die kalte Reue in den letzten betäubenden Stunden.

Betrachtung.

Die Frömmigkeit und Reue des Habichts auf ſeinem Todbette, iſt der Milde und den guten Werken

Werken so mancher Bußfertigen, die wir in der Welt antreffen, gleich. Nachdem sie Tempel und Altäre beraubt und entheiliget, und sich der gräßlichsten Gewaltthätigkeiten und Unterdrückungen schuldig gemacht haben, bauen sie ein Hospital, oder irgend ein kleines Armenhaus, vermachen von dem, was sie Witwen und Wayfen abgenommen haben, geringe Summen der Kirche, und bilden sich ein, daß nunmehr alles wieder gut ist. Wie kann man sich aber, bey einem gottlosen Leben, auf den bloßen Zufall und die ungewissen Umstände verlassen, in welchen wir uns, bey Annäherung des Todes, befinden werden? Die Gnade muß sehr kräftig seyn, wenn sie, in dem Kampfe mit den Schwachheiten der beängstigten Natur, völlig siegen soll. Das ist wahrhaftig die Zeit nicht, die wir zu dem großen Werke unserer Aussöhnung mit dem Himmel wehlen müssen, wenn wir die Angst des Körpers und die Angst der Seelen fühlen, und von beyden zugleich bestürmt werden; ja, der muß mehr als unsinnig seyn, der seine Seligkeit auf diesen verzweifelten Ausgang ankommen läßt. Die Menschen entladen sich, in diesen Umständen, ohnedem aller beschwerlichen Betrachtungen, nicht anders, als wie sie zur See ein leckgewordenes Schif durch das Auswerfen der Ladung leichter machen; alles geht da in der größten Verwirrung zu, und sie entschlagen sich ihrer Sünden in dem einen Falle eben so, als sie sich in dem andern ihrer Güter entschlagen, nehmlich mit dem Vorsatze, sie wieder aufzufischen, sobald der Sturm vorüber ist.

XVII. Fabel.

Die Schwalbe und andere Vögel.

Eine Schwalbe, (ein Vogel, der wegen seiner Vorsicht bekannt ist) sahe einen Landmann Hanf auf seinen Feldern säen. Sie versammlete sogleich eine Menge kleiner Vögel, sagte ihnen, was der Mann hier thue, daß die Vogelsteller ihre Netze und Schlingen aus Hanf und Flachs machten, und rieth ihnen, den Saamen, wegen der schlimmen Folgen, bey Zeiten auszuhacken. Allein sie kehrten sich an die Warnung nicht; er faßte also Wurzel und schoß endlich auf. Nun sagte die Schwalbe abermals, es sey noch nicht zu spät, dem Uebel vorzukommen, wenn sie nur allen ihren Fleiß daran wenden wollten; als sie aber sahe, daß man auf ihre Reden ganz und gar nicht achtete, verließ sie ihre alten Gespielinnen im Walde, und entschloß sich, in der Stadt bey den Menschen zu leben. Der Hanf ward reif; er ward eingeerndtet; er ward verarbeitet; und leider sahe hernach die Schwalbe, in den daraus verfertigten Netzen, verschiedene von den Vögeln, die sie gewarnt hatte, gefangen, welche denn die Thorheit der so schändlich versäumten Gelegenheit, zu spät erkannten.

Lehre.

Ein weiser Mann sieht die Wirkungen in ihren Ursachen; Narren aber glauben nicht eher,

als bis dem Uebel nicht mehr kann abgeholfen werden.

Betrachtung.

Sowohl Staaten als Privatperſonen hat mancher groſse Unglücksfall betroffen, blos weil ſie, ihm in Zeiten vorzubauen, vernachläſsiget haben. Das gröſste Unheil iſt oft, aus einem ſehr geringen Anlaſſe erwachſen; hätte es gleich beym Ausbruche Widerſtand gefunden, ſo würde es ſo weit nicht haben um ſich greifen können. Ich will hier nur die Ottomanniſche Geſchichte anführen, die uns ſo manche traurige Beyſpiele hiervon zeigt; da die gröſsten Regenten von der Welt, aus Mangel zeitiger Vorſicht, in wenig Stunden von ihren Thronen ins Gefängniſs geſtoſsen worden. Man kann dieſe Lehre auch dahin ausdehnen, daſs wir uns hüten ſollen, den erſten Verſuchungen des Laſters Raum zu geben, das, wenn es nicht bey Zeiten gehemmt wird, Wurzel faſst, ſich über die ganze Seele ausbreitet, und leicht in unſerm gänzlichen Verderben, ſich endet. Man muſs keine Vorſpielungen gänzlich verachten, wenn die Folgen, die ſie anzeigen, wahrſcheinlicher Weiſe unglücklich ſeyn können.

19. Die um einen Königbittende Frösche

20. Der Habicht, der Falke und Tauben.

21. Der Hund und der Dieb.

22. Der Wolf und die Sau.

23. Der Berg in Kindsnöthen.

24. Der Esel u. sein undankbarer Herr.

XIX. Fabel.

Die Frösche bitten um einen König.

Die Frösche wurden ihrer Freyheit überdrüßig, und hielten bey dem Jupiter um einen König an. Jupiter, um sie zu versuchen, warf ihnen ein Klotz zum Regenten herab, das sie, durch den rauschenden Fall, alle in die Sümpfe scheuchte, aus welchen sie sich lange nicht heraus wagen wollten, bis endlich einer von ihnen, der kühner als die übrigen war, den Kopf in die Höhe steckte, sich umschaute, und den neuen Fürsten ganz ruhig da liegen sah. Nun rufte er seine Mitbürger zusammen, theilte ihnen seine Entdeckung mit, und machte dadurch, daß sie alle auf ihrem Könige herumhüpften, und das Schrecken, in dem sie vorher gewesen waren, in ein muthwilliges Lermen verkehrt wurde. Dieser König, sprachen sie, ist für uns zu stille; wir müssen den Jupiter um einen andern bitten. Er gab ihnen einen andern; und schickte einen Storch unter sie, welcher den guten König Klotz gar bald rächte, und so viele von seinen neuen Unterthanen verschlang, als ihm in den Weg kamen. Die Uebriggebliebenen von dem elenden Haufen, baten nunmehr nochmals um einen neuen König, oder um die Wiederherstellung ihres alten Standes; allein sie bekamen die Antwort, daß sie sich dieses Unglück selbst zugezogen hätten, und da ihnen der Storch zur Strafe gegeben worden, so müßten sie sich mit Geduld fassen, und ihn so gut ertragen, als sie könnten.

Lehre.

Lehre.

Einem unzufriednen Gemüthe mißfällt jeder Stand des Lebens. Ein Volk, das nicht weiß, wenn ihm wohl ist, und sich nach Veränderung sehnet, muß es sich selbst zurechnen, wenn diese Veränderung seine Umstände verschlimmert.

Betrachtung.

Diese ganze Fabel, den einzigen Punkt mit dem Klotze ausgenommen, erinnert uns an die Israeliten, die mit der Theokratie, unter welcher sie das glückseligste Leben führten, nicht zufrieden waren, sondern durchaus einen König haben wollten, wie ihn die benachbarten Völker hatten. Ihrem Verlangen ward gewillfahret, und in dem Könige Saul schickte ihnen Gott einen Storch, der sie gar bald ihre Thorheit empfinden ließ.

Wir sollten uns mit unserm gegenwärtigen Stande begnügen lernen, er mag seyn wie er will; denn wenn das Verlangen nach Veränderung sich des menschlichen Gemüths einmal bemächtiget, so ist kein Ende damit. Gott weis ganz gewiß, was für uns das beste ist, und sich seiner Vorsicht ergeben, ist der sicherste Weg, des Segens von oben herab theilhaft zu werden, und die Unbeständigkeit und Unzufriedenheit des Gemüths niemals bereuen zu dürfen, welche uns Menschen sehr oft den gröſten Unglücksfällen unterwirft, und doch nur macht, daß wir, nach vielfältigen Veränderungen, unsern ersten Zustand wieder wünschen.

XX. Fa-

XX. Fabel.

Der Falke, der Habicht und die Tauben.

Die Tauben ſahen ſich von dem Falken verfolgt, und erwehlten den Habicht zu ihrem Beſchützer. Der Habicht nahm das Amt an; aber anſtatt, daß er mit dem Falken hätte Krieg führen ſollen, richtete er, unter Vorſchützung ſeiner Würde, in zwey Tagen mehr Unheil in dem Taubenhauſe an, und vergoß mehr Blut, als der Falke kaum in ſo viel Monaten würde vergoſſen haben.

Lehre.

Es iſt eine ſehr gefährliche Sache, wenn ein Volk einen mächtigen und ehrgeizigen Mann zu ſeinem Beſchützer erwehlet.

Betrachtung.

Es iſt oft beſſer, wenn wir die Uebel, die wir kennen, gedultig ertragen, als mit weit gröſſerer Gefahr ihnen abzuhelfen ſuchen. Wie viel Perſonen haben Urſache zu wünſchen, daß ſie lieber die Beleidigung ihres nächſten Nachbar Falkens erduldet, als bey dem räubriſchen Advocat Habicht Hülfe geſucht hätten.

Und um wichtigere Punkte zu berühren: wie viel Völker hätten lieber die kleinen Drückungen ihres rechtmäßigen Fürſten ertragen, als zu den

Waffen, oder näher bey der Fabel zu bleiben, zur Hülfe einer auswertigen Macht, ihre Zuflucht nehmen sollen, welche in diesem Falle selten die Unabhängigkeit und Freyheit derjenigen, die sich in ihren Schutz begeben haben, zu unterdrücken vergißt. Häufige Beyspiele hiervon findet man unter andern in der alten Brittischen Geschichte, von den Pikten an, bis zu den Sachsen, den Dänen und Normännern; der neuern Exempel nicht zu gedenken.

XXI. Fabel.

Der Hund und der Dieb.

Als eine Diebesbande in einem Hause einbrechen wollte, ward ein Hund darüber rege, und fing an zu bellen. Einer von der Bande sprach ihm freundlich zu, und wollte ihm mit einem Stücke Brod den Mund stopfen. Nein, sprach der Hund, daraus wird nichts; ich werde mich nicht bestechen lassen, um meinen Herrn zu verrathen, und bin auch nicht gesonnen, um einen einzigen Bissen die Gemächlichkeit und Freyheit meines ganzen Lebens in die Schanze zu schlagen.

Lehre.

Unter schönen Worten, Geschenken und Schmeicheleyen, kann man gewiß glauben, daß eine schlechte und böse Absicht verborgen liegt.

Betrach-

Betrachtung.

Wenn böse Menschen auf einmal höflich und gefällig werden und besser als gewöhnlich zu seyn scheinen, so vermuthet die Klugheit Betrug dahinter, und hält ihre Worte gegen ihre Handlungen. Diese Moral geht alle und jede an, welchen sich andere vertrauen; sie mögen Räthe, oder Lieblinge, oder Bediente, oder Soldaten, oder Handelsleute seyn, denn es giebt unter allen Gattungen und Professionen böse und gute Menschen. Der Hund des Aesopus beschämt also alle falsche Menschen überhaupt, und giebt allen Untergebnen, wie sie Namen haben mögen, den guten Unterricht, keines elenden Gewinnstes wegen, ihre Ehrlichkeit bey Seite zu setzen, wenn sie nicht am Ende von unaufhörlicher Reue und den Bissen eines verletzten Gewissens wollen gemartert werden.

* *

XXII. Fabel.

Der Wolf und die Sau.

Gegen eine Sau, die eben niederkommen sollte, erbot sich ein Wolf, mit vieler Höflichkeit, für ihre Jungen Sorge zu tragen. Die Sau dankte ihm mit gleicher Höflichkeit für seine Liebe, und bat ihn, er möchte ein wenig von weiten stehen bleiben, und ihr seine guten Dienste in der ferne, je ferner je besser, erweisen.

Lehre.

Keine Fallstricke sind so gefährlich, als die, welche uns unter dem Namen der Gefälligkeiten erwiesen werden.

Betrachtung.

Ein kluger Mann ist gegen die ganze Welt auf seiner Hut, besonders gegen einen Feind, der sich ihm unter der Gestalt eines Freundes zeigt. Die niedergekommene Sau würde eine sehr schlechte Wahl getroffen haben, wenn sie den Wolf zu ihrer Wärterinn angenommen hätte.

XXIII. Fabel.

Der Berg in Kindesnöthen.

Es ging das Geschrey, der Berg wäre in Kindesnöthen, und die ganze Nachbarschaft lief zusammen, um zu sehen, was so eine große Mutter für ein Ungeheuer hervorbringen werde, als plötzlich, man denke! eine lächerliche Maus herauslief.

Lehre.

Nichts macht einen Menschen lächerlicher, als wenn er durch eitles Geräusch, alles um sich herum in die größte Erwartung setzt, und bey der Ausführung weit zurück bleibt.

Betrachtung.

Was sind alle ausschweifende Anschläge und Unternehmungen der Eiteln dieser Welt anders, als mehr oder weniger aus dieser Fabel fließende Lehren? Was sind die gewaltigen Ansprüche, die man ohne Ueberlegung macht, aber nicht ausführt,

anders

anders, als Dünſte einer Krankheit, oder fieberhafte Träume, die weder Verbindung, noch Folgen haben? Auch iſt es damit noch nicht genug, daß die Unternehmer ihren Zweck nicht erreichen; ſondern ſie werden noch dazu, anſtatt fürchterlich, lächerlich, wenn ihre Geſchwulſt Wind iſt, und der Berg weiter nichts als eine Maus hervorbringt? Wir könnten manche neue Beyſpiele von Unternehmungen, auf welche dieſe Fabel paßt, anführen; wir wollen aber lieber eine ſo anſtößige Sayte nicht berühren.

XXIV. Fabel.

Der Eſel und ſein undankbarer Herr.

Ein armer Eſel, den Alter und harte Arbeit völlig hingerichtet hatten, hatte einsmals das Unglück, einen falſchen Tritt zu thun, und unter ſeiner Laſt zu Boden zu fallen. Sogleich fiel ſein Treiber über ihn her, und prügelte ihn beynahe todt. Ja, ja, ſagte der Eſel, das iſt der Lauf der undankbaren Welt; ein einziges zufälliges Verſehen kann bey ihr die treuen Dienſte eines ganzen Lebens vernichten.

XXV. Fabel.

Ein alter Hund und ſein Herr.

Ein alter Hund, der in der Jugend ſeinem Herrn manche frühliche Jagd gemacht, und alle Pflichten eines treuen Dieners beobachtet hatte,

verlohr endlich Hurtigkeit und Kräfte, und so oft er etwas versah, ward er mit Schlägen und Scheltworten überhäuft, und endlich gar aus dem Hause gestoßen. Herr, sagte der Hund, mein Wille ist so gut als er jemals gewesen ist, aber meine Stärke hat mich verlassen; und du kannst mich mit eben so gutem Rechte hängen, weil ich alt bin, als weil ich unvermögend bin.

Lehre dieser zwey Fabeln.

Es ist eine barbarische Unmenschlichkeit grosser Herren gegen ihre alten Diener, wenn sie in Betrachtung der vergangenen Dienste ihrer Stärke und Jugend, die natürlichen Gebrechen ihres Alters nicht übersehen wollen; und wohl gar eines Alters, das durch schwere Arbeit und Eifer in ihrem Dienste, beschleuniget worden.

Betrachtung.

Diese Fabeln verdammen die undankbare Grausamkeit derjenigen, die weder ein Versehen vergeben, noch tausend Dienste belohnen, sondern einen einzigen unglücklichen Zufall höher anrechnen, als eine lange Reihe löblicher Verrichtungen. Ein einziger Fehltritt bringt ein ganzes rühmliches Leben in Vergessenheit, und dieses bey Regierungen sowohl, als an Höfen und in Familien; bey Herren und Frauen sowohl, als in Staaten.

Es ist ein großes Elend, wenn treue Diener so unempfindlichem und undankbaren Herren in die Hände fallen; als welche alle Dienste nur nach dem

25. Der alte Hund und sein Herr.

26. Der Esel d. Affe u. d. Maulwurf.

27. Die Hasen und die Frösche.

28. Der Wolf die Ziege und der Junge.

29. Der Hund das Schaf und Wolf.

30. Der Bauer und die Schlange.

dem Nutzen, den sie ihnen bringen, schätzen, ohne im geringsten auf Eifer, Treue, und Ergebenheit des Herzens zu sehen, sondern wohl noch gar dem alten Knechte, die Stärke und Unverdrossenheit seiner Jugend, mit Vorwürfen und Schlägen belohnen. Ja selbst die menschliche Schwachheit machen sie zu einem Verbrechen, indem sie mit ihren abgelebten Dienern nicht besser, als mit Bestien verfahren, weil sie nicht mehr als Menschen sind. Hier muß sich ein alter ausgedienter Hund, aus Mangel guter Zähne und Füsse, die er in dem Dienste seines Herrn abgenutzt hat, selbst versorgen, und es für eine große Gnade erkennen, wenn man ihn nicht für Hunger sterben läßt. Nunmehr wäre die Frage, ob eine solche Unbilligkeit ruchloser oder gefährlicher ist? Denn, auch außer der Unmenschlichkeit, ist es eine Lehre, die für den Herrn selbst sehr gefährliche Folgen haben kann, wenn er der Welt zeigt, daß sich ein Diener unmöglich in eine dauerhafte Gunst bey ihm setzen könne; ja, es entsteht sogar eine Art von Versuchung zur Bosheit und Ungerechtigkeit daraus, wenn man sieht, daß es gefährlich ist, Pflicht und Tugend zu üben.

XXVI. Fabel.

Der Esel, der Affe und der Maulwurf.

Ein Esel und ein Affe schütteten ihre Klagen gegen einander aus. Der Esel beklagte sich gewaltig, daß er keine Hörner habe; und dem Affen

gieng es eben so nahe, daß ihm ein Schwanz mangele. Ihr könnt beyde schweigen, sagte ein Maulwurf; denn wir armen Maulwürfe sind schlimmer daran, als keiner von euch ist.

XXVII. Fabel.

Die Hasen und die Frösche.

Einsmals wurden die Hasen über die elenden Umstände, in welchen sie lebten, höchst mißvergnügt. Da müssen wir nun, sagte einer von ihnen, der Gnade der Menschen, der Hunde, der Adler, und ich weis nicht, wie viel anderer Geschöpfe, leben, die uns alle zu ihrem Raube machen, wenn es ihnen beliebt; wir sind in unaufhörlicher Furcht, in unaufhörlicher Gefahr; und daher bin ich durchaus der Meinung, daß es besser ist, einmal für allemal zu sterben, als auf diese Weise in einer beständigen Angst zu leben, welche schlimmer, als der Tod selbst ist. Der Vorschlag ward unterstützt und gebilliget, und sogleich auch der Entschluß gefaßt, daß sie sich alle zusammen ersäufen wollten. Mit diesem festen Vorsatze eilten sie der nächsten Lache zu, als auf das annähernde Geräusche, und aus Furcht für die Hasen, eine grosse Menge Frösche auf einmal von dem Ufer ins Wasser sprangen. Was ist das, meine Herren? sprach einer von den ansehnlichsten aus der Gesellschaft. Ich dächte wir hätten noch ein wenig Geduld; denn ich finde, daß unsere Umstände so schlecht noch nicht sind, als wir es uns eingebildet haben, weil sich die Frösche, wie wir sehen, eben so sehr für uns, als wir uns für andere, fürchten.

Lehre

Lehre dieſer zwey Fabeln.

Niemand muß ſich wider die Ordnung und Rathſchlüſſe der Vorſicht auflehnen. Der uns erſchaffen hat, weis, was uns am dienlichſten iſt; und eines jeden Menſchen Loos, wenn es gehörig eingeſehen und gebraucht wird, iſt ſonder allen Zweifel, für ihn das beſte.

Betrachtnng.

Da die Natur für die Bedürfniſſe aller Geſchöpfe, und für das Wohlſeyn eines jeden in ſeiner Art, ſorgt: da es in keines Gewalt ſteht, ſich anders zu machen, als die Vorſicht gewollt hat, daß es ſeyn ſoll: was für ein Unſinn iſt es, zu wünſchen, daß wir anders ſeyn möchten, als wir ſind, und unaufhörlich bleiben müſſen. Jedes Sonnenſtäubchen der Schöpfung hat ſeinen beſtimmten Platz; jedes Geſchöpf hat ſeine eigenthümliche Geſtalt, und iſt nicht befugt, mit ſeinem Schöpfer zu hadern, warum er es eben ſo geſchaffen hat. Warum bin ich nicht das? und Warum habe ich nicht jenes? ſind Fragen, die man nur einem Philoſophen aus dem Tollhauſe vergeben kann; und wir mögen, mit eben ſo gutem Rechte, die Bewegungen des Himmels, die Abwechſelung des Tages und der Nacht, die Folge der Jahrszeiten tadeln, als wegen irgend eines andern von den Werken Gottes, die Vorſicht meiſtern. Der Eſel wollte gern Hörner haben; der Affe verlangte einen Schwanz, und die Haſen begehrten von allem Schrecken frey zu ſeyn, da ſie doch ſelbſt, bey aller ihrer Furchtſamkeit, andere

ſchreckten: hier aber zeigten die Frösche, und dort der Maulwurf, daß es noch andre gäbe, die eben ſo elend wären, als ſie.

Es ſcheinet zwar eine Art einer boshaften Beruhigung zu ſeyn, die ein Menſch aus anderer Unglücke ſchöpft; allein die Vernunftmäßigkeit dieſer Ueberlegung beruht auf einem andern Grunde; denn unſer Troſt entſpringt nicht daher, weil andre elend ſind, ſondern er entſteht aus der Vergleichung, die wir zwiſchen uns und dieſen Elenden anſtellen; aus der Betrachtung, daß wir unter dem allgemeinen Looſe der Menſchheit mit begriffen ſind. Und ſo wie wir glücklich oder elend, in Vergleichung mit andern ſind; ſo ſind auch andre glücklich oder elend, in Vergleichung mit uns; und aus dieſer gerechten Einrichtung der Vorſehung, können wir uns von der Sündlichkeit und dem Vergehen unſerer Undankbarkeit überzeugen. Was würde ein Menſch, der mit dem Podagra, oder dem Steine geplagt iſt, nicht um ſeine Befreyung von dieſen Uebeln geben? Nun ſetze man auf der einen Seite eine unheilbare Armuth, und auf der andern, eine unheilbare Krankheit; ſollte ſich der arme Mann in ſeinen Lumpen nicht glücklicher dünken, als jener im Purpur? Allein der Reiche beneidet die Geſundheit des Armen, ohne ſeinen Mangel zu bedenken; und dieſer beneidet jenes Schätze, ohne auf ſeine Krankheiten zu ſehen. Was iſt ein böſer Name in der Welt, gegen ein gutes Gewiſſen? Und wie viel minder elend iſt ein unſchuldiger Mann auf der Folter, als ein

Schuldi-

Schuldiger, der gleiche Marter ausſtehen muß? Das einzige, was die Haſen und Eſel thun können, iſt, für das, was ſie ſind und was ſie haben, dankbar zu ſeyn, und nicht über das Schickſal zu murren, das ſie, ihrem Unwillen zum Troße, ertragen müſſen.

XXVIII. Fabel.

Der Wolf, die Ziege und das Zickel.

Als eine Ziege des Morgens ausgieng, befahl ſie ihrem Zickel, bey ihrem mütterlichen Segen, die Thüre in ihrer Abweſenheit durchaus nicht aufzumachen, und kein Geſchöpf einzulaſſen, das nicht einen Bart habe. Kaum war die Ziege fort, ſo kam ein Wolf, welcher den Befehl gehört hatte, an die Thüre, und rief dem Zickel mit einer klaren Stimme zu: mach deiner Mutter auf! Allein das Zickel merkte den Betrug, und hieß dem Wolfe, er möchte nur ſeinen Bart zeigen, und denn ſollte ihm die Thüre ſogleich geöffnet werden.

Lehre.

Niemals hat ſich ein Heuchler ſo verſtellen können, daß er nicht an einem oder dem andern Merkmale zu erkennen geweſen wäre.

Betrachtung.

Hier wird uns, unter der Weigerung des Zickels, die Thüre aufzumachen, Klugheit, Vorſicht und

und Gehorſam empfohlen; und zugleich in dem Wolfe, das tückiſche Verfahren eines nichtswürdigen Betriegers vorgeſtellet. Wenn der Gehorſam des Zickels nicht größer als ſeine Scharfſichtigkeit geweſen wäre, ſo würde es, zu ſeinem Schaden, die Zähne eines Wolfs in dem Munde einer verſtellten Ziege, und die Bosheit eines Feindes unter dem Vorwande der Anverwandtſchaft, entdeckt und empfunden haben.

XXIX. Fabel.

Der Hund, das Schaf und der Wolf.

Ein Hund forderte ein Schaf, wegen einiger Maaß Weitzen, die er ihm wollte geliehen haben, vor Gericht. Der Kläger bewies die Schuld mit drey glaubwürdigen Zeugen, dem Wolfe, dem Habicht, und dem Geyer. Der Beklagte, verlohr den Proceß, mit ſamt den Unkoſten, und ward gezwungen, zur Bezahlung des Gläubigers, die Wolle von ſeinem Rücken zu verkaufen.

Lehre.

Wenn ſich Kläger, Richter und Zeugen wider den Gefangenen verſchworen haben, ſo iſt es gleich viel, ob ſeine Sache gut oder ſchlecht iſt, ob er mit Recht oder mit Unrecht angeklagt worden.

Betrachtung.

Keine Unſchuld iſt außer Gefahr, wenn Macht und Bosheit ſich wider ſie verbunden haben. Gegen

gen Beſtechung und falſche Beweisthümer iſt keine Hülfe. Gleichwohl können wir ohne Geſetze nicht leben; und man kann in vielen Fällen nichts darwider thun, wenn die rettende Billigkeit von dem tödtenden Buchſtaben deſſelben überwältiget wird. Der Ausſpruch des Richters entſcheidet; aber nach den wahren oder falſchen Beweisthümern muß ſich dieſer Ausſpruch richten. Die Gefahr beruht alſo nur darauf, wenn den Schwüren der Wölfe, Habichte und Geyer zu viel geglaubt wird; das iſt, wenn man ſo nichtswürdige Zeugen gelten läßt, die der Wahrheit ſelbſt zur Schande gereichen.

XXX. Fabel.

Der Bauer und die Schlange.

Eine Schlange hatte ihren Aufenthalt unter der Thürſchwelle eines Bauerhauſes. Ein Kind aus dem Hauſe trat ungefehr auf ſie; die Schlange biß es, und es ſtarb an dem Biße. Der Vater des Kindes ſchlug nach der Schlange, er traf ſie aber nicht, ſondern der Schmiß war bloß auf dem Steine, auf den er geſchlagen hatte, zu erkennen. Einige Zeit darauf trug der Bauer der Schlange an, daß ſie wieder gute Freunde ſeyn wollten. Nein, ſagte die Schlange, ſo lange ich noch den Fleck auf dem Steine in den Augen, und du, den Tod deines Kindes in Gedanken haſt, iſt zwiſchen uns an keine Freundſchaft zu denken.

Lehre.

Lehre.

Es ist ein groſser Unterschied zwischen der Vergebung und der anscheinenden Bereitwilligkeit zu vergeben. Wir mögen zwar in vielen Fällen das Beste hoffen, nur müssen' wir nicht unsere ganze Wohlfahrt dabey aufs Spiel setzen.

Betrachtung.

Einem versöhnten Feinde ist nicht wohl zu glauben; noch gefährlicher aber ist es, wenn man es von Gnade und Vergebung gleich auf Zuversicht und Vertrauen kommen läßt; besonders wenn so manche Denkzeichen im Gesichte bleiben, die zu Haß und Rache anfeuern können. Ueberhaupt kam der Bauer, alles wohl überlegt, mit der vorgeschlagenen Vorsöhnung zu geschwind; und die Schlange hatte Recht, daß sie sich mit keinem Manne wieder einlassen wollte, den das noch frische Andenken der Beleidigung leicht zur Rache hätte antreiben können. Es ist daher sehr nothwendig, daß der eine weis, wem und wie weit er trauen soll, und daß der andere überlegt, wem er dieses Zutrauen zumuthet. Bald wieder versöhnt seyn, zeigt nicht immer ein gutes Herz an; und Nachsicht ohne Klugheit, ist blos ein mehr verzeihlicher Fehler.

31. Der Fuchs und der Storch.

32. Der Fuchs u. d. geschnitzte Kopf.

33. Die Krähe mit der gebogten Feder.

34. Die Fliege und die Ameise.

35. Der Frosch und der Ochse.

36. Der Esel und der Wolf.

XXXI. Fabel.

Der Fuchs und der Storch.

Ein Fuchs lud einmals einen Storch zu einem Gaſtgebote. Er ließ verſchiedene Suppen in flachen Tellern und Schüſſeln auftragen, fing an ſie begierig aufzuſchlurfen, und bat ſeinen Gaſt herzlich, ſichs ja wohl ſchmecken zu laſſen. Der Storch ſahe, daß er angeführt war, nahm aber die Bewirthung mit einem heitern Geſichte auf, und ſagte ſeinem Freunde, daß er ſo gut ſeyn und dieſen Abend nun auch mit ihm vorlieb nehmen werde. Der Fuchs machte verſchiedene Entſchuldigungen, allein der Storch ließ ſich nicht abweiſen, und endlich mußte er ihm verſprechen, zu kommen. Die Gerichte wurden in Gläſern mit enzen Hälſen aufgetragen, und es waren die leckerhafteſten, die der Storch nur hatte finden können. Wohlan, mein liebſter Freund, ſprach er zu dem Fuchs, thue als ob du Hauſe wäreſt, und hiermit machte er ſich ſelbſt begierig drüber. Der Fuchs merkte den Poſſen gar bald, ſchlich ſich weg, und mußte bekennen, daß er für ſeinen unwirthbaren Muthwillen gehörig bezahlt ſey.

Lehre.

Nichts ſieht alberner aus, als ein tückiſcher Schalk, der überliſtet, und durch ſeinen eigenen Poſſen zu Schanden gemacht wird.

Betrachtung.

Dieſes iſt gemeiniglich das Schickſal der luſtigmacher und Poſſenreiſſer, die, wenn ſie denken, daß ſie ſich mit andern luſtig machen, endlich ſelbſt zum Gelächter werden.

Des Fuchſes Muthwille ging zu weit, weil es ſowohl auf ſeine Einladung, als unter ſeinem Dache geſchah. Die Vergeltung des Storchs war alſo, auch nach den Regeln der Höflichkeit und des guten Umgangs, eine ganz verantwortliche Rache; denn da der Fuchs die Spötterey anfing, ſo erhielt der andere nicht nur eine Aufforderung, ſondern auch eine Art von Recht, ihn mit gleicher Münze zu bezahlen. Hieraus mögen wir die Freyheiten in Geſellſchaft, die alle Grenzen der Leutſeligkeit, der Ehre, der Hochachtung und Anſtändigkeit überſchreiten, beurtheilen und zugleich einſehen lernen, daß die Geſetze der Menſchlichkeit und der Gaſtfreyheit auf alle Weiſe unverletzlich ſeyn ſollten; denn einen Freund, wegen eines luſtigen Einfalls beleidigen, iſt ein unſittlicher und unerträglicher Uebermuth.

XXXII. Fabel.

Der Fuchs und der geſchnitzte Kopf.

Ein Fuchs bewunderte, in der Werkſtatt eines Bildſchnitzers, unter andern ein ſehr fein gearbeitetes Bruſtſtück, und ſagte, nachdem er es

ſehr

ſehr genau betrachtet hatte: wahrhaftig, du biſt ein ungemein ſchönes Stück, aber iſt es nicht Schade, daß du nicht ein Körnchen Verſtand haſt?

Lehre.

Ein ſchönes Aeußerliche zeigt nicht immer eine ſchöne Seele an. Dem bloßen äußerlichen Scheine iſt ſelten zu trauen.

Betrachtung.

Die Vortreflichkeit der Seele iſt weit über der Schönheit des Körpers, ob man gleich gemeiniglich weit mehr Sorge anwendet, die Vorzüge des einen, als der andern auszuarbeiten. Mit einem Worte alles zu ſagen; die Welt ſelbſt iſt nichts als eine große Werkſtatt voll geſchnitzter Köpfe; und die Anmerkung des Fuchſes gilt eben ſowohl im gemeinen Leben, als in der Fabel.

XXXIII. Fabel.

Die Dohle mit den geborgten Federn.

Eine Dohle, die gern glänzen wollte, putzte ſich mit allen ſchönen Federn aus, die ſie zuſammen bringen konnte, und dünkte ſich nunmehr beſſer, als irgend ein Vogel in der Luft. Hierdurch zog ſie ſich den Neid aller ihrer Geſpielinnen zu, die, nachdem ſie hinter die Wahrheit gekommen waren, einmüthig auf ſie fielen, und ihr den geborgten Putz ausrupften. Als nun jeder Vogel ſeine ei-

gnen Feder wieder hatte, war die alberne Dohle, was sie von Anfange gewesen war, und sahe sich, außer ihrer ersten Armseligkeit, noch dazu einer anhaltenden Verachtung ausgesetzt.

Lehre.

Leute, bey welchen Stolz und Betteley zusammenkommen, werden am Ende ganz gewiß lächerlich.

Betrachtung.

Jedes Ding und jeder Mensch, ist in dem Zustande, in welchen ihn die Natur gesetzt hat, am besten und am glücklichsten; wenn aber Dohlen Pfaue, und Esel Löwen seyn wollen, so können sie gewiß glauben, daß man sie, für alle ihre Mühe, zuletzt auslachen wird. Dieses Gleichniß von der Dohle mit ihren geborgten Federn, erstreckt sich auf alle Arten von Betriegern und Grosprechern. Es zielt also auch darauf, wenn man sich den Ruhm eines witzigen und gelehrten Kopfs anmaßt; und in diesem Falle geht es nicht anders, als es mit Leuten geht, die auf Treue und Glauben ihres guten Ansehens, mit Stand, Geburth und Tapferkeit prahlen. Dergleichen Plagiare, die auf den von andern Schriftstellern geborgten Witz, großthun, können daher füglich mit der Dohle in der Fabel verglichen werden.

XXXIV. Fabel.

Die Ameiſe und die Fliege.

Wo iſt die Ehre, wo iſt das Vergnügen in der Welt, ſagte eine Fliege, als ſie mit einer Ameiſe um den Vorzug ſtritt, woran ich kein Theil habe? Stehen mir nicht alle Zimmer und Tempel offen? Bin ich nicht der Credenzer der Götter und Fürſten, bey allen ihren Opfern und Gaſtereyen? Und alles dieſes ohne Geld, und ohne Mühe. Ich gehe auf Kronen einher, und küſſe aller Schönen Lippen, die mir gefallen. Kannſt du ſo etwas von dir ſagen? Eitler Prahler, ſagte die Ameiſe, weißt du den Unterſchied nicht zwiſchen einem der als Gaſt kömmt, und einem der ſich eindringt? Den Leuten iſt an deiner Geſellſchaft ſo wenig gelegen, daß ſie dich vielmehr todtſchlagen, ſobald ſie dich treffen können. Wo hin du kömmſt, biſt du ihnen zur Plage; dein Odem erzeugt Maden, und die Küſſe, deren du dich rühmſt, was ſind ſie anders, als eine Verbreitung des ſüßen Geruchs, den du von dem letzten Miſthaufen mit dir genommen? Ich meins Theils, lebe von dem, was mein eigen iſt, und arbeite den Sommer über redlich, um mich den Winter durch erhalten zu können, da inzwiſchen der ganze Lauf deines ärgerlichen Lebens, dieſer iſt, daß du in der einen Helfte des Jahres ſtiehlſt und betriegſt, und in der andern für Hunger umkömmſt.

Lehre.

Die Glückseligkeit des Lebens besteht nicht sowohl in dem Genuße geringer Vortheile, als in der Befreyung von großen Unfällen. Der Mittelstand ist der glücklichste Stand, den sich ein Mensch wünschen kann.

Betrachtung.

Diese Fabel zeigt uns den Unterschied zwischen der eiteln Prahlerey, und den wesentlichen Zierden der Tugend. Schwerlich kann sich ein Mensch eine wahrere Abbildung der freyen, anständigen, landmännischen Einfalt, vorstellen, als den Antheil den die Ameise an dem Gespräche dieser Fabel hat. Sie sorgt für ihren Unterhalt; sie beleidigt niemanden; sie macht sich keine Feinde; ihr fehlt nichts und sie prahlt mit nichts; sie lebt mit dem, was ihre ist, vergnügt, und genießt alles mit gutem Gewissen. Dieses Sinnbild empfiehlt uns die Glückseligkeit eines tugendhaften eingezognen Lebens, wo alles nach dem rechten Maaße der unverwöhnten Natur geht, und enthält, in wenig Worten, die ganze Summe eines glücklichen Standes.

Die Fliege hingegen führt ein faules, wollüstiges, ärgerliches Leben; sie wird überall gehaßt, und ist in beständiger Furcht und Gefahr. Sie fliegt zwar aus einem Zimmer in das andere, von einem Fenster zu dem andern, rühmt sich ihres Ansehens bey Hofe, und ihrer Gunst beym Frauenzimmer: Was ist aber dieses elende Ungezie-

geziefer mehr, als ein wahres Ebenbild unſerer gewöhnlicher Schmarotzer, die ihre Zeit damit zubringen, daß ſie von eines Großen Tiſche, zu dem andern rennen, um Brocken und Zeitungen zu ſammlen, und gute Geſellſchaften zu verderben; oder geſchäftig von einer Aufwartung zur andern eilen, und ſich jedem, dem ſie beſchwerlich zu fallen für gut befinden, nothwendig zu machen ſuchen.

XXXV. Fabel.

Der Froſch und der Ochſe.

Als ein großer Ochſe auf einer Wieſe weidete, ſtand ein alter neidiſcher Froſch gaffend bey ihm, und rief ſeinen Kleinen zu, ſie ſollten einmal dieſen Berg von einem ungeheuren Thiere betrachten. Und ſeht, fügte er hinzu, ob ich mich nicht zum gröſſten von uns beyden machen will! Hiermit blies er ſich einmal, und zum andernmale auf, und ſchwoll immer mehr und mehr, bis er ſich endlich zu ſtark anſtrengte und platzte.

Lehre.

Kleine Geiſter dünken ſich gemeiniglich gröſſer und würdiger, als ſie ſind, und halten andere Leute für kleiner und geringer. Die Folgen dieſes elenden Stolzes gereichen oft dem, der damit beſeſſen iſt, zum Unglücke, oder machen ihn wenigſtens in den Augen derjenigen verächtlich, welchen er am liebſten eine gute Meinung von ſich beybringen möchte.

Betrachtung.

Diese Fabel kann wider diejenigen erkläret werden, die ein vornehmer Leben führen, als ihre Würde erfordert und ihre Glücksumstände erlauben; die Geld über Geld mit Leuten um die Wette aufgehen lassen, die zehnmal mehr Vermögen haben, und also am Ende nothwendig bersten oder Bankerot machen müssen. Stolz und Ehrgeiz treiben die Menschen nicht bloß zu Ausschweifungen, sondern auch oft zu Unmöglichkeiten, und verursachen den gewissen Untergang des Kleinern und Schwächern, wenn er es denen an Macht und Aufwand gleich thun will, die ihm an Kräften und Reichthum weit überlegen sind. Eben so geht es auch, wenn Leute von geringen Fähigkeiten und großer Einbildung, es mit Männern aufnehmen wollen, die sie an Witz und Gelehrsamkeit übertreffen; sie verlieren die Ehre, in beyden für mittelmäßig gehalten zu werden, die sie, ohne ihre Eitelkeit, hätten behaupten können, und machen sich also, da sie mehr seyn wollen, als sie sind, geringer, als man sie wurde geglaubt haben, wenn sie sich selbst besser gekannt hätten. Kurz, wer sich, alles zu wissen vermißt, wird für einen gehalten, der gar nichts weis, und dieses mit so viel mehrerem Rechte, weil er in der Kenntniß seiner selbst ein Unwissender ist.

XXXVI. Fabel.

Der Esel und der Wolf.

Ein Esel hatte sich einen Dorn in den Fuß getreten, und aus Mangel eines bessern Wundarztes, mußte er sich dem Wolfe anvertrauen, der sich, ihm denselben mit den Zähnen heraus zu ziehen, erbot. Kaum war der Esel geheilt, als er die böse Absicht des Wolfs merkte, und seinem Operateur mit seinem gesunden Fuße einen solchen Schlag zwischen die Ohren versetzte, daß er ihn ganz betäubte, und unter dessen Zeit hatte, sich aus dem Staube zu machen.

Lehre.

Wer Böses im Sinne hat, dem widerfährt Böses; und dieses nach den allgemeinen Regeln der Billigkeit und Vergeltung.

Betrachtung.

Den schönen Worten derjenigen, welchen unser Untergang so angenehm als ersprießlich seyn würde, ist nicht zu trauen; besonders wenn der Anschlag unter der Larve einer freundschaftlichen Gefälligkeit versteckt liegt. Es ist nicht mehr wie billig, List mit List zu hintertreiben, und einem falschen Spieler Kunstgriffe gegen Kunstgriffe zu setzen; nur muß es, ohne Treue und Glauben zu brechen, und so geschehen, daß es mit Ehre, Anständigkeit und guten Sitten bestehen kann. Der Wolf hatte einen

Anſchlag auf den Eſel, und da es einmal zum Verſuche ihrer beyderſeitigen Verſchlagenheit gekommen war, ſo war die Gegenmine nichts als eine thätige Folge der Selbſterhaltung.

XXXVII. Fabel.

Der unwiſſende Seefahrer.

Ein Mann, der noch nie auf dem Waſſer geweſen war, begab ſich zu Schiffe. Es entſtand ein Sturm, und bald darauf blieb das Schiff auf einer Sandbank ſitzen. Ein jeder andre war bey dieſer Gefahr nur allzu empfindlich; allein er, für ſeinen Theil, dankte Gott, daß er ihn von dem hohen Waſſer errettet, und wieder dahin gebracht habe, wo er Grund fühlen könne.

Lehre.

Wir halten oftmals etwas für unſer Glück, was am Ende zu unſerm größten Unglücke ausſchlägt.

Betrachtung.

Zu viel Sicherheit iſt in der Zeit der Gefahr, oft von üblern Folgen, als zu viel Beſorgniß; denn durch die eine kann ein Uebel, wo nicht gänzlich vermieden, doch gewiſſer Maaßen verringert werden, wenn man ſich gehörig darauf verbereitet; die andre hingegen macht, weil ſie nichts beſorgt, auch keine Anſtalt wider die Gefahr, und wird alſo unver-

37. Der unwißende Seefahrer.

38. Das Pferd und der Esel.

39. Die Fledermaus und das Wiesel.

40. Die neutrale Fledermaus.

41. Der Wolf und der Fuchs.

42. Der trinkende Hirsch.

unvorbereitet überraſcht. Die übrigen von dem Schifsvolke werden, ſonder Zweifel, ſobald das Schiff aufgeſtoßen, die beſten Mittel, die ſich ihnen zeigten, ergriffen haben, ihre Perſonen und Güter zu retten; da ſich inzwiſchen der dumme Reiſende mit der Hoffnung, aufs trockne Land zu kommen, geſchmeichelt und auf ſeine Rettung bedacht zu ſeyn, verabſäumet hat, und folglich aller Wahrſcheinlichkeit nach, ein Opfer ſeiner gedankenloſen Sicherheit geworden iſt.

XXXVIII. Fabel.

Das Pferd und der Eſel.

Ein ſtolzes verzärteltes Pferd, mit prächtigem Geſchirre bedeckt, ſtieß auf einen armen, unter einer ſchweren Laſt dahin ſchleichenden Eſel, der mit ihm auf einem Fußſteige zuſammen kam. Nun Burſche, ſagte das Pferd, ſiehſt du nicht aus dem Wappen und dem Geſchirre, wem ich zugehöre? Und begreifſt du nicht, daß wenn ich meinen Herrn auf dem Rücken habe, das ganze Gewicht des Staats auf meinen Schultern ruht? Aus dem Wege, du ſklaviſches unverſchämtes Thier, oder ich will dich zu Kothe treten. Der elende Eſel kroch ſogleich bey Seite, und murmelte den neidiſchen Wunſch zwiſchen den Zähnen; Was wollte ich darum geben, wenn ich mit dieſem glücklichen Thiere tauſchen könnte! Dieſer Gedanke wollte ihm nicht aus dem Kopfe, bis er kurz dar-

auf eben daſſelbe Pferd in einen Miſtkarren geſpannt, und die ſchwerſte Arbeit verrichten ſah. Ey, Freund, ſagte der Eſel, wie kömmſt du dazu? Das Kriegsglück, war die Antwort, hat mich ſo weit gebracht. Ich diente, muſt du wiſſen, einem Generale, der mich mit in die Schlacht nahm, wo ich zerhauen und zerſtümmelt ward. Wie es mir nun geht, das ſiehſt du.

Lehre.

Dieſe Fabel zeigt die Thorheit und das Schickſal des Stolzes und Uebermuths; und den Irrthum, die Glückſeligkeit in Dingen zu ſuchen, die leicht entwändt werden können; zugleich auch die Vortheile eines unabhängigen Mittelſtandes.

Betrachtung.

Niemand würde die Pracht und den Glanz der Großen beneiden, wenn er nur entweder die damit verbundnen Sorgen und Gefahren, oder die Glückſeligkeit des Friedens und der Ruhe im Mittelſtande, bedächte. Kein Menſch kann wirklich glücklich ſeyn, der ſich nicht jede Stunde ſeines Lebens auf das ſchlimmſte, das ihn befallen kann, gefaßt macht. Nun kann dieſes aber nicht anders geſchehen, als wenn wir die Gewißheit des Todes und die Schlüpfrigkeit des Glücks beſtändig in Gedanken haben, und uns aller Beängſtigungen der Hoffnung und Furcht entſchlagen.

Man könnte bey Gelegenheit dieſer Erdichtung, ganz natürlich von dem Laſter der übermü-

thigen

thigen Vermeſſenheit handeln; von dem Schickſale, das auf daſſelbe wartet; von ſeinem Urſprunge; von den Mitteln ihm vorzukommen, oder es zu unterdrücken; von der Thorheit deſſelben; von der elenden und lächerlichen Beſchaffenheit der Stolzen; von der Schwachheit desjenigen Neides, der ſich auf eine übelverſtandene Glückſeligkeit des menſchlichen Lebens gründet, u. ſ. w.

Man muß hier, ſowohl die Thorheit des Eſels, als des Pferdes, in Erwegung ziehen; des Pferdes, welches ſeine Glückſeligkeit in Dinge ſetzte, die es verlieren konnte; und des Eſels, welcher dieſe irrige Glückſeligkeit eines gemißbrauchten Glanzes, beneidete. Was iſt an einer prächtigen Ausſtaffirung und einem verzärtelten Körper, ohne dem innern Werthe der Tugend, gelegen? Was ſind Schönheit, Stärke, Jugend, Glück, Kleiderpracht, und alle die zeitlichen und ungewiſſen Vorzüge, um die uns der nächſte Augenblick bringen kann? Wie ungewiß iſt der Beſitz eines Guts, aus welchem uns jede Veränderung der Umſtände, jeder geringe Sturm, und der allerkleinſte von hundert tauſend gewöhnlichen Zufällen, ſetzen kann?

Noch mehr; der Neid des Eſels war eine gedoppelte Thorheit; denn er verkannte nicht nur den Stand des Pferdes, ſondern auch ſeinen eigenen. Es iſt Unſinn, irgend ein Geſchöpf beneiden, das in einem Augenblicke elend werden kann, und es eines Vorzugs wegen beneiden, den es in einem Augenblicke verlieren kann. Heute beneidet

bet der Esel das Pferd und in wenig Tagen muß das Pferd den Esel beneiden; es verzweifle daher niemand, so lange es noch in der Gewalt des Todes oder des Zufalls ist, die ihn drückende Last wegzunehmen. Durch nichts als Mäßigung und Großmuth, können wir, sowohl ein günstiges als widriges Schicksal, gehörig ertragen. Der einzige Weg, glücklich zu seyn, ist dieser, daß wir uns unserm Loose unterwerfen; denn kein Mensch kann eigentlich elend genennet werden, der seiner selbst noch mächtig ist. Es ist ganz gewiß, daß mancher armer Schuhflicker in seiner Bude, ein fröhlicher Herz hat, als ein Fürst in seinem Pallaste.

XXXIX. Fabel.

Die Fledermaus und das Wiesel.

Ein Wiesel hatte eine Fledermaus erhascht, und die Fledermaus bat um ihr Leben. Nein, nein, sagte das Wiesel, ich gebe keinem Vogel Quartier. Aber, versetzte die Fledermaus, du siehst ja, daß ich eine Maus bin; betrachte doch nur meinen Körper; und so kam sie für diesesmal los. Kurz darauf hatte eben dieselbe Fledermaus das Unglück, von einem andern Wiesel gefangen zu werden, und mußte abermals um Gnade bitten. Nein, sagte das Wiesel, für Mäuse habe ich keine Gnade. Nun wohl, erwiederte jene, siehst du nicht aus meinen Flügeln, daß ich ein Vogel bin? Und so half sie sich auch aus der zweyten Verlegenheit.

Lehre.

Lehre.

Wenn es auf keine Verrätherey des andern abgeſehen iſt, ſondern nur darauf ankömmt, daß man ſich ſelbſt von einer nahen Gefahr befreye; alsdann ſind unſchuldige Ausflüchte auch einem ehrlichen Manne nicht unanſtändig.

Betrachtung.

Aus dieſer Erdichtung können wir abnehmen, daß es gewiſſe Fälle und Gelegenheiten giebt, wo Verſtellungen und künſtliche Ausflüchte, gewiſſer Maaßen erlaubt ſind, wenn nur keine ärgerliche und boshafte Verletzung der Wahrheit dabey mit unterläuft. Die veränderliche Rede der Fledermaus in den Klauen des Wieſels, war nichts als die beſte Art, ihr Leben zu retten; ſie brach dadurch weder Treue noch Glauben; ſie verletzte keine Pflicht; ſie hatte keinen argliſtigen Gedanken, ſondern wußte ſich bloß, auf eine feine und kluge Art, jedesmal den Schein zu geben, der ihr am zuträglichſten war.

XL. Fabel.

Die neutrale Fledermaus.

Bey einer gefährlichen und ungewiſſen Schlacht zwiſchen den Vögeln und Thieren, hielt ſich die Fledermaus neutral, bis ſie fand, daß die Thiere die Oberhand behielten, und alsdann ſchlug ſie ſich auf die ſtärkſte Seite. Es geſchah aber

einige

einige Zeit darauf, denn das Kriegsglück ist veränderlich, daß die Vögel ihre zerstreuten Völker wieder zusammen brachten und den Sieg erfochten. Den Augenblick gieng die Fledermaus zu der andern Parthey über; allein sie ward von dem Kriegsrathe für einen Ueberläufer erkannt, gerupft, verbannt und endlich verurtheilet, niemals wieder ans Tageslicht zu kommen.

Lehre.

Diese Fabel ist ein wahres Sinnbild eines bösen Achselträgers; und die Fledermaus hatte die Strafe, die sie empfing, gar wohl verdient.

Betrachtung.

Der Fall, in welchem sich die Fledermaus in dieser Fabel befindet, die einige Moralisten mit der vorhergehenden unter einerley Lehre gebracht haben, ist gleichwohl sehr verschieden, und wir haben daher zwey verschiedne Fabeln und Anwendungen daraus gemacht. In jener Fabel fiel die Fledermaus, zu verschiednen Zeiten, in die Klauen verschiedener Wiesel, und bediente sich ihrer natürlichen Gestalt, blos aus der löblichen Absicht ihr Leben zu retten, so verschiedlich. Allein in der gegenwärtigen Fabel spielt die Fledermaus die Rolle eines Abtrünnigen; denn erstlich that sie ihrer Parthey dadurch Schaden, daß sie ihr ihren Beystand entzog; und zweytens dadurch, daß sie auf die stärkste Seite überging, und sich gegen ihre Mitgenossen feindlich erklärte, als sie am übelsten daran waren. Ihre Verurtheilung, wie wir in

der

der Lehre angemerkt haben, war daher gerecht, und wenn es allen Achſelträgern und Ueberläufern ſo wie dieſer Fledermaus ergieng, ſo würden die Abtrünnigen dadurch geſchreckt, und die Rechtſchafnen aufgemuntert werden.

XLI. Fabel.

Der Wolf und der Fuchs.

Ein Wolf hatte einen reichen Vorrath an Lebensmitteln zuſammengebracht, welchen er, aus Furcht ihn zu verlieren, ſehr heimlich hielt. Wie kömmts, mein Freund, ſagte der Fuchs, der lange auf ſeine Abweſenheit gelauret hatte, daß wir dich, ſeit ſo vielen Tagen, nicht auf die Jagd haben ausgehen ſehen? Wahrhaftig, verſetzte der Fuchs, ich befinde mich nicht recht wohl, und muß mich alſo zu Hauſe halten; ſey ſo gut, und bitte mit für meine Geneſung. Weil der Fuchs ſahe, daß ſeine Liſt nicht anſchlagen wollte, ſo ging er zu einem Schäfer, und ſagte ihm, wo er den Wolf überfallen könne. Der Schäfer folgte der Anweiſung, und ſchlug den armen Iſegrim todt. Nun ſchlich ſich der Fuchs ſogleich in ſeine Höle, und nahm von dem Vorrathe Beſitz; allein der Handel bekam ihm nicht ſehr wohl, denn bald darauf ſpielte eben derſelbe Hirt, dem Fuchſe nicht beſſer mit, als er vorher dem Wolfe gethan hatte.

Lehre.

Lehre.

Dieſe Fabel zeigt uns, was für ein Schickſal der Verrätherey wartet; auch ſogar derjenigen, die ein Verräther dem andern ſpielet.

Betrachtung.

Man kann nicht leugnen, der Wolf verdiente das Schickſal, welches ihn traf, wegen ſeiner beſtändigen Räubereyen und Gewaltthätigkeiten, durch die er ſich ſeinen heimlichen Verrath verſchaft hatte; allein er verdiente es nicht von dem Fuchſe, welcher nichts beſſer war als er, und ihn noch ſelbſt zu beſtehlen ſuchte. Der Schäfer, welcher, aller Wahrſcheinlichkeit nach, dabey gelitten hatte, rächete den Wolf an dem Fuchſe, und gab beyden ihren verdienten Lohn. Es iſt luſtig, wenn Diebe Diebe beſtehlen, und gleichſam ein Diamant mit dem andern geſchnitten wird.

XLII. Fabel.

Der trinkende Hirſch.

Als ein Hirſch an dem Ufer eines klaren Strohms ſeinen Durſt löſchte, ward er ſein Bild in dem Waſſer gewahr. Ja, ſprach er, wenn nur meine Schenkel nicht ſo gar elend wären, und ſich zu dem ſtolzen Geweyhe meines Kopfs beſſer ſchickten; ich glaube gewiß, ich könnte allen meinen Feinden Trotz bieten. Kaum waren die Worte aus ſeinem Munde, als er eine Kuppel Hunde ent-

entdeckte, die mit vollem Bellen auf ihn zu kamen. Er eilte über die Felder weg, ließ die Hunde weit hinter sich, und gewann den Wald; als er aber durch die Hecken durch wollte, blieb er mit seinem Geweihe zwischen den Aesten fest, bis die Hunde dazu kamen und ihn niederrissen. Da sprach er nun: Ich Unglücklicher, war ich nicht thöricht, daß ich meine Freunde für meine Feinde, und meine Feinde für meine Freunde hielt! Ich verließ mich auf mein Geweih, das mein Verderben gewesen ist, und tadelte meine Schenkel, die mich sonst errettet hätten.

Lehre.

Wer sich selbst nicht völlig kennt, kann leicht von Dingen, die ihn betreffen, ein falsches Urtheil fällen.

Betrachtung.

Wir werden hier belehrt, wie leicht eitle Menschen auf das stolz zu seyn pflegen, was gemeiniglich zu ihrem Schaden, ihrem Unglücke, ihrer Beschimpfung, und manchmal gar zu ihrem gänzlichen Untergange gereicht; und wie oft sie ihre besten Freunde für ihre Feinde ansehen. Der Hirsch bildete sich viel auf sein Geweih ein, welches ihn hernach fesselte, und sein Verderben ward; hingegen verachtete er seine schlanken Schenkel, die seine Erretter gewesen wären, wenn es nicht das Geweih verhindert hätte.

XLIII. Fabel.

Die Natter und die Feile.

Eine Natter, die in die Werkstatt eines Schmiedes gekommen war, leckte so lange an einer Feile, bis ihre Zunge anfing zu bluten, und in der Einbildung, die Feile blute, leckte sie immer noch schärfer. Endlich, als sie nicht länger lecken konnte, fing sie an zu beißen, bis sie sich die Zähne ausbiß, und endlich halbtodt und zu aller Vertheidigung entwafnet, aufhören mußte.

Lehre.

Ein jeder sollte seine Stärke und Fähigkeit kennen, um darnach zu handeln.

Betrachtung.

Diese Fabel zeigt die Bosheit gewisser feindseligen Leute, die bey dem Vorsatze andern zu schaden, so viel Vergnügen finden, daß sie es nicht merken und fühlen, wie sie sich nur selbst schaden. In gleichem Falle befinden sich auch die, welche mit Stärkern anbinden, und etwas beissen wollen, was für ihre Zähne zu hart ist. Mit einem Gegner, der entweder unempfindlich, oder unüberwindlich ist, läßt sich nicht streiten; und diese Regel gilt nicht allein bey Dingen, wo es auf wirkliche Kräfte und Gewalt ankömmt, sondern auch in Sachen, die das Glück und den guten Namen betreffen; denn es ist offenbare Unsinnigkeit, zu schlagen, was wir nicht verletzen können, und zu kämpfen, wo wir verlieren müssen.

43. Die Natter und die Feile.

44. Die Wölfe die Schafe und Hunde.

45. Die Axt und der Wald.

46. Der Bauch und die Glieder.

47. Die Lerche und ihre Jungen.

48. Der kranke Löwe und d. Fuchs.

XLIV. Fabel.

Die Wölfe, die Schafe und die Hunde.

Es entſtand einsmals ein Krieg zwiſchen den Schafen und Wölfen, und ſo lange die Schafe die Hunde zu ihren Bundesgenoſſen hatten, waren ſie ihren Feinden gewachſen. Als die Wölfe das merkten, ſchickten ſie Abgeſandte, welche Vorſchläge zum Frieden thun mußten, und von beyneu Theilen wurden, bis zur völligen Schließung deſſelben, Geißel gegeben, welches von Seiten der Schafe die Hunde, und von Seiten der Wölfe, junge Wölfe waren. Als ſie nun in Unterhandlung ſtanden, fingen die jungen Wölfe an zu heulen, die Wölfe ſchrien über Verrätherey, weil man ihre Geißel, wie ſie vorgaben, mißhandle, fielen in Abweſenheit der Hunde über die Schafe her, und ließen ſie wegen der Unvorſichtigkeit, ſich von ihren Beſchützern getrennt zu haben, büßen.

Lehre.

Es iſt der höchſte Grad der Thorheit, wenn man zwiſchen denen Freundſchaft zu ſtiften denkt, welche die Natur ſelbſt, durch einen unverſöhnlichen Haß, entzweyet hat.

Betrachtung.

Ein Volk, um dieſer Fabel eine politiſche Anwendung zu geben, das ſich außer Stand ſetzt, ſich bey entſtehendem Kriege zu vertheidigen, darf ſich

nichts anders als Krieg versprechen. Eine Staatsverfaßung, die das Volk dem ersten dem besten Feinde blosstellt, ist schlimmer als der Krieg selbst. Den Formalitäten eines Scheinfriedens, ist auf die vorgegebene Versöhnung eines Todfeindes, nicht zu trauen. Die christliche Religion befiehlt uns, zu vergeben; allein die christliche Klugheit befiehlt uns auch, zuzusehen, wem wir trauen. Es geht in der Welt eben so, wie es in der Fabel geht; man macht und bricht den Stillstand der Waffen, wie es nach den gegenwärtigen Umständen am zuträglichsten ist; und wir können es als eine gewisse Wahrheit festsetzen, daß sich zu einem Friedensbruche gar leicht ein Vorwand finden läßt, wenn der Feind Lust dazu hat, und seinen Vortheil dabey findet.

XLV. Fabel.

Die Axt und der Wald.

Ein Zimmermann bat sich von dem Walde nur so viel Holz aus, als er zu einem Stiele in seine Axt brauche. Die Bitte schien so gering, daß sie sogleich gewährt ward; als aber die Bäume sahen, daß alles Bauholz, und fast der ganze Wald, durch Hülfe dieses Stiels, abgehauen wurde, sprachen sie: da hilft nichts, als Geduld, wenn sich ein Volk durch seine eigne Thorheit ins Verderben gestürzt hat.

Lehre.

Lehre.

Nichts geht einem Menſchen bey ſeinem Unglücke näher, als wenn er ſieht, daß er ſelbſt an ſeinem Untergange mit Schuld iſt.

Betrachtung.

Es iſt eine unvergebliche Thorheit, wenn man ſich ohne Noth, eines andern Gewalt überläßt. Denn wer etwas geſchwind gethan, muß angeſehen werden, als ob er es gern gethan, weil es ihm freygeſtanden, ſich vorher zu bedenken, oder nicht. Man muß wohl überlegen, erſtlich, was es iſt, warum gebeten wird; zweytens, den Charakter der Perſon, welche bittet; und drittens, was für ein Gebrauch, zum Nachtheil deſſen, welcher die Bitte gewährt, davon gemacht werden kann; und alsdenn erſt, muß man ſich, ſo weit es mit unſerer Pflicht, mit der Menſchenliebe, der Klugheit und Gerechtigkeit beſtehen kann, willig finden laſſen. Wo aber auf der einen Seite, eine moraliſche Verbindlichkeit iſt, da kann uns auf der andern keine Betrachtung des Nachtheils davon losſprechen; ein Gefangner, zum Exempel, den man auf ſein Wort frey gelaſſen, muß ſich, wenn er gefordert wird, wieder einſtellen, und wenn es auch ſein Leben koſtete. Ein Menſch kann, auf verſchiedene Weiſe an ſeinem Unglücke mit Schuld ſeyn; in Fällen aber, die man nicht vorausſehen, und ihnen alſo auch nicht vorbauen können, iſt er nicht zu tadeln, ſondern vielmehr zu beklagen. Gleichwohl müſſen wir die Behutſamkeit nirgends verſäumen, weil auch das, was wir aus guter Abſicht thun,

gemißbraucht werden kann; nur muß man nicht vergeſſen, einen Unterſchied zwiſchen dem, was möglicher Weiſe, und was wahrſcheinlicher Weiſe geſchehen kann, zu machen, und beſtändig die Abſicht des Bittenden dabey vor Augen zu haben, weil ſonſt alle menſchliche Geſellſchaft aufhören würde, wenn uns die Möglichkeit, daß man unſre Güte mißbrauchen könne, von allen Ausübungen der Barmherzigkeit und Milde, abhalten ſollte. Es kann viel Unheil geſchehen, ohne daß die geringſte böſe Abſicht vorhergegangen iſt, und es kann oft gefährlich ſeyn, auch den aller unſchuldigſten Vorſchlägen Gehör zu geben. Es giebt aber auch wieder andre Vorſchläge, die ausdrücklich zu Fallſtricken für die Kurzſichtigen und Leichtgläubigen beſtimmt ſind; und darinn beſteht eben die Kunſt zu leben, daß man den einen Fall von dem andern klüglich zu unterſcheiden weis.

XLVI. Fabel.

Der Bauch und die Glieder.

Die Hände und die Füße machten einsmals eine gefährliche Meuterey wider den Bauch. Sie ſähen, ſagten ſie, keine Urſache, warum dieſer allein die Früchte ihrer Arbeit genießen ſollte; wenn der Bauch nicht gemeinſchaftlich mit ihnen arbeiten wollte, ſo wären ſie es überdrüßig für ſeine Erhaltung länger zu ſorgen. Dieſem aufrühreriſchen Vorſatze zu Folge, ließen ſie den Bauch ſo lange ohne

ohne Nahrung, daß alle Glieder darunter zu leiden anfingen. Am Ende merkten die Hände und Füsse selbſt ihren Irrthum, und hätten ihre Dienſte gern wieder gethan, wenn es nicht zu ſpät geweſen wäre. Der Bauch war durch das lange Faſten ſo entkräftet, daß er gar keine Erquickung mehr annehmen konnte, und folglich alle zuſammen umkommen mußten.

Lehre.

Das gemeine Weſen iſt nur ein Körper, und dieſe Fabel warnet die beſondern Glieder deſſelben, ſich ihren Pflichten nicht zu entziehen, weil es am Ende zu ſpät ſeyn möchte, ihren Obern die zur gemeinſchaftlichen Erhaltung nöthigen Dienſte zu leiſten.

Betrachtung.

Dieſes Gleichniß iſt eine politiſche Lection, über die Beſchaffenheit bürgerlicher Geſellſchaften, wo alle Glieder ihre beſondern Verrichtungen haben, und jedes zur Erhaltung des Ganzen das Seinige beyträgt. Freylich giebt es, in beyden Fällen, Grade der Würde; und in der Verfaſſung der bürgerlichen Policey ſowohl, als in der Einrichtung des menſchlichen Körpers, muß ein Theil dem andern untergeordnet und dienſtbar ſeyn: ſo daß diejenigen gewaltig irren, welche Eſſen und Trinken, nebſt nebſt den übrigen natürlichen Verrichtungen, die wir mit den unvernünftigen Thieren gemein haben, für die wichtigſte Beſchäftigung der Menſchen halten, ohne im geringſten die Fähigkeiten und Pflichten unſers vernünftigen Theils in Erwegung

zu ziehen. Jedem Gliede sind seine eigentlichen und besondern Verrichtungen bestimmt, und es kann kein Finger leiden, das Ganze muß es fühlen. Menenius Agrippa war es, welcher sich dieser Fabel bey Gelegenheit bediente, und einen Aufruhr unter den römischen Bürgern damit stillte, als sie sich entschlossen hatten, ihrer Obrigkeit nicht länger zu gehorchen, und auch zu dem gemeinen Besten nichts mehr beyzutragen, weil sie nicht so prächtig leben könnten, als ihre Vorgesetzten.

XLVII. Fabel.

Die Lerche und ihre Jungen.

Im Korne, das zur Erndte nunmehr reif war, hatte eine Lerche ein Nest Junge, und als sie ausflog, Futter für sie zu holen, band sie ihnen fest ein, unterdessen ja auf alle Neuigkeiten, die sie hören würden, wohl Acht zu haben. Als sie wiederkam, erzehlten sie ihr, der Eigenthümer des Feldes wäre da gewesen, und hätte seinen Nachbarn befohlen, daß sie kommen und das Korn einerndten sollten. Schon gut, sagte die Alte, noch hat es damit keine Gefahr. Den Tag darauf, sagten sie ihr, er wäre wieder da gewesen, und habe seinen Freunden die Verrichtung aufgetragen. Nu, nu, erwiederte sie, auch das will noch nichts sagen, und flohe immer wieder, wie zuvor, nach Futter aus. Als sie aber am dritten Tage ihrer Mutter sagten, daß sich der Herr und sein Sohn vorgenom-

genommen hätten, den folgenden Morgen darauf, die Erndtenarbeit selbst zu verrichten, sprach sie: Nein, nun ist es Zeit, daß wir uns weiter umsehen! Für die Nachbarn und Freunde war mir nicht bange, aber der Herr wird sein Wort gewiß halten, denn es liegt ihm selbst am meisten daran.

Lehre.

Wer seine Sachen recht verrichtet haben will, muß sie selbst verrichten, oder wenigstens dabey zugegen seyn. Es wird mancher gute Diener durch einen sorglosen Herrn verdorben. Sich selbst sind die Menschen mit aller Treue zugethan, wenn sie auch noch so treulos gegen andre sind.

Betrachtung.

Nutzen und Vortheil richten in der Welt mehr aus, als Treu und Ehrlichkeit, denn die Menschen sind geneigter, für sich, als für andere zu sorgen. Es wäre auch, in Wahrheit, nicht billig, wenn ein anderer mein Bestes mehr zu Herzen nehmen sollte, als ich es selbst nehme. Wer das Seine wohl gethan haben will, muß selbst dabey seyn.

Die Lehre ist eine eben so gute Lection für Regierungen als für Privatfamilien. Denn wenn ein Prinz alle Geschäfte blos seinen Ministern überläßt, ohne selbst mit einem scharfsichtigen Auge über jedes besondre Verrichtungen zu wachen, so ist dieses ein eben so gefährlicher Irrthum in der Politik, als es in der Oekonomie ist, wenn der

Hausherr seinen Dienern in allem freye Hand läßt. Ein Oberer entäußert sich in der That seiner Würde, wenn er sich der Treue, Sorgfalt, Ehrlichkeit und Behutsamkeit eines Untergebnen übergiebt. Von der Versuchung zu Betriegereyen und Bestechungen, wenn man viel dabey gewinnen kann, und wenig Gefahr läuft, entdeckt und bestraft zu werden, will ich gar nichts sagen; auch will ich davon nichts gedenken, daß ein ganz anders und falsches Interesse entsteht, wenn alles durch fremde Hände geht, und des Herrn Würde und Pflicht der Ehrlichkeit und Vorsicht des Dieners überlaß wird.

XLVIII. Fabel.

Der kranke Löwe und der Fuchs.

Der Löwe bekam einen politischen Anfall von Krankheit, und machte die Anmerkung, daß von allen Thieren des Waldes der einzige Fuchs ihn ganz und gar nicht besuche. Er that ihm also durch ein Paar Zeilen zu wissen, wie unbaß er sich befände, und wie angenehm ihm seine Gesellschaft seyn würde. Der Fuchs erwiederte die Complimente mit tausend Wünschen für die baldige Genesung des Löwen; wegen des Besuches aber, bat er, ihn entschuldiget zu halten; denn, sagte er, ich sehe aus den Fußtapfen, daß eine Menge Thiere nach dem Pallaste Ihro Majestät gegangen sind, ohne daß ein einziger wieder heraus gekommen ist.

Lehre.

Lehre.

Wir müſſen uns wohl in Acht nehmen, daß wir den höflichen Verſicherungen liſtiger und betriegeriſcher Leute nicht allzuviel trauen; denn alles, was die eine Helfte der Welt thut, beſteht darinn, daß ſie der andern Fallſtricke legt.

Betrachtung.

Es iſt ſehr ſchwer, das wahre Mittel zu treffen, und weder zu viel noch zu wenig zu trauen. Um zu leben, muß man zwar nothwendig, in gewiſſen Fällen, dem einen oder dem andern, zu einer oder der andern Zeit trauen; bedenkt man aber auch nicht, wenn, wem und worinn man trauet, ſo kann dieſe Unbehutſamkeit zum gröſten Unglücke ausſchlagen; denn jede Verrätherey muß ſich durch irgend ein Vertrauen den Weg bahnen, indem niemand verrathen werden kann, der weder trauet noch zu trauen ſcheinet. Das Herz des Menſchen iſt einer ſumpfichten Wieſe nicht unähnlich, welche gut in die Augen fällt; ſobald man aber etwas hart darauf tritt, findet man, daß der Grund falſch iſt. Nichts konnte, nach den Ausdrücken und dem Schein zu urtheilen, verbindlicher und freundſchaftlicher ſeyn, als der Brief des Löwen; allein die Abſicht und Meinung deſſelben ging auf Unglück und Tod.

XLIX. Fabel.

Der Eber und das Pferd.

Ein Eber wälzte ſich in dem Waſſer, wovon ein Pferd trinken wollte; und hierüber kamen ſie in Streit. Das Pferd ging ſogleich zu einem Manne, und bat ihn, ihm in ſeiner Rache behülflich zu ſeyn. Sie wurden wegen der Bedingungen einig, der Mann rüſtete ſich aus, und ſtieg auf das Pferd, welches ihn zu dem Eber brachte, und das Vergnügen genoß, ſeinen Feind, vor ſeinen Augen getödtet zu ſehen. Das Pferd dankte dem Manne für ſeine Gütigkeit, als es aber wieder Abſchied nehmen wollte, ſagte dieſer, daß er es noch weiter brauchen könne, und lies es hiermit in den Stall ziehen und anbinden. Nunmehr merkte das Pferd, daß es um ſeine Freyheit auf immer geſchehen ſey, und ſeine Rache ihm ſehr theuer zu ſtehen komme.

Lehre.

Wie viel Menſchen rennen nicht, um ein gegenwärtiges kleines Uebel zu vermeiden, blindlings in ein weit gröſſeres; und wie viele legen nicht dadurch, daß ſie ihrer Rachſucht allzuſehr nachhängen, einen Grund zur Reue auf die ganze Zeit ihres Lebens.

Betrachtung.

Dieſe Fabel zeigt uns die Thorheit derjenigen, die ſich zu Sklaven ihrer Rachſucht machen; denn niemand

49. Der Eber und das Pferd.

50. Die zwey jungen Burschen der Kuh.

51. Der Hund und der Fleischer.

52. Die Katze und Venus.

53. Der Vater und seine Söhne.

54. Der bedachte Esel und das Pferd.

niemand sollte sich gegen einen andern so aufbringen lassen, daß er lieber selbst unglücklich werden, als sich nicht rächen wollte. Gleichfalls sollten wir bedenken, daß man bey dem Beystande eines neuen mächtigen Freundes mehr Gefahr laufe,, als bey der Feindseligkeit eines alten bekannten Widersachers; und daß die größten Reiche auf der Welt ihren Ursprung aus der vorgegebenen Beylegung der Uneinigkeiten und Erhaltung des Friedens zwischen ihren Nachbarn, genommen haben.

L. Fabel.

Die zwey Schelme und der Koch.

Zwey junge Bursche schliechen sich bey einem Koch ein; der eine stahl ein Stück Fleisch und gab es dem andern aufzuheben. Der Koch vermißte es sogleich, und beschuldigte sie des Diebstahls. Der eine, welcher es gestohlen hatte, schwur, daß er es nicht habe, und der, der es hatte, schwur, daß er es nicht gestohlen habe. Schon gut, Bursche, sagte der Koch, mit dieser Arglist helft ihr euch zwar bey den Menschen durch, aber über uns ist ein Auge, das bis auf den verborgensten Grund der Dinge sieht.

Lehre.

Der allwissenden Macht läßt sich kein Betrug spielen; denn der, der unser Herz gemacht hat, und die verborgensten Winkel desselben kennet,

wird

wird ja wohl die kindiſche Liſt einer zweydeutigen Rede einſehen können.

Betrachtung.

Dieſe Fabel geht die an, welche Gott durch liſtige Worte, Zweydeutigkeiten, und Vorbehaltungen zu betriegen denken; aber obſchon Betrug und Meineid bey den Menſchen eine Zeitlang gelten, ſo ſind ſie doch vor ihm, der das Herz kennet, ſo klar wie das Licht. Es iſt ein großes Unglück, daß ſogar Kinder, wie wir ſehen, ſich zu dergleichen Ränken und Ausflüchten gewöhnen; eine weit größere Schande aber iſt es für die Aeltern, Aufſeher und Vormünder, die ſie darinn beſtärken, bis eine von den gefährlichſten böſen Eigenſchaften daraus wird, die den Grund zu einem falſchen und betriegeriſchen Leben wirft. Wahrheit iſt die groſſe Lection der vernünftigen Natur, ſowohl in der Weltweisheit, als Religion. Argliſtige Ausflüchte halten viel thörichte Leute bey Kindern für witzige Wendungen; ſie bedenken aber nicht die unglücklichen Folgen, die eine böſe Fertigkeit darinn nach ſich zieht; Schande, Unglück und endlich völliges Verderben.

LI. Fabel.

Der Hund und der Fleiſcher.

Als ein Metzger mit dem Fleiſchhacken beſchäftiget war, erwiſchte ein Hund ein Stück und lief damit fort. Der Fleiſcher ſah ihn ausziehen, und rief ihm nach: höre, Freund, dasmal laß dir deinen Fund wohl ſchmecken; ein andermal will ich dir mein Fleiſch ſchon beſſer aus den Zähnen zu rücken wiſſen.

Lehre.

Wer etwas verliert, und durch den Schaden klug wird, hat mehr gewonnen, als verlohren.

Betrachtung.

Trübſal lehrt aufs Wort merken, und macht den Menſchen beſſer und weiſer, indem ihn der Schmerz zur Empfindung ſeines Irrthums, und die Erfahrung zur Erkenntniß deſſelben bringt. Wir haben eine Menge Sprüchwörter, die dieſe Lehre bekräftigen. Ein gebranntes Kind, ſagen wir, fürchtet ſich des Feuers. Nicht ſelten kommen wir, bey Meinungen ſowohl als auf Reiſen, durch Fehlgehen auf den rechten Weg, und durch Irren zur Wahrheit. Als der Hund mit dem Fleiſche weglief, gab er dem Meiſter die Lehre, ein andermal ſich beſſer in Acht zu nehmen.

LII. Fabel.
Venus und die Katze.

Ein Jüngling hatte sich so heftig in eine Katze verliebt, daß er die Venus demüthigst bat, sie in eine Weibsperson zu verwandeln. Ein Wink, und die Verwandlung war geschehen! Die Katze war ein ganz hübsches Mädchen geworden. Der Thor nahm sie mit heim zu Bette; kaum aber hatte er sich mit ihr niedergelegt, als die Göttinn versuchen wollte, ob die Katze mit ihrer Gestalt auch ihre Eigenschaften verändert habe, und deswegen eine Maus in der Kammer loslies. Kaum sahe die neugemachte Frau diese Versuchung, als sie aus dem Bette auffuhr, und auf die Maus zusprang; worauf ihr Venus ihre erste Gestalt wieder gab.

Lehre.

Die ausschweifenden Entzückungen der Liebe, und die Neigungen der Natur sind gleich wundersam; jene bringen uns außer uns selber, und diese führen uns wieder in uns zurück.

Betrachtung.

Diese Fabel zeigt uns die Bezauberungen und Ausschweifungen einer blinden Liebe, welche alle Unvollkommenheiten bedeckt, und weder Würde noch Verdienst ansieht. Wenn die Mängel auch noch so groß sind, die Liebe bemäntelt oder entschuldiget sie. Die neugemachte Frau sprang noch

immer

immer der Maus nach; und dieſes lehrt uns, wie unmöglich es ſey, die Natur ihren Hang verändern zu laſſen. Wenn wir ſie zur Thüre heraus jagen, kömmt ſie durch das Fenſter wieder herein.

Hier ſieht man das Bild einer wilden und fantaſtiſchen Liebe, und erkennt in demſelben die Wirkungen einer ungebändigten Einbildungskraft; denn die Menſchen ſehen, und finden das nicht, was ſie lieben; ſondern ſie erſchaffen es. Sie bilden ſich einen Götzen, und geben ihm eine beliebige Geſtalt; ſie ſtellen ihn auf, beten ihn an, vernarren ſich in ihn, jagen ihm nach, und werden am Ende gar um ihn unſinnig. Die meiſten Leidenſchaften, die wir in der Welt ſehen, machen ſich durch ſolche Thorheiten lächerlich.

Ferner werden wir hier belehrt, daß keine Verſtellung ſo anhaltend und gleichförmig iſt, das die Natur nicht plötzlich einmal durchſcheinen ſollte; denn ob die Katze gleich zur Madam geworden war, ſo ließ ſie doch das Mauſen nicht. Endlich dienet dieſe Fabel auch zur Warnung wider die Unbeſonnenheit, ein übelgeſittetes, leichtſinniges Frauenzimmer, wie einige gethan haben, in der treuherzigen Meinung zu heyrathen, daß ihre Pflicht ſie auf den rechten Weg bringen, und ſie ihrem Ehemanne getreuer als ſich ſelbſt und der Tugend ſeyn werde; da es doch weit wahrſcheinlicher iſt, daß ſie, bey der erſten Verſuchung, mit der Katze in der Fabel, wieder zu ihren böſen Angewohnheiten kehren wird.

LIII. Fabel.

Der Vater und seine Söhne.

Ein ehrlicher Mann war so unglücklich, eine zanksüchtige Brut Kinder zu haben. Er forderte eine Bündel Ruthen, und hieß eines nach den andern versuchen, ob es, mit aller seiner Stärke, das Bündel entzwey brechen könne. Sie versuchten es umsonst. Gut, sprach er; bindet es nunmehr auf, und nehmt jede Ruthe ins besondere, und seht, ob es sich so thun läßt. Sie gehorchten, und brachen mit leichter Mühe alle Ruthen, eine nach der andern entzwey. Seht, sagt er, euer wahres Sinnbild; haltet alle zusammen, so seyd ihr sicher; trennet euch, so seyd ihr verlohren.

Lehre.

Uneinigkeit spinnt Krieg an, und bewaffnet einen wider den andern, Bruder wider Bruder. So lange aber das Band der Einigkeit besteht, fließet die Stärke aller verschiednen Theile in eines, und ist so leicht nicht zu unterdrücken.

Betrachtung.

Diese Fabel zeigt uns die Stärke der Eintracht, und die Gefahr der Uneinigkeit. Innerliche Aufrühre haben manchen mächtigen Staat zu Grunde gerichtet, und Zwietracht ist in Privatangelegenheiten so verderblich, als in öffentlichen. Eine uneinige Familie kann eben so wenig bestehen, als ein uneiniges gemeine Wesen; denn jedes besondre

Glied

55. Der Kohlbrenner u. der Walker.

56. Der Vogelsteller u. die Taube.

57. Der zum Gefangenen gemachte Trompeter.

58. Der Hund und der Wolf.

59. Der Pachter und seine Hunde.

60. Der Adler und der Fuchs.

Glied leidet unter der Verabsäumung der gemeinen Sicherheit. Es ist zu verwundern, daß die Menschen, unter der Regierung eines vernünftigen und klugen Geistes, thörichter handeln, als die Wölfe und Bäre, nach ihrem angebohrnen Naturtriebe zu handeln pflegen. Denn diese, wie wir sehen, bieten, einer für alle, und alle für einen, dem gemeinschaftlichen Feinde die Spitze; da hingegen bey dem menschlichen Geschlechte, einer wider den andern ist, und sich alle aufreiben, ohne die Nothwendigkeit und den Nutzen der Eintracht in Erwegung zu ziehen.

LIV. Fabel.

Der beladene Esel und das Pferd.

Als einsmals ein Pferd und ein Esel einen Weg mit einander gehen mußten, bat dieser seinen Gefährten, ihm einen kleinen Theil seiner Last abzunehmen, weil er sonst unter derselben zu Boden sinken müßte. Das Pferd wollte nicht, und der Esel fiel wirklich todt nieder. Der Treiber zog hierauf dem Esel die Haut ab, und legte dessen ganze Ladung, mit sammt der Haut auf das Pferd. Schon recht, sprach dieses; das ist die gerechte Strafe für meine unbarmherzige Weigerung, meinem Bruder in seiner Drangsal beyzustehen.

Lehre.

Es ist eine christliche, natürliche, billige und ersprießliche Pflicht, daß alle Glieder eben desselben

den Körpers, sich unter einander beystehen müssen.

Betrachtung.

Was die ganze Welt angeht, geht auch jeden Menschen, der in derselben lebt, mehr oder weniger an; und wenn die Großen und die Geringen einander, wo es die Noth erfordert, nicht gemeinschaftlich beystehen, so sind sie in Gefahr, beyde zu Grunde gerichtet zu werden; so daß es zur Wohlfahrt des Ganzen gereicht, wenn die verschiednen Theile desselben, einer für den andern sorgen.

Die Unbarmherzigkeit des Pferdes ist nur allzusehr das Laster der Menschen, ob sie schon Diener und Unterthanen eben desselben Herren sind. Aber so machen es eben die Leute, welche auf ihr Geschirr und auf ihre Titel eitel sind; sie sehen stolz auf ihre Gefährten herab, als ob sie mit ihnen gar nicht von einerley Thone gemacht wären. Wenn man die trockne Wahrheit sagen soll, so sind es die Kleinen, welche die Großen stützen müssen; wenn nun diese Stützen wegfallen, so muß entweder das ganze Gebäude in Schutt und Graus versinken, oder auf den Schultern der Obern ruhen bleiben.

LV. Fabel.

Der Köhler und der Walker.

Ein Walker ward einsmals von einem Köhler auf das freundlichste eingeladen, mit ihm in einem Hause zu wohnen. Der Walker bedankte sich herzlich für die Höflichkeit, sagte aber zugleich,

daß

daß es seine Sache nicht wäre, dieses Anerbieten anzunehmen; denn, sprach er, so bald ich etwas rein gemacht hätte, würdest du es wieder beschmutzen.

Lehre.

Es ist bey Bündnissen, Heyrathen, Gesellschaften, Verbindungen und Freundschaften, und allen bürgerlichen Contracten, eine nothwendige Regel, die Art, Natur und Neigung desjenigen, mit dem wir uns zu thun machen, in genaue Erwegung zu ziehen.

Betrachtung.

Es ist gar nicht daran zu denken, Dinge, welche die Natur selbst entzweyt hat, zu vereinigen. Und diese Anmerkung ist auf alle Geschäfte eines vernünftigen Mannes, als Heyrath, Handlung, Ergötzlichkeit, Gemeinschaft und dergleichen, anzuwenden. Es ist, gewisser Maaßen, mit Freunden (man wird mir dieses Gleichniß zu gute halten) wie mit Kuppelhunden. Sie sollten von einerley Stärke und Art seyn, so daß, was dem einen gefällt, auch dem andern gefiele. Wenn aber jeder einen andern Weg will, und einer dem andern zu stark ist, so werden sie einander bey jedem Thorwege oder Pfahle würgen.

LVI. Fabel.

Der Vogelsteller und die Taube.

Als ein Vogelsteller auf eine Taube schiessen wollte, trat er auf eine Schlange, die ihn in das Bein biß. Er erschrack, und weg war die Taube.

Lehre.

Ein böses Vorhaben wird oft, bey der Ausführung selbst, und ehe man sichs versieht, bestraft.

Betrachtung.

Das Unglück, das wir andern zudenken, fällt gemeiniglich auf unser Haupt zurück, und wird, nachdem es fehlgeschlagen, für uns zur Strafe. Oder man nehme die Fabel auf einer andern Seite, so kann sie uns lehren, wie glücklich oft Leute, durch die Gnade und Güte einer allweisen Vorsicht, von der Ausführung eines bösen Anschlags abgehalten werden. Ein versagendes Pistol kann einem ehrlichen Manne das Leben retten; und es wäre um die gute Taube geschehen gewesen, wenn die feindselige Schlange die Absicht des Schützen nicht zu nichte gemacht hätte. Das will so viel sagen: aus Bösem kann Gutes entspringen, und ein unschuldiges Leben kann wunderbar erhalten werden, ohne daß man dem Erhalter deswegen verbunden ist.

LVIII. Fabel.

Der zum Gefangnen gemachte Trompeter.

Auf dem Marſche einer Armee, ward ein Trompeter zum Gefangnen gemacht, als ihm nun die Soldaten den Kopf ſpalten wollten, ſprach er: Ihr Herren, warum wollt ihr einem Menſchen das Leben nehmen, der es ſelbſt niemanden nimt? Um ſo viel mehr ſollſt du ſterben, ſprach einer von der Geſellſchaft, weil du ſo ein Schurke biſt, der andre handgemein macht, ohne ſelbſt zu fechten.

Lehre.

Wer zu Unheil Gelegenheit giebt und anreizt, iſt der Thäter deſſelben. Der Mann iſt es, der mich tödtet, und die Kugel iſt blos ein leidendes Werkzeug deſſen, der ſie abſchießt.

Betrachtung.

Dieſe Fabel iſt, nach der Moral, die man ſonſt gemeiniglich daraus gezogen hat, wider diejenigen, die einen Mächtigen zu öffentlichem Unheile verleiten, welches weit ſchlimmer iſt, als wenn ſie ſelbſt Böſes thäten, und bloß ein ſichrer Weg, deſto gröſſer Unglück anzurichten, zu ſeyn pflegt.

Die Vertheidigung des Trompeters iſt eine kahle Ausflucht. Wer ein Uebel billiget, reitzet, oder veranlaßt, der thut es. Kann der, welcher das Lauffeuer anzündet, ſagen, daß er an dem Scha-

den nicht Schuld sey, welchen die aufgesprungene Mine verursacht? Die menschlichen Verderbnisse sind eben so ansteckend, und eben so leicht zu entzünden, als das Pulver, und das Feuer ist hernach bey beyden gleich schwer zu löschen. Was ein Mensch zu thun veranlaßt, das thut er selbst, und es ist gleich viel, ob er es aus Gewohnheit, auf Befehl, oder zur Nachahmung thut.

LVIII. Fabel.

Der Hund und der Wolf.

Ein ausgehungerter wilder Wolf, und ein lustiger Hund, der dick und fett war, geriethen mit einander auf der Landstraße in Gesellschaft. Der Wolf war sehr begierig zu wissen, wie sein Gefährte zu so feistem Leibe gekommen sey. Der Hund sagte: ich bewahre das Haus meines Herrn vor den Dieben, und für meine Mühe habe ich gut Essen und Trinken, und ein warm Lager. Willst du nun mit mir gehen, und thun, was ich thue, so kannst du auch leben, wie ich lebe. Der Wolf war es zufrieden, und sie trabten mit einander fort. Als sie aber eine Ecke gegangen waren, ward der Wolf einen kahlen Strich um den Hals des Hundes gewahr, wo die Haare ganz abgegangen waren. Bruder, sprach er, wo kommt das her? O, sagte der Hund, es ist nichts; mein Halsband hat mich ein wenig gerieben. So? versetzte der andre, ist ein Halsband bey dem Handel? Ich bin kein Thor,

daß

daß ich meine Freyheit für einen guten Biſſen verkauffen ſollte.

Lehre.

Wir werden von dem Glanze eines ſchönen Aeuſſerlichen ſo geblendet, daß wir ſchwerlich die damit verknüpften Beſchwerlichkeiten erkennen können. Gutes Eſſen und Trinken, und ein warmes Lager haben, iſt eine ganz gute Sache; wer aber ſeine Freyheit für die Befriedigung ſeines leckern Mauls giebt, der hat einen ſchlechten Kauf gethan.

Betrachtung.

In dieſem Sinnbilde wird die Glückſeligkeit der Freyheit, gegen die armſeligen Vortheile derjenigen geſetzt, die ihre Freyheit ihren Lüſten aufopfern. Welcher Menſch, der bey geſundem Verſtande iſt, und mäßig aber frey leben kann, wird ſich zum Sklaven des Ueberfluſſes machen wollen? Wir ſind leicht durch den Schein und das Aeußerliche zu hintergehen, weil wir den Grund der Dinge nicht prüfen, und nur darauf ſehen, was die Dinge zu ſeyn ſcheinen, nicht aber, was ſie wirklich ſind.

In dieſem Stücke alſo ein richtiges Urtheil fällen zu lernen, ſollten die Kinder bey Zeiten, nach Maaßgebung ihres Alters und ihrer Fähigkeit, von dem wahren Werthe der Dinge, durch Gegeneinanderhaltung und Abwägung ihres Guten und Böſen, unterrichtet werden. Was iſt Ueberfluß ohne Geſundheit? Was iſt ein nothdürftiges Auskom-

men gegen Ueberfluß? Was ſind Titel und Würden, in Vergleichung mit den ſorgenden und unruhigen Gedanken, mit welchen wir ihnen entgegen ſehen? Was fehlt mir, wenn ich genug habe? Und was iſt der beſſer daran, der, ſo viel er auch hat, niemals genug hat? Auf dieſe Weiſe, da wir das, was wir haben, gegen das halten, was wir nicht haben, wird die Billigkeit der Vorſicht kund, und gegen alle Arten des Tadels gerettet werden; indem deutlich daraus erhellet, daß jeder an der menſchlichen Glückſeligkeit ſeinen Antheil hat.

Dieſes kann, als die allgemeine Lehre gegenwärtiger Fabel, eingeprägt werden; die beſondre Lehre aber, wie wir bereits angezeigt haben, betrifft den Werth der Freyheit, welche ein unſchätzbares Kleinod iſt, und vor allen andern erhalten zu werden verdienet. Denn was ſind Geſundheit, Ueberfluß, Würden, Titel und alle andre weltliche Güter, wenn ſie von dem eigenſinnigen Willen eines Tyrannen abhangen? Oder noch näher bey der Fabel zu bleiben, welcher weiſe Mann wird ſeinen Lüſten, für den Preis ſeiner Freyheit, nachhängen?

LIX. Fabel.

Der Pachter und ſeine Hunde.

Bey einem gewiſſen Pachter war in einem harten Winter der Vorrath ſo geſchmolzen, daß er und ſein Haus von den großen und kleinen Viehſtücken zehren mußten. Erſt wurden die Schafe abge-

abgeſchlacht; hernach die Ziegen, und endlich die Ochſen; und gleichwohl war es kaum zulänglich, Leib und Seele zuſammen zu halten. Hierauf hielten die Hunde eine Berathſchlagung, und beſchloſſen, lieber Ferſengeld zu geben, als die Reihe auch an ſich kommen zu laſſen: Denn, ſagten ſie, da der Hausherr unſere Mitknechte, die zu ſeinen Verrichtungen doch ſo unentbehrlich ſind, nicht verſchont hat, ſo können wir uns unmöglich eines beſſern Schickſals getröſten.

Lehre.

Noth bricht Eiſen; und von denen, die ihr weichen müſſen, ſollten wir, ſo behutſam als möglich, urtheilen. Die Freyheit haben, zu thun was man will, und gezwungen ſeyn, zu thun, was man nicht vermeiden kann, ſind zwey ſehr verſchiedne Fälle.

Betrachtung.

Die alte Moral merkt bey dieſer Fabel an, daß es einem Herrn etwas geringes iſt, ſeiner Gemächlichkeit und ſeinem Vortheile einen Knecht aufzuopfern; daß man ſich aber mit Leuten von ſo unfreundlicher Gemüthsart, bey welchen auch die getreueſten Diener keine Gnade finden, nichts zu ſchaffen machen ſolle.

Allein die neuern Moraliſten behaupten, daß durch dieſe Lehre, der natürlichen Auslegung der Fabel Gewalt geſchieht. Denn, ſagen ſie, der Pachter hat hier keine freye Wahl, ſondern muß entweder thun, was er thut, oder umkommen; und

da

da er es thut, so thut er, nach den schärfsten Regeln der Billigkeit, weiter nichts, als seine Pflicht, und kann den Namen eines unbarmherzigen Mannes, oder grausamen Herrn nicht verdienen. Sie wollen daher eine ganz andre Lehre herausziehen, und zwar; daß bey der äußersten Gefahr, die Gesetze der Zuträglichkeit und hergebrachten Gewohnheit, den Gesetzen der Nothwendigkeit weichen müssen. Und in diesem Falle, fügen sie hinzu, war der Pachter offenbar; denn es würde ihm ganz gewiß sehr angenehm gewesen seyn, wenn er sein Vieh nicht hätte schlachten müssen.

LX. Fabel.

Der Adler und der Fuchs.

Einsmals war zwischen einem Adler und einem Fuchse gute Freundschaft und Nachbarschaft errichtet worden. Dem ohngeachtet that der Adler eines Tages einen Einfall in das Revier des Fuchses, der eben auf Fütterung ausgegangen war, und nahm eine ganze Brut junger Füchse mit fort. Der Fuchs kam noch zeitig genug wieder, den Adler, mit dem Raube in Klauen, davon fliegen zu sehen, und ihm Flüche über Flüche nachzuschicken. Nicht lange darauf raubte eben derselbe Adler, als die Schäfer eine Ziege opferten, ein Stücke Fleisch von dem Altare, und brachte es seinen Jungen; es mochte aber eine glühende Kohle daran hängen geblieben seyn, welche das Nest in Brand steckte. Die Vögel waren noch nicht pflücke

gnug,

gnug, daß sie sich selbst hätten retten können; gleichwohl wollten sie gern der Flamme entkommen, und indem sie sich sträubten und wälzten, fielen sie, halb verbrannt, aus dem Neste, und dem Fuchse in den Rachen, welcher unter dem Baume auf einen solchen Zufall gelauret hatte, und sie in dem Angesichte ihrer Mutter auffraß.

Lehre.

Die Gerechtigkeit ist eine heilige Sache, und keine Nothwendigkeit kann die Verletzung derselben rechtfertigen.

Betrachtung.

Hieraus sollen die Großen einsehen lernen, daß keine Gewalt auf Erden sie in der Ausübung der Tyranney und Ungerechtigkeit beschützen kann, sondern daß die Rache den Unterdrücker bald oder spät überfällt. Auch erhalten Verrätherey und Friedensbruch hier ihre Verdammung, wenn sie schon gegen die aller Treulosensten unternommen werden. Ferner lehrt uns diese Fabel, daß wenn die Menschen einmal auf bösen Wegen sind, eine Sünde aus der andern folgt. Der Adler fängt damit an, daß er Treu und Glauben bricht; und mit dem nähsten Schritte wird er ein Verächter der Götter und beraubet ihre Altäre. Was konnte anders hierauf folgen, als das göttliche Strafgericht, welches ihn an der Verbrennung seines Nestes selbst mit Schuld haben ließ, und den Fuchs an ihm rächte, ob er gleich selbst das falscheste unter allen Geschöpfen ist.

LXI. Fabel.

Der Landmann und der Storch.

Ein armer unschuldiger Storch hatte das Unglück, in einem Netze gefangen zu werden, das eigentlich nur für wilde Gänse und Kraniche gestellt war. Er berief sich in seiner Vertheidigung auf seine Einfalt und sein gutes Herz, auf seine Liebe zu den Menschen, auf seine Beobachtung der kindlichen Pflichten, und auf seine Dienste, in Vertilgung des schädlichen Gewürms. Das kann alles wahr seyn, sagte der Landmann; aber mit gefangen, mit gehangen!

Lehre.

Es ist unserm Glücke und unsrer Ehre daran gelegen, daß wir uns zu guter Gesellschaft halten; denn da wir leichtlich durch die Gewalt böser Beyspiele verderbt werden können, so kann uns ein Weiser, nicht anders als aus unserm Umgange, beurtheilen. Was sagt das Sprichwort?

Gleich und gleich gesellt sich gern.

Betrachtung.

Ein Mensch kann verbunden seyn, Leute, die ihm ganz und gar nicht gefallen, zu besuchen, mit ihnen zu essen und Umgang zu pflegen. Wenn dieses nun der Anständigkeit, der Klugheit und guten Sitten wegen, nicht aber aus Wahl und Neigung, geschieht; so kann nichts darwider gesagt wer-

61. Der Landmann und der Storch.

62. Der Knabe u. der blinde Leyer.

63. Der Adler und die Kraehe.

64. Der Hund und die Krippe.

65. Das Schaf und die Krähe.

66. Die den Jupiter bittende Geschöpfe.

werden. Nur muß man dergleichen Umgang so viel möglich vermeiden, und den größten Theil seiner Zeit in besserer Gesellschaft zubringen.

Es kann zwar mancher ehrliche Mann, unglücklicher Weise, in böse Gesellschaft gerathen, und sein Unglück darinn finden, ob er sich gleich der Bosheit seiner Gesellschafter niemals theilhaft gemacht hat. Aber womit kann derjenige entschuldiget werden, welcher alle Gelegenheit, mit bösen Leuten umzugehen, ergreift und sucht, und sein Vergnügen mehr unter ihnen, als unter rechtschafnen Leuten findet? Das Sprichwort sagt: Laß mich deine Freunde kennen, und ich kenne dich! Und wenn sich große Leute mit Fiedlern, Possenreissern und Luftspringern gemein machen, soll man nicht glauben, daß ihre Seelen von gleichem Schrot und Korne sind? Oder wenn man einen vornehmen Mann sein größtes Vergnügen auf dem Kutscherſitze finden sieht, sollte nicht ein Spötter verleitet werden, zu argwohnen, es müßte dieser Sitz die gehörige Stelle seines wirklichen Vaters gewesen seyn?

LXII. Fabel.

Der Knabe und der blinde Lerm.

Ein Schäferknabe hatte die schelmische Gewohnheit, zum öftern, ein Wolf! ein Wolf! zu schreyen, obgleich keiner zu sehen war, und auf diese Weise unter dem Landvolke ein blindes Lermen

zu machen. Und dieſes Poſſens wegen ward er ſo bekannt, daß man ihm endlich nicht mehr glaubte, als er im Ernſte zu ſchreyen anfing, ſo daß der Wolf in die Horde einbrechen, und die Schafe ohne Widerſtand zerreiſſen konnte.

Lehre.

Dieſe Fabel zeigt uns die gefährlichen Folgen einer unüberlegten und unzeitigen Narrenspoſſe. Die alte Moral merkt dieſes an; daß man einem Lügner auch da nicht zu glauben pflegt, wenn er die Wahrheit redet.

Betrachtung.

Nicht alle Menſchen haben die Geſchicklichkeit, einen Scherz zur gehörigen Zeit und auf die gehörige Art anzubringen, und dabey innerhalb den Schranken der Anſtändigkeit und Ehrfurcht zu bleibleiben, ohne wider die Feinheit des Witzes, wider das gute Herz und wider die Lebensart zu verſtoſſen. Die Fähigkeit und Geſchicklichkeit ſich dieſer Freyheit, auf eine kluge und geziemende Weiſe, zu bedienen, macht einen großen Theil von dem Charakter eines angenehmen Geſellſchafters aus. Denn was man in dieſem Verſtande Spötterey nennt, iſt das Gewürze des artigen Umgangs; welches auch bey den ernſthafteſten Sachen nicht fehlen ſollte, damit die gute Laune aus Mangel der Erfriſchung nicht vertrockne. Es giebt aber ein Mittel, zwiſchen ganznärriſch und ganzphiloſophiſch; und zwar verſteh ich hierunter eine kluge Vermiſchung, die von beyden etwas hat, und die Weis-

heit

heit ſelbſt angenehmer und wirkſamer macht. Der Ernſt der einen wird, durch den Geiſt und die Munterkeit der andern, belebt; und die Fröhlichkeit eines luſtigen Einfalls dienet zur leichtern und beſſern Faſſung des darinn verborgnen Sinnes. Kurz, um mehr bey der Fabel zu bleiben, der Schäferknabe ließ ſich zu weit in eine Materie ein, die er nicht verſtand.

LXIII. Fabel.

Der Adler und die Dohle.

Ein Adler ſchoß auf ein Lamm herab, faßte es in ſeine Klauen, und flohe damit fort. Eine nachäffende Dohle, die dieſe That mit anſahe, ließ ſich einfallen, eben denſelben Verſuch mit einem Widder zu machen; allein ſie verwickelte ſich mit ihren Krallen, da ſie ihn aufzuheben ſuchte, ſo ſehr in die Wolle, daß der Schäfer darzu kommen, und ſie fangen konnte. Der Schäfer verſchnitt ihr die Flügel, und gab ſie zu Hauſe ſeinen Kindern, damit zu ſpielen. Die Kinder gaften ſie an, und fragten den Vater, was für ein ſeltſamer Vogel das ſey? Vor einer Stunde, ſprach dieſer, bildete er ſich ein, ein Adler zu ſeyn; jetzt aber iſt er hinlänglich überzeugt, daß er nichts als eine alberne Dohle iſt.

Lehre.

Es iſt eine große Eitelkeit und Thorheit, wenn Menſchen mehr über ſich nehmen, als ſie

auszuführen im Stande sind; weil sie am Ende aller solcher Unternehmungen, nicht allein ihres Zwecks verfehlen, sondern auch noch dazu zum Gelächter werden.

Betrachtung.

Es ist eine gefährliche Eitelkeit, sich mit denen, die uns überlegen sind, in einen Wettstreit einzulassen, es mag seyn worinn es will, in Waffen, oder in Aufwand, oder in Künsten und Wissenschaften. Unmöglich kann jemand einen andern zu schätzen wissen, der nicht eine genaue Kenntniß vor sich selbst hat. Ja, jedes eitle und übermüthige Unternehmen kann nicht anders als übel ausschlagen, und wird den Wagehals unfehlbar lächerlich machen. Einen Großen in seiner eignen Weise übertreffen wollen, verräth gewisser Maassen, üble Sitten, und ist wenigstens ein hoher Grad der Unbesonnenheit. Manche nehmen es für eine Beleidigung an, an Witz, manche an Narrheit übertroffen zu werden; so wie es Nero nicht leiden konnte, daß jemand ein beßrer Leyermann wäre, als er: die Sache aber mag noch so groß, oder noch so gemein seyn; der Fall bleibt in Ansehung der neidischen Beeiferung, immer eben derselbe.

LXIV. Fabel.

Der Hund in der Krippe.

Ein neidischer Hund war in eine Krippe gekrochen, wo er durch Knurren und Zähneblecken das Vieh vom Futter abhielt, und selbst lieber

lieber verhungern als zugeben wollte, daß andre Thiere ihren Hunger stillten.

Lehre.

Der Neid verlangt keine andre Glückseligkeit, als die er aus dem Elende andrer Leute ziehet, und will lieber selbst nicht essen, als die nicht verhungern sehen, die gern essen wollten.

Betrachtung.

Wir haben in der Welt nur allzuviel Menschen von der Art dieses Hundes; die sich lieber selbst strafen, als andern nicht zur Last und Plage seyn wollen. Dieser teufelische Neid ist schon bey Privatpersonen abscheulich; wenn er aber gar den regierenden Theil eines Volks angesteckt hat, alsdenn ist nichts so heilig, was ein trotziger und übelgesinnter Minister seiner greulichen Leidenschaft nicht aufopfern sollte. Er würde keinen rechtschafnen Mann essen, leben, oder Athem schöpfen lassen, wenn er es verhindern könnte. Es ist sein Vergnügen, alle Arten von wackern Leuten zu verleumden, und nicht nur ihre Gesinnungen anzuschwärzen und ihre Dienste zu verkleinern, sondern sie gar unter die Feinde des gemeinen Wesens zu setzen. Ja, er wird hundertmal lieber den Staat sinken sehen, als nur den Gedanken ertragen wollen, daß noch eine andre Hand, als seine, an der Ehre der Erhaltung desselben Antheil habe. Wer nun seinen Herrn aus Neid verräth, der wird auch gewiß nicht ermangeln, ihn für Geld zu verrathen; denn die Befriedigung jener giftigen Gemüthsart, ist wei-

ter nichts, als eine andre Weise, ihn zu verkaufen, wo die Bosheit vor der Bestechung vorher geht, und zur Bestechung dienet. Doch ist dieser Hofneid nicht in allem dem Neide des Hundes in der Fabel gleich; denn jener ist mit Geitz und Eigennutz vermischt, da dieser das Böse blos thut, um es zu thun. Der Hund will lieber selbst verhungern, als das Vieh fressen lassen; der neidische Hofmann hingegen sorgt für sich, es mag darunter leiden, wer da will.

LXV. Fabel.

Das Schaf und die Krähe.

Eine Krähe setzte sich einem Schafe auf den Rücken, und schwatzte. Bursche, sagte das Schaf, einem Hunde sollst du das wohl bleiben lassen. Das weis ich so gut, als du mir es sagen kannst, antwortete die Krähe; und mit Zanksüchtigen kann ich so wohl Friede halten, als jemand anders; ich kann aber auch so überlästig seyn, als ein andrer, wenn ich sehe, wen ich vor mir habe.

Lehre.

Das ist die Art und Gewohnheit kleiner, niederträchtiger Geister. Sie sind grob und unverschämt gegen den, der es sich gefallen läßt; kriechend und sklavisch aber gegen die, die ihnen gewachsen sind.

Betrachtung.

Betrachtung.

Grobheit und Tyranney gegen Untergebne und Leute, die wir in unſrer Gewalt haben, iſt ein ſo unmännliches Laſter, daß, wo wir ein ſolches Betragen ſehen, wir ganz zuverläßig auf eine niederträchtige Seele ſchließen können; auf eine Seele, die eben die Beleidigungen, aus ſchändlichem Eigennutze, von ihren Obern dulden würde, die ſie ihre Untergebnen dulden läßt. Gleichwohl iſt es noch ein Troſt, der aus der Einrichtung des Ganzen enſpringt, daß, wie die Großen den Kleinern drohen, die Könige den Großen drohen, und Gott den Königen. Kurz, man kann bey dem Laufe der Welt durchgängig die Anmerkung machen, daß der Tyrann des einen, irgend eines andern Sklave iſt, und Leute findet, die ihm eben ſo zu ſtark ſind, als er denen iſt, die er unterdrücket. Was uns zu viel geſchieht, das merken wir bald, aber das wollen wir nicht merken, was wir andern zu viel thun.

LXVI. Fabel.

Die den Jupiter bittenden Thiere.

Es entſtand einsmals eine allgemeine Unzufriedenheit unter verſchiednen Thieren, die alle über ihre Umſtände murrten. Das Kameel bat den Jupiter, ihm ſo wohl zur Zierde als zur Vertheidigung, wie den Stieren oder Hirſchen, Hörner zu geben. Der Fuchs bat um die Geſchwindigkeit des Haſen; der Haſe um die Verſchlagenheit des

Fuchſes; und der Pfau wollte zu ſeinem ſchönen Gefieder, auch noch die angenehme Stimme der Nachtigall haben. Jupiter aber antwortete ihnen: ein jedes Geſchöpf habe ſeine ihm eigenthümlichen Vorzüge; es würde alſo mit der göttlichen Gerechtigkeit, die jedes insbeſondre ſowohl verſorgt hätte, nicht beſtehen können, wenn er einem alles geben wollte. Und weil ſich das Kameel mit ſeinen Umſtänden unzufrieden bezeigt hatte, ſo ſchlug ihm Jupiter nicht allein die Hörner ab, ſondern beſtrafte es, andern zum Exempel, auch noch mit dem Verluſte der Ohren.

Lehre.

Jedes lebende Geſchöpf hat an den Wohlthaten des Himmels denjenigen Antheil, den die Vorſicht für daſſelbe am zuträglichſten gehalten hat. Wir ſollten mit unſerm gegenwärtigen Zuſtande zufrieden ſeyn, er mag ſeyn wie er will, und auf keine Weiſe wider die Einrichtung der Vorſicht murren.

Betrachtung.

Wir ſind mit den Wohlthaten des Himmels niemals zufrieden. Der eine möchte gern eine ſchöne Stimme, der andere prächtige Kleider haben; und da jeder alles haben will, beſchuldigen wir die Vorſicht einer Ungerechtigkeit, weil ſie nicht allen einerley giebe. Sokrates hatte Recht, als er ſagte: daß wenn dem Menſchen, unter allen guten und böſen Dingen in der Natur, die freye Wahl gelaſſen würde, er eben ſo wieder heimkommen

würde,

würde, als er ausgegangen wäre, wo nicht noch schlimmer.

Warum sollte die Nachtigall nicht eben so wohl den Pfau wegen seines Schweifs, als der Pfau die Nachtigall wegen ihres Gesangs beneiden? Und warum sollten nicht alle Werke der Schöpfung, auf eben die Weise, und aus eben dem Grunde murren können? Warum hat der Mensch nicht die Flügel des Adlers, daß er der Gefahr entrinnen, oder seine Neugierde besser stillen könnte? Warum hat er nicht den scharfen Geruch des Hundes, die Klauen des Löwen, die Zähne des Leoparden, die Schnelligkeit des Jagdpferdes, und dergleichen? Und können die Thiere, auf der andern Seite, nicht mit eben so viel Billigkeit, über den Mangel der vernünftigen und sittlichen Fähigkeiten und Vorzüge der Menschen klagen? Es würde also ein bürgerlicher Krieg entstehen, der sich durch alle Theile der Schöpfung erstreckte, weil jeder mit seinem Schicksale nicht vergnügt seyn wollte: und darwider würde kein Mittel seyn, als die gänzliche Umschaffung der Welt. Diese unordentliche Begierde ist der Untergang so mancher Königreiche, Familien und Gesellschaften gewesen.

Kurz; Unmöglichkeit verlangen, ist lächerlich; und unnatürliche Dinge begehren, ist gottlos. So wie wir sind, hat uns Gott geschaffen; unsre Stelle und unsern Zustand hat er uns angemessen, und seine Rathschlüsse sind unveränderlich.

LXVII. Fabel.

Der geitzige Eigenthumsherr.

Ein gewisser Pachter hatte einen vortreflichen Apfelbaum in seinem Obstgarten, den er werther als alle andre hielt, und von dessen Früchten er seinem Eigenthumsherrn jährlich ein Geschenk machte. Diesem schmeckten die Aepfel so wohl, daß er durchaus den Baum auf seinen eigenen Grund verpflanzt wissen wollte. Kaum aber war der Baum versetzt worden, als er verdorrte, und also Früchte und Baum zugleich verlohren gingen.

Lehre.

Wer alles haben will, behält nichts; sagt das Sprichwort, welches die beste Lehre zu dieser Fabel ist.

Betrachtung.

In diesem Falle befindet sich so mancher Geitzhals. Unzufrieden mit dem Guten, das er besitzt, schnappt er, wie der Hund, nach dem Schatten, und verliert was er hat, weil er mehr zu haben begierig ist. Aus Stolz und Geitz, wollte der Eigenthumsherr seinem Pachter keine Verbindlichkeit haben, er beraubte also seinen Pachter, bevortheilte sich selbst, und verlohr die Früchte mit samt dem Baume auf immer.

67. Der geizige Eigenthümer.

68. Der Fuchs und die Ziege.

69. Die Hähne und das Rebhuhn.

70. Der gereiste Prahler.

71. Der bestrafte Spötter.

72. Die Frau und die fette Hähne.

LXVIII. Fabel.

Der Fuchs und die Ziege.

Ein Fuchs und eine Ziege stiegen mit einander in einen Brunnen, um zu trinken, und als sie ihren Durst gelöscht hatten, war die Ziege ziemlich verlegen, wie sie wieder herauskommen wollte. Ich weis wie, sagte Reinecke; tritt nur auf deine Hinterbeine, stemme dich mit den Vorderbeinen gegen den Brunnen, und strecke deinen Kopf vorweg, so kann ich leicht auf deine Hörner und so aus den Brunnen springen, und dich alsdenn nachziehen. Die Ziege stellte sich so gleich in die vorgeschriebne Positur; der Fuchs auf ihre Hörner, und so aus den Brunnen. Anstatt aber das Reinecke der Ziege hätte nachhelfen sollen, verließ er sie mit der empfindlichen Spötterey: wenn du nur halb so viel Gehirne als Bart hättest, so würdest du nicht eher herabgestiegen seyn, als bis du gewußt, wie du wieder herauskommen wolltest.

Lehre.

Ein weiser Mann wird dem Zufalle mehr nicht anheim stellen, als er muß; sondern wird alle Umstände für und wider genau überlegen, ehe er einen Entschluß faßt.

Betrachtung.

Darinn besteht eben die Weisheit, daß sie das Ende der Dinge übersieht, ehe sie sich damit ab-

giebt, und die Folgen vorher überlegt. Auch muß man gewärtig seyn, daß Leute im Unglücke vor allen Dingen für sich selbst sorgen; ihre Gefährten mögen denn auch sehen, wie sie zurechte kommen. Wenn ein Schelm und ein ehrlicher Mann gemeine Sache mit einander machen, und Noth an Mann kömmt, wird der Betrieger ganz gewiß nur auf sich bedacht seyn, und den andern in der Klemme lassen. Es ist der Lauf der Welt, daß die Menschen ihre Wolthäter verlassen, und über die, die ihnen aufgeholfen haben, spotten. Was liegt an der Sittlichkeit eines Dinges, wenn es Mode ist? Und gemeiniglich erwirbt sich der, welcher sein Glück auf den Untergang eines andern gründet, dadurch den Namen eines geschickten und gewandten Kopfs. Die Einfalt und Leichtgläubigkeit der Ziege zeigt uns, wie weit ein ehrlicher Mann zu trauen habe, der mit einem Betrieger Gesellschaft gemacht hat. Kurz, wir müssen vorher zusehen, ehe wir den Sprung wagen, und immer auf einen sichern Rückzug bedacht seyn.

LXIX. Fabel.

Die Hähne und das Rebhuhn.

Ein junges Rebhuhn sollte unter Kampfhähnen mit aufgefüttert werden. Allein die Hähne bissen das Rebhuhn von dem Futter weg, welches diesem um so viel näher ging, da es sich einbildete, es würde blos deswegen verachtet, weil es fremde wäre. Als es aber hernach sahe, daß sich

die

die Hähne unter einander selbst zerrissen, so war das sein Trost: ich kann nicht verlangen, daß sie gegen mich freundlicher seyn sollen, als sie gegen einander selbst sind.

Lehre.

Es ist nicht zu verwundern, wenn ein Volk gegen Fremde unhöflich ist, das unter sich selbst in Feindschaft lebt.

Betrachtung.

Unter Leuten, die von Natur trotzig und zanksüchtig sind, muß man auf keinen Frieden hoffen. Wir müssen so viel möglich üble Gesellschaft vermeiden; wenn wir aber dazu gezwungen werden, so ist kein Mittel übrig, als Geduld. Die Hähne thaten hier weiter nichts, als was mit ihrer Art übereinkam; und es giebt böse Menschen, die nichts besser sind, und so wohl mit andern, als unter sich selbst, in Zank und Streit leben.

. . . . . .

LXX. Fabel.

Der gereiste Prahler.

Ein eitler Prahler, welcher in der Welt herum geschweift war, kam zurück, und hörte nicht auf, mit Erzehlung seiner auf Reisen verrichteten wunderbaren Thaten, die Ohren der Leute zu ermüden. Unter andern gedachte er eines Sprungs, den er zu Rhodus gethan habe, und dem keiner, bey sechs Fuß, habe gleich kommen können. Und das,

das, sprach er, kann ich mit mehr als einem Zeugen daselbst beweisen. Wenn es wahr ist, sprach einer von der Gesellschaft, was brauchen wir der Zeugen wegen nach Rhodus zu gehen? Bilde dir ein, dieß sey Rhodus, und denn laß uns deinen Sprung sehen.

Lehre.

Nicht selten wird die schwatzhafte Thorheit eines Prahlers augenblicklich zu Schanden gemacht; und alsdenn wird er der Spott und die Verachtung der ganzen Gesellschaft, anstatt der angesehenste in derselben zu seyn, wofür er gern gehalten werden wollte.

Betrachtung.

Dieser Einfall des einen aus der Gesellschaft, brachte die Sache aufs reine. Eitle Prahler sollten sich daher ja mit nichts rühmen, welches sie augenblicklich zu beweisen, angehalten werden können. Aus der Ferne, sagt man, ist gut lügen; gleichwohl war die Ferne hier nicht vermögend zu verhindern, daß unser Reisende nicht ein Spott der Gesellschaft wurde.

LXXI. Fabel.

Der bestrafte Versucher.

Ein ruchloser Spötter that eine Reise nach Delphos, um zu versuchen, ob er dem Apollo nicht einen Fallstricke legen könnte. Er nahm ei-

nen

nen Sperling in ſeine Hand, hielt ihn unter dem Kleide verſteckt, und ſprach zu dem Gott: Ich habe etwas in meiner Hand; iſt es todt oder lebendig? Sollte das Orakel ſagen es wäre todt, ſo hätte er es können lebendig hervor zeigen; ſollte es aber ſagen, es wäre lebendig, ſo hätte er ihm nur einen Druck geben dürfen, um es todt zu machen. Er aber, dem die Bosheit ſeines Herzens nicht verborgen war, gab ihm die Antwort: es iſt, was du von beyden willſt, daß es ſeyn ſoll. Denn, in Anſehung des Vogels, ſteht es bey dir, ob er leben oder ſterben ſoll: aber nicht in Anſehung deiner ſelbſt; und den Augenblick fiel der Spötter, zur ſchrecklichen Warnung für andre, todt zur Erden.

Lehre.

Uebermuth verleitet die Leute natürlicher Weiſe zum Unglauben, und dieſer führet ſie unvermerkt zum Atheismus. Denn wenn Leute einmal keine Ehrfurcht für die Religion mehr haben, ſo kommen ſie gar bald auch ſo weit, daß ſie über ſie ſpotten.

Betrachtung.

Bey Gott, dem Allmächtigen, der die verborgenſten Gedanken des Herzens kennet, findet keine tückiſche Verſuchung ſtatt. Dieſe Weiſe über heilige Dinge zu ſpotten, iſt die allerkühnſte Art der Ruchloſigkeit, die nur immer ausgeübet werden kann. Wer an Gottes Allwiſſenheit zweifelt, kann, mit eben ſo gutem Fuge, auch an deſſen Allmacht zweifeln; und wer eine von ſeinen Eigenſchaften

für

für ungewiß hält, der iſt auf gutem Wege, ſie alle dafür zu halten. Es würde in der Welt ein groſſer Theil der Bosheit wegfallen, wenn die Menſchen nur ſo leben und handeln wollten, daß die Furcht vor Gott in ihren Thaten eben ſo wohl zu ſpüren wäre, als in ihren Worten. Wenn ſie aber über die Gottheit klügeln und vernünfteln wollen, und mit einem Wenn dieſes ſo und ſo iſt, zum Vorſchein kommen, ſo wird ſchon dieſe Vorausſetzung zu einem unerträglichen Aergerniſſe; und auf ſolche Weiſe etwas bejahen, heißt der gänzlichen Verneinung nur auf einen Schritt ausweichen. So war die Frage beſchaffen, die der Spötter dem Orakel vorlegte; er zweifelte an der göttlichen Allwiſſenheit, und wollte gern hinter die Wahrheit kommen; am Ende aber war es auf eine Spötterey abgeſehen, welche ſeine Ruchloſigkeit auf den höchſten Grad brachte; ſo daß ſich die Fabel nicht anders, als mit ſeiner verdienten Strafe ſchließen konnte.

LXXII. Fabel.

Das Weib und die fette Henne.

Ein gutes Weib, die eine Henne hatte, welche ihr alle Tage ein Ey legte, bildete ſich ein, daß ihr die Henne wohl zwey Eyer legen würde, wenn ſie ihr mehr Futter gäbe. Sie machte den Verſuch, aber die Henne ward dadurch ſo fett, daß ſie ganz und gar, Eyer zu legen, aufhörte.

Lehre.

Lehre.

Wir sollten unsern Begierden Grenzen setzen, und mit dem, was wir haben, vergnügt seyn, damit wir es nicht durch unsre Unzufriedenheit verlieren.

Betrachtung.

Diese Fabel ist mit der 67ten, des geitzigen Eigenthumsherrn, von einerley Beschaffenheit, und stellt uns die Thorheit eitler Begierden und der unmäßigen Liebe zum Reichthum im Bilde vor. Der Geitz kann einen, der die ganze Welt besäße, so arm machen, als der ist, der gar nichts hat. Es ist Unsinnigkeit, wenn einer, der schon genug hat, alles aufs Spiel setzt, um mehr zu haben. Es giebt ein Mittel zwischen zu viel und zu wenig essen; und dieses Mittel muste die Frau ohne Zweifel getroffen haben, als ihr die Henne alle Tage ein Ey legte. Da sie aber der Henne, aus Eigennutz, das Futter vermehrte, und sich einbildete, daß mehr Körner auch mehr Eyer geben würden, so verfehlte sie aus Geitz ihres Zwecks, und verlohr zur Strafe das, was sie hatte. Es kam aber auch ein grosser Irrthum in Ansehung der Pflege dazu, wobey sie sich eben nicht, als eine verständige Hausfrau zeigte; denn die Ueberladung des Magens hindert die Natur an ihren übrigen Verrichtungen, und dieses bey den Menschen so wohl, als bey dem Federvieh. Hieraus können Aeltern, und alle, welche mit der Erziehung der Kinder zu thun haben, die Lehre ziehen, daß es schädlich ist, sie ihrem Appetite allzusehr nachhängen, und übermäßig essen zu lassen, weil

sie

sie dadurch zu allem Guten verdrossen, und noch überdieses krank werden.

LXXIII. Fabel.

Der von einem Hunde gebissene Mann.

Einem Manne, den ein Hund gebissen hatte, ward der Rath gegeben, ein Stücke Brod in das Blut der Wunde zu tauchen, und es dem Hunde zu fressen zu geben. Wahrhaftig, ein vortreflich schöner Rath, sagte der Mann. Ihr habt gewiß Lust, mir alle Hunde in der Stadt auf den Hals zu hetzen? Denn das würde gewiß geschehen, wenn sie merkten, daß sie, anstatt bestraft zu werden, belohnet würden.

Lehre.

Unserm guten Herze sollte es nie an Klugheit fehlen. Wir müssen die Beleidigung zwar vergeben, aber den Beleidiger nicht aufmuntern, uns noch ferner zu schaden.

Betrachtung.

Unter die Lehre dieser Fabel ist jede üble Nachrede, Verleumdung und Lästerung, und jede Art der Beleidigung und Beschimpfung, die unsern guten Namen, und unsre Person trifft, zu ziehen. In allen diesen Fällen findet zwar eine großmüthige Vergebung, auch der größten Undankbarkeit und Bosheit, Statt; aber das taugt nicht, wenn man

73. Der von einem Hunde gebissene Mann.

74. Der Thunfisch und das Meerschwein.

75. Die zwey Feinde zur See.

76. Der genannte Sternseher.

77. Der Vogelsteller und die Amsel.

78. Merkur und der Rasende.

man etwas so gar belohnt, was man aus Barmherzigkeit nicht bestrafen will. Dieses Verfahren ist so wohl bey öffentlichen, als besondern Angelegenheiten des menschlichen Lebens, gleich gefährlich; weil es eine Anreitzung zum Bösen ist, wenn die Menschen sehen, daß sie um so viel besser dabey fahren. Ein tückisches Herz ist mit keinem eingetunkten Bissen zu bessern; sondern zankſüchtige Menschen und beißigte Hunde, sind oft um so viel schlimmer, je gütlicher man mit ihnen verfährt.

LXXIV. Fabel.

Der Thonfisch und der Delphin.

Ein Thonfisch ward von einem Delphin verfolgt, und sollte eben ergriffen werden, als er, ehe es der Delphin merkte, auf den Strand trieb, und dieser, in der Hitze der Verfolgung, mit ihm zugleich auf dem Sande sitzen blieb. Nun waren sie beyde verlohren; der Thonfisch aber hielt seine Augen beständig auf den Delphin gerichtet, und als er ihn in den letzten Zügen sahe, sprach er: Jetzt ist mir der Tod nicht mehr bitter, da ich meinen Feind zugleich mit sterben sehe.

Lehre.

Einem unschuldigen Manne ist gar wohl einiges Vergnügen zu vergönnen, wenn er den räuberischen Feind, der ihn ins Verderben stürzen wollte, in gleiches Unglück verwickelt sieht.

Betrachtung.

Es giebt Moraliſten, welche dieſer und der folgenden Fabel einerley Bedeutung geben, und über beyde nur eine Betrachtung machen, die auf die Verdammung der Rachſucht abzielt. Uns aber ſcheint zwiſchen den zwey Fabeln ein groſſer Unterſcheid zu ſeyn, weswegen wir uns auch berechtiget dünken, von unſern Vorgängern abzugehen, und von jeder derſelben eine andre Anwendung zu machen. Hier ſieht man einen unſchuldigen Thonfiſch, um ſein Leben aus dem Rachen eines gefräßigen Feindes zu erretten, aufs Ufer getrieben, und umkommen; es war daher, wie wir in der Lehre ſchon angemerkt haben, ganz natürlich und wohl zu verzeihen, daß er ſich freute, ſeinen Feind eben demſelben Unglücke unterliegen zu ſehen, welches er über ihn gebracht hatte. Und hieraus können wir lernen, daß die göttliche Strafgerechtigkeit oft einen gottloſen Mann in eben die Grube fallen läßt, die er andern gegraben hatte, ſo daß die Ausübung ſeiner Bosheit ſelbſt, zu ſeinem verdienten Lohne wird.

LXXV. Fabel.

Die zwey Feinde zur See.

Zwey Feinde waren mit einander in einem Schiffe zur See; der eine befand ſich in dem Vordertheile deſſelben, und der andre in dem Hintertheile. Es entſtand ein gewaltiger Sturm, und

und als das Schiff eben sinken wollte, fragte der eine von ihnen den Steuermann, welches Theil von dem Schiffe zuerst unter Wasser kommen würde? Der Steuermann sagte, jenes Ende werde zuerst sinken. Nun wohl, versetze dieser, so werde ich den Trost haben, meinen Feind vor mir umkommen zu sehen.

Lehre.

Es ist eine sträfliche Beruhigung eines rachsüchtigen Mannes, der sein Leben gern verlieren will, wenn er sich nur nicht darf von seinem Feinde überlebt wissen.

Betrachtung.

Die Rachsucht ist in der That ein teuflisches Laster, das sich aus Gewaltthätigkeiten und Bosheiten im geringsten nichts macht. Es entzweyet Freunde, verwirret Staaten, trennet und vertilget Familien. Die Geschichte aller Zeiten ist voll von den traurigen Wirkungen dieser höllischen Leidenschaft, welche die Menschen so sehr verhärtet, daß sie, wie man in obiger Fabel sieht, den Tod auf eine viehische Weise verachten, wenn sie ihre Feinde nur zugleich mit untergehen sehen.

LXXVI. Fabel.

Der gewarnte Sterndeuter.

Ein gewisser Sterngucker, in seine himmlische Beobachtungen versenkt, hatte das Unglück, in einem ziemlich tiefen Graben zu stolpern, und als er sich wieder heraus zu helfen suchte, sprach ein vorbeygehender, nicht unvernünftiger Mann: mache dir ja diesen Unfall gehörig zu Nutze; laß ins künftig die Sterne ruhig ihren Lauf fortsetzen, und gieb ein wenig besser auf die Graben Acht; denn wäre es nicht thöricht, daß du andern Leuten ihre Zufälle aus den Sternen vorhersagtest, ohne deine eignen darinn zu lesen?

Lehre.

Diese Fabel ist eine gerechte Bestrafung derjenigen, die ihre eignen Angelegenheiten verabsäumen, und sich in fremde mischen.

Betrachtung.

Wenn wir also bey den Worten dieser Fabel bleiben, so dient sie, das unverschämte Vorgeben der Wahrsager, Zigeuner, klugen Weiber und dergleichen Personen zu zeigen, die sich, in der Stadt sowohl als auf dem Lande, auf dem letztern aber am meisten, die Leichtgläubigkeit der Einfältigen und Unwissenden, so trefflich zu Nutze zu machen wissen. So gering und unschädlich nun auch diese Begierde, das Zukünftige zu wissen, vielen scheinet,

und oft für nichts als Scherz angesehen wird, so ist sie dennoch eine der gefährlichsten Fallstricke im menschlichen Leben, wenn einmal Leichtgläubigkeit dazu kömmt; und dieses zwar vornehmlich bey Weibern und Kindern, indem bey jenen die Einbildungskraft sehr stark ist, und diese, gleich einem weichen Wachse, jeden Eindruck annehmen. Man muß daher ja die äußerste Sorgfalt anwenden, in ihnen alle Lust an dergleichen armseligen Täuschereyen zu ersticken; zu welchen auch die Glücksbücher, und hundert andere abergläubische Hülfsmittel, sich wegen Liebe, Heyrath, Reisen, Spiel, Leben und Tod, Raths zu erholen, gehören. Wenn diese angemaßten Kenner der Zukunft sich auf die Einfalt und Leichtgläubigkeit neugieriger Thoren nicht sichrer verlassen könnten, als auf ihre gewöhnliche Weise, eines aus dem andern zu schließen und die Ursachen aus ihren Wirkungen zu errathen, so würden sie bey ihrer Profeßion wenig Brodt haben. Denn ist wohl zwischen ihrem Endzwecke und den Mitteln, die sie zu Erlangung desselben anwenden, auch nur das geringste Verhältniß zu finden?

* * * * * * * * * * * * * * * * * * * *

LXXVII. Fabel.

Der Vogelsteller und die Amsel.

Eine Amsel fragte einen Vogelsteller, der eben die Lockspeise unter dem Netze zurechte legte, was er da mache? Ich lege hier den Grund zu einer Stadt, antwortete dieser, und schlich sich hier-

mit bey Seite. Die Amsel besorgte nichts Böses, flog auf die Lockspeise in das Netz, und ward gefangen. Als nun der Vogelsteller herbey gelaufen kam und sie griff, sprach die arme Amsel: Freund, wenn das deine Art zu bauen ist, so wirst du wenig Einwohner bekommen!

Lehre.

Neugierige Leute müssen ihre thörichte Wißbegierde oft theuer bezahlen.

Betrachtung.

Der Amsel geschah hier schon recht. Der Genuß ihrer eignen Freyheit war ihr nicht genug, sie mußte sich um fremde Händel bekümmern, und sobald der Vogelsteller fortgegangen war, kam sie von dem Orte ihrer Sicherheit herab, fraß von der Lockspeise, auf die sie kein Recht hatte, und ward, zu verdienter Strafe, in dem Netze gefangen. Auf der andern Seite erkennen wir an dem Vogelsteller, die Kunstgriffe und Ränke eines betriegerischen Menschen, der immer einen Vorwand hat, unbehutsame und neugierige Thoren in seine Schlinge zu ziehen, und die Lockspeise nach der Fähigkeit derer, die er fangen will, einrichtet. Und es ist in der That eine wichtige Anmerkung, daß der größte Theil der Menschen eben so leicht zu fangen und zu verführen ist, als die dümmsten Vögel, weil die Heftigkeit ihrer Lüste sie an dem Gebrauche ihrer Vernunft verhindert. Und wenn man ihnen nur die gehörige Lockspeise vorhält, dem Schwelger einen leckerhaften Schmaus, dem Wollüstling

lüſtling ein feines Mädchen, dem Geitzhalſe wahrſcheinlichen Gewinnſt, ſo werden ſie alle eben ſo gierig nach der Lockſpeiſe ſchnappen, als nur immer ein Vogel oder Fiſch, nach dem Wurme oder der Beere ſchnappen kann.

LXXVIII. Fabel.

Merkur und der Reiſende.

Ein Mann, der eben eine lange Reiſe antreten wollte, gelobte dem Merkur, ihm von allem, was er finden würde, die Helfte zu widmen. Nun hatte jemand einen Sack Datteln und Mandeln verlohren, und er hatte das Glück, ihn zu finden. Sogleich machte er ſich darüber; aß die Kerne und alles was gut daran war, auf; legte die Steine und Schalen auf den Altar, und verlangte, daß Merkur dieſes für die erſte Erfüllung ſeines Gelübdes annehmen ſollte. Denn von den einen, ſagte er, gebe ich dir das Auswendige und von den andern das Inwendige; welches zuſammen die verſprochne Helfte richtig ausmacht.

Lehre.

Manche Menſchen reden zwar, als ob ſie einen Gott glaubten, allein ſie verleugnen ihn durch ihre Thaten. Ihre Gebete ſind Verſpottungen, und ihre Gelübde Complimente. Sie verſprechen Gutes die Menge; kömmt es aber zur Ausführung, ſo halten ſie nichts.

Betrachtung.

In geheim sind wir alle, mehr oder weniger, gegen den Himmel, und unsre eignen Seelen, Betrieger. Wir suchen blos unsre Mißbräuche, unter dem Mantel des Gewissens und der Religion, zu verbergen, und scheuen uns nicht, Gott tausend falsche und betriegerische Kunstgriffe zu vertrauen, die wir, als die größten Geheimnisse von der Welt, vor unsern Nachbarn verborgen halten. Ja, wenn es uns auch noch so sehr ein Ernst ist, so sind unsere Gelübden und Versprechungen, in dem Augenblicke, da wir sie thun, doch schon zur Helfte gebrochen; und wenn wir uns nur mit einer leidlichen Ausflucht, mit einer Unterscheidung, oder Zurückhaltung in Gedanken, den Rückweg erleichtern können, so ist uns das so gut, als eine völlige Beruhigung des Gewissens. Mit einem Worte; wir finden die Lehre, die aus dieser Fabel fließt, nur allzusehr in den verborgensten Geheimnissen, die wir, zwischen dem Himmel und unsern Seelen, in unsern Herzen haben.

LXXIX. Fabel.

Der Knabe und seine Mutter.

Ein Schulknabe stahl ein Buch, und brachte es seiner Mutter, die ihn so wenig deswegen bestrafte, daß sie ihn vielmehr noch aufmunterte. Seine Büberey wuchs mit den Jahren, und endlich ward er über einem grossen Diebstahl ertappt

und

79. Der Knabe und seine Mutter.

80. Der um Kauf gewordne Schäfer.

81. Der ungehörnte Mann und der Löwe.

82. Der Fuchs ohne Schwanz.

83. Der Fuchs und der Dornbusch.

84. Der Fuchs und die Jäger.

und zum Gerichte geführt. Seine Mutter begleitete ihn weinend bis an den Richtplatz, wo er um Erlaubniß bat, ihr noch ein Wort in geheim sagen zu dürfen. Er hielt den Muud zu ihrem Ohre, und unter dem Vorwande ihr etwas zu vertrauen, biß er es glatt ab. Dieſe unnatürliche Bosheit brachte jedermann noch mehr wider ihn auf, bis er endlich das Wort ergriff. Lieben Zuſchauer, ſprach er, ihr ſeyd hier, ein Beyſpiel der Schande und Strafe an mir zu nehmen. Dieſe meine Mutter iſt es, die mich dazu gebracht hat; denn wenn ſie mich in meiner Kindheit für das geſtohlne Buch, das ich ihr brachte, gehörig geſtraft hätte, ſo würde ich ietzt, als ein erwachſner Mann, gewiß nicht als Dieb unter dem Galgen ſtehen.

Lehre.

Unſre Erziehung macht uns entweder beſſer oder ſchlimmer; und die Folgen derſelben können dem Staate eben ſo verderblich ſeyn, als der Familie.

Betrachtung.

Laſterhafte Neigungen müſſen bey Zeiten unterdrückt werden; denn wenn ſie ſich einmal in Fertigkeiten verwandeln, ſo iſt ihnen nicht mehr abzuhelfen. Es kommen mehr Leute an den Galgen, aus Mangel einer frühzeitigen Unterweiſung, Zucht und Beſtrafung, als wegen der unheilbaren Bosheit ihres Herzens; und es iſt gemeiniglich der Fehler der Aeltern, der Aufſeher und Vormünder, daß ſo viel junge Leute verderben. Sie laſſen ſie ſich zu

Kopfe wachsen, und wenn böse Neigungen einmal Wurzel gefaßt haben, so sind sie nicht mehr auszurotten.

LXXX. Fabel.

Der zum Kaufmann gewordne Schäfer.

Ein Schäfer weidete einsmals, an einem sehr schönen Tage, an der Seeseite. Die angenehme Stille des Wassers verführte ihn, seinen Schäferstand aufzugeben, und ein Kaufmann zu werden. Mit einmal schlug er seine Heerde los, kaufte eine Ladung Feigen, setzte sich über seine Furcht hinweg, und ging zur See. Allein es entstand ein Sturm, und die Schiffer wurden genöthiget, ihre Ladung über Boord zu werfen, um sich selbst und das Schiff zu retten. Unser verdorbner Kaufmann griff, nach mißgelungenem Versuche, wieder zu seinem ersten Gewerbe. Als er nun eines Tages an eben derselben Seeseite seine Schafe weidete, und abermals so schönes verführerisches Wetter auf dem Wasser war, sprach er: Ja, ja; wer ein Thor wäre! Du bist wohl nach mehr Feigen begierig? Nicht wahr, liebe See?

Lehre.

Die Menschen können in allen Ständen glücklich seyn, wenn sie sich nur darein schicken wollen. Wo sie sich aber mit Geschäften abzugeben,

ben anfangen, die sie nicht verstehen, und sie ihnen fehlschlagen, so können sie sich mit nichts mehr trösten, als mit der Hoffnung, daß vielleicht eine gütige Vorsicht, sie wieder auf den rechten Weg bringen werde.

Betrachtung.

Trübsal macht den Menschen klug und vernünftig. Ein jeder hat seine schwache Seite; und niemand hat sich noch so wohl befunden, daß ihn nicht der Schuh irgendwo gedrückt, oder er sich wenigstens eingebildet hätte, daß er ihn drücke. In dem Falle, in welchem unser Schäfer war, ist jeder Mensch, der etwas Gewisses für etwas Ungewisses vertauscht, und ein ehrliches Gewerbe, zu welchem er gebohren war, für Geschäfte aufgiebt, wozu er keine Geschicklichkeit hat.

LXXXI. Fabel.

Der vornehme Mann und der Löwe.

Einem vornehmen Manne träumte einsmals, daß sein einziger Sohn, welcher ohne Zweifel ein großer Liebhaber der Jagd war, von einem Löwen umgebracht würde. In dieser Einbildung bestärkte sich der Vater so sehr, daß er seinem Sohne ein besondres Haus bauen ließ, ihn dem gedrohten Unglücke aus dem Wege zu bringen. Er sparte weder Kunst noch Kosten, eine so viel möglich angenehme Wohnung daraus zu machen; allein

lein der Jüngling sahe sie nicht anders als ein Gefängniß an, ob sie gleich der Vater, der ihn darinn einschloß, als einen heilsamen Schutzort betrachtete. Unter den Gemählden, womit dieser kleine Pallast ausgeziert war, befand sich auch das Bild eines Löwen, welches der Jüngling eines Tages voller Unwillen, daß ihn ein wunderlicher Traum von so einer Bestie, zu einer Art von Gefangenen gemacht habe, betrachtete. Aus kindischer Hitze schlug er nach dem Gemählde; und was geschah? Er traf mit der Faust auf einen Nagel in der Wand; die Hand ward schlimm, der kalte Brand schlug dazu, und er starb. Also hatte der Vater mit aller seiner Vorsicht das Schicksal nicht abwenden können, das seinem Sohne bestimmt war; er sollte durch einen Löwen sterben; und er starb durch einen Löwen.

Lehre.

Abergläubische Leute werden oft damit gestraft, was sie am meisten fürchten. Und durch eben die Mittel, die wir dem gedrohten Uebel zu entgehen anwenden, eilen wir ihm oft selbst entgegen, wenn wir uns mehr auf unsre Stärke oder Klugheit, als auf die Vorsicht verlassen.

Betrachtung.

Es ist vergebens, wenn wir unserm Schicksale vorzukommen oder zu entgehen gedenken; besonders wenn man den Ausgang als eine Bestrafung des Aberglaubens ansehen muß; so wie es mit denen zu geschehen pflegt, die ihr Leben nach Ahndungen

und

und Träumen regieren, und in beſtändiger Furcht und Angſt deswegen leben. Die Geſchichte iſt voller Beyſpiele, welche die Lehre dieſer Fabel erläutern. Der Vater war zu tadeln, daß er ſich ſo ſehr an einen thörichten Traum kehrte, und der Sohn war nicht weniger zu tadeln, daß er ſich über den Eindruck, den dieſe Einbildung bey ſeinem Vater gemacht hatte, ſo ſehr entrüſtete; ſie wurden daher beyde, der eine wegen ſeines Aberglaubens, und der andre wegen ſeiner Hitze, mit Recht beſtraft.

LXXXII. Fabel.

Der Fuchs, der ſeinen Schwanz verlohren hatte.

Ein Fuchs war in einem Eiſen gefangen worden, und mußte zufrieden ſeyn, daß er ſein Leben noch mit dem Verluſte ſeines Schwanzes erkaufen konnte. Ein Fuchs aber ohne Schwanz war ein ſeltſamer Anblick, daß ihm der bloße Gedanke dieſes Unglücks, alle Luſt zu leben benahm. Damit er aber gleichwohl dieſes Aergerniß, ſo viel als möglich, verringern möge, bewog er die Obermeiſter und Vorſteher der Geſellſchaft der Füchſe, eine Verſammlung zu berufen, in welcher er ſelbſt erſchien, und eine ſehr gelehrte Rede von der Beſchwerlichkeit, Unnützlichkeit und Unanſtändigkeit der Fuchsſchwänze hielt. Kaum aber hatte er ſeine Rede geendiget, als einer von den verſchlagenſten

sten aufsprang, und zu wissen verlangte, ob sein würdiger Amtsbruder, der wider die Schwänze so aufgebracht war, diesen Rath zum Nutzen derer gegeben habe, die ihre Schwänze noch hätten, oder ob er blos damit das Unglück und die Schande derer bemänteln wolle, die sie verlohren hätten?

Lehre.

Es ist der Lauf der Welt, daß die Menschen bey ihrem guten Rathe immer Nebenabsichten haben. Es ist aber auch etwas sehr schweres, eine Menge Volks zu überreden, sich selbst wehe zu thun, und in Schaden zu bringen.

Betrachtung.

Wir können hieraus lernen, daß jeder, entweder von Natur oder durch Unglück, seine schwache Seite hat, und es seine gröſte Sorge seyn läßt, sie so viel als möglich zu verbergen. Allen Falls ist es eine Art von Erleichterung, Mitgenossen bey seinen Unfällen zu haben. Es setzt einen Menschen in Verlegenheit, wenn er sieht, daß er der einzige von einem gewissen Schlage ist; und der Fuchs handelte daher sehr klüglich, daß er seine Brüder zu bereden suchte, die Mode mit zu machen. Wenn wir etwas so weit getrieben haben, als es gehen kann, und nichts mehr anschlagen will, so ist der philosophischste Kunstgriff dieser, daß wir gar nicht thun, als ob uns an dem viel gelegen wäre, was wir nicht bekommen können. Ein Mensch mag

sich in Umständen befinden, in welchen er will; es läßt sich zum Behuf derselben immer etwas sagen. Sind sie schlecht, so kömmt es darauf an, daß man sie entweder geschickt zu verbessern, oder geduldig zu ertragen weiß; ohne die Einrichtungen, Rathschlüsse und Gesetze der Natur deswegen zu tadeln. Ein Mensch, der Ehre und Gewissen verlohren hat, scheint dem Falle, in welchem sich unser Fuchs ohne Schwanz befand, am nächsten zu kommen, und nicht selten giebt er sich auch eben so viel Mühe, seine Nebenmenschen zu überreden, daß sie seine Sitten annehmen und so verderbt seyn sollen, als er ist, damit auch der übrige Theil der Welt mit ihm unter einer Fahne diene.

LXXXIII. Fabel.

Der Fuchs und der Brombeerstrauch.

Ein Fuchs ward hart verfolgt, und wollte sich über einen Zaun retten. Um nun keinen allzugefährlichen Sprung wagen zu dürfen, hielte er sich an einem Brombeerstrauche fest, dessen Dörner ihm häufig in den Füssen stecken blieben. Als er herab war, fing er seine Pfoten, unter gewaltigen Verwünschungen des Brombeerstrauchs, an zu lecken. Nicht so böse, Reinecke, sagte der Strauch; man hätte denken sollen, du, dessen Herz voll Bosheit ist, müßtest besser Bescheid wissen, als daß du dich an jemand anhieltest, der selbst auf nichts als Unheil bedacht ist.

Lehre.

Lehre.

Der Mensch ist übel daran, welcher sich erst selbst ins Unglück stürzt, und hernach gezwungen ist, bey seinem Feinde Hülfe zu suchen.

Betrachtung.

Wer sich selbst zu einem allgemeinen Feinde des menschlichen Geschlechts macht, indem er Treu und Glauben bricht, den Frieden vorsetzlich stöhrt, und auf unschuldiges Blut lauret, der mag sich hinwenden, wo er hin will, er wird ganz gewiß überall einen offenbaren Feind antreffen. Ja, er findet seine Strafe, wo er seine Sicherheit zu finden hoffte; denn die göttliche Gerechtigkeit trifft ihn, oder verfolgt ihn auf allen seinen Wegen. Der Fuchs legte dem Brombeerstrauche sein Unglück zur Last; und so verfahren auch alle böse Menschen, welche das Werkzeug anfeinden, ohne an die Vorsicht, die sich desselben wider sie bedient, zu denken.

LXXXIV. Fabel.

Der Fuchs und die Jäger.

Ein Fuchs, hinter dem die Jäger drein waren, bat einen Bauer, ihm einen Platz, wo er sich verbergen könne, anzuweisen. Der Bauer wies ihn zu seiner Hütte, und kaum hatte er sich versteckt, da die Jäger herzukamen, und sich erkundigten, ob kein Fuchs vorbey gekommen wäre. Ich habe wirk-

wirklich keinen gesehen, sagte der Bauer; zugleich aber wies er mit dem Finger auf den Ort, wo er sich verkrochen hatte. Die Jäger, wie es scheint, verstunden den Wink nicht; allein der Fuchs hatte ihn durch eine Spalte gar wohl bemerkt. Als nun jene wieder ihren Weg gegangen waren, kam der Fuchs hervor, und ging, ohne ein Wort zu sprechen, davon. Wie kömmt das? sprach der Bauer; hast du nicht so viel Lebensart, dich, ehe du gehst, bey mir zu bedanken? Ja, ja, antwortete der Fuchs, wenn deine Finger so ehrlich gewesen wären, als deine Zunge, so würde ich gewiß so nicht fortgehen, sondern deine Güte mit Dank erkennen.

Lehre.

Ein Mensch kann mit Zeichen sowohl, als mit Worten lügen; und in diesem Falle muß er für seine Finger eben so wohl, als für seine Reden stehen.

Betrachtung.

Hier kann man an einer Person sehen, was in Fällen des Gastrechts und der Treue, Ehre und Gewissen fordern. Die Gesetze des Gastrechts müssen uns, auf der einen Seite, eben so heilig seyn, als uns, auf der andern, die Pflichten, die wir dem Vaterlande schuldig sind, seyn sollen. Sehen wir auf Treu und Glauben, so mußte der Bauer sein Wort halten; sehen wir aber auf den allgemeinen Feind, so durfte er ihn nicht verbergen. Er hatte dem Fuchse stillschweigend einen

Zufluchtsort verſprochen; da er aber nicht ſui juris war, ſo verſprach er mehr, als er, verantwortlicher Weiſe, halten konnte, denn ein nachheriges Verſprechen, den Fuchs zu verbergen, konnte ihn von ſeiner erſten Verbindlichkeit, den Fuchs, als ein Raubthier, zu vertilgen, nicht losſprechen. Es wäre zwar freylich großmüthiger geweſen, wenn er gleich Anfangs ſich zu nichts verbunden hätte, da der Fuchs ohnedem um etwas bat, worauf er gar kein Recht hatte. Doch dem ſey, wie ihm wolle; die Betrieglichkeit des Bauers iſt nicht zu entſchuldigen; denn niemand ſollte etwas verſprechen, was er nicht geſonnen iſt zu halten.

LXXXV. Fabel.

Der Mann und der hölzerne Abgott.

Ein Mann, der ein hölzernes Götzenbild, das er in ſeinem Hauſe verwahrte, ungemein verehrte, fand, daß je mehr er es um Segen anflehte, deſto ſchlechter ſein Gewerbe von Statten ging. Hierüber ward er ſo wüthend, daß er es endlich mit dem Kopfe wider die Wand warf. Der Kopf zerſprang, und ſiehe es fiel eine groſſe Menge Geldes heraus. Was für ein ſinnloſer thörichter Götze! rief der Mann aus. Mißhandlungen vermögen bey ihm mehr, als Anbetung.

Lehre.

Sehr viel Leute richten ſich mit ihrer Religion nach ihrem Vortheile, und halten diejenige

85. Der Mañ und der Holtzmeyster.

86. Der Vater und seine Kinder.

87. Der Fischer und seine Pfäffe.

88. D- endlich glückliche Fischer.

89. Der Tod und der alte Mañ.

90. Der zum König erwählte Affe.

nige Kirche für die beste, bey welcher sie am meisten gewinnen können.

Betrachtung.

Alle Menschen, welche Gott aus Furcht, Eigennutz, oder anderer Nebenabsicht verehren, trifft der Sinn dieses Gleichnisses mehr oder weniger. Es ist eine Art einer bedingenden Andacht, wenn man nicht länger fromm ist, als man seine Sicherheit und seinen Vortheil dabey findet. Kurz, wer Gott für Geld dient, wird auch dem Teufel, auf das erste das beste Uebergebot, dienen.

LXXXVI. Fabel.

Der Vater und seine Kinder.

Ein Landmann, welcher von seiner Hände Arbeit in der Welt ganz artig gelebt hatte, wollte gern, daß sich seine Söhne, nach seinem Tode, auf eben diese Art ernähren sollten. Als er nun auf dem Sterbebette lag, sprach er: lieben Kinder, ich halte mich verbunden, euch, ehe ich abscheide, noch zu entdecken, daß irgendwo in meinem Weinberge ein ansehnlicher Schatz verscharrt liegt; grabt ihm also ja sorgfältig nach, und sucht ihn überall, sobald als ich todt bin. Der Vater starb, und sogleich fingen seine Söhne an, in den Weinberge zu arbeiten. Sie kehrten ihn um und um, aber da war kein Pfennig Geldes zu finden. Endlich lösete der Reichthum der nächsten Weinlese, das Räthsel!

Lehre.

Ein guter Rath iſt das beſte Vermächtniß, das ein Vater ſeinen Kindern hinterlaſſen kann; und dieſer Rath wird deſto wirkſamer ſeyn, wenn er ſo eingekleidet iſt, daß er Neugierde und Luſt, ihm zu folgen, erwecken kann.

Betrachtung.

Kein Segen iſt ſo groß, als der, welchen Gott auf die unverdroßne Arbeit unſrer Hände gelegt hat. Und hier werden wir zu einer ämßigen Lebensart, durch die Betrachtung des Vortheils, der Unſchuld und Rühmlichkeit des Fleißes und der Anſtrengung, aufgemuntert, welche außer der Hoffnung, zu mehrerem zu gelangen, ſchon vor ſich ſelbſt eine Art der Beruhigung und des Troſtes ſind. Es war ein rühmlicher Kunſtgriff des Vaters, daß er ſeine Meinung auf eine Art zu verſtecken wußte, welche Neugierde und ein ernſtliches Verlangen, ihm zu folgen, in ſeinen Söhnen erweckte. Und dieſe hatten einen dreyfachen Vortheil dabey; denn mit der arbeitſamen Bewegung war Geſundheit, mit der Entdeckung Nutzen, und mit der Beobachtung der Pflichten ihres kindlichen Gehorſams, der Troſt eines guten Gewiſſens verbunden.

LXXXVII. Fabel.

Der Fiſcher und ſeine Pfeiffe.

Ein Fiſcher, welcher ſich auf die Pfeiffe beſſer, als auf das Netze verſtand, ſaß an dem Ufer eines Flußes, und blies; kein einziger Fiſch aber wollte auf ſein Blaſen herbeykommen. Hierauf legte er ſeine Pfeiffe bey Seite, warf ſein Netze aus, und that einen ſehr reichen Zug. Da er nun die Fiſche in dem Netze ſpringen ſahe, ſprach er: ſind das nicht Narren! Als ich pfiff, wollten ſie nicht tanzen, und nun tanzen ſie, ohne daß ich pfeiffe.

Lehre.

Wer nicht die gehörigen und erforderlichen Mittel anwendet, darf ſich nicht verſprechen, ſeine Abſicht zu erreichen.

Betrachtung.

Jedes Ding hat ſeine Zeit, und nichts kann lächerlicher ſeyn, als wenn man etwas thut, ohne die Umſtände der Perſon, der Zeit und des Orts, zu überlegen.

LXXXVIII. Fabel.

Der endlich glückliche Fiſcher.

Ein Fiſcher hatte ſchon eine lange Weile geſiſcht, und nicht das geringſte gefangen. Er ward endlich der vergebnen Arbeit überdrüßig, und woll-

te eben seine Netze wieder einziehen, und fortfahren; als ein groſser Fisch von selbst in das Bot sprang, und seiner Tagearbeit ein sehr glückliches Ende machte.

Lehre.

Geduld und Unverdroſſenheit in unserm Gewerbe und unsern Pflichten, werden endlich ganz gewiſs, auf eine oder die andre Weise, mit einem glücklichen Ausgange gekrönt.

Betrachtung.

Was wir gemeiniglich gutes Glück nennen, ist eigentlich Vorsehung. Und wenn unsre Unternehmungen durch einen Zufall besser ausschlagen, als wir sie, mit aller unsrer Geschicklichkeit hätten ausführen können, so müssen wir es als einen besondern Segen ansehen, den die göttliche Güte auf unsern Fleiſs gelegt hat. Es ist jedes Menschen Pflicht, in seinem Berufe unabläſsig fort zu fahren, und sich durch keine widrigen Zufälle, die er unmöglich vorhersehen konnte, abschrecken zu lassen. Glaube, Hoffnung und Geduld überwinden alles, und der Tugend wird es am Ende niemals an Belohnung fehlen.

* *

LXXXIX. Fabel.

Der alte Mann und der Tod.

Ein alter Mann war, unter einer schweren Last von Reiſsigbündeln, einen ziemlichen Weg fortgeschlichen, endlich aber ward er so müde und ver-

verdrüßlich, daß er ſeine Laſt abwarf, und dem Tode rief, ihn von dieſem elenden Leben zu befreyen. Der Tod erſchien ſogleich auf ſeinen Ruff, und fragte ihn, was er verlange? O, ich bitte, lieber Herr, ſagte der Alte, der über die plötzliche Bereitwilligkeit des Todes erſchrack, thut mir die Liebe, und helft mir, meine Reißigbündel wieder auf den Rücken nehmen.

Lehre.

Der Menſch, ſo ein elendes Leben er auch führen muß, will doch lieber dulden, als ſterben. Wenn der Tod allezeit ſo bereit wäre, auf den Ruf einer unleidſamen Seele, zu erſcheinen, ſo würde er gewiß das allerletzte ſeyn, was ſich die Menſchen wünſchen.

Betrachtung.

Wir ſind geneigt, uns über jede Kleinigkeit mit der Welt zu zanken. Das geringſte Kreuz verleitet uns zu ſagen, daß wir der Welt überdrüſſig ſind; allein unſre Zungen ſtimmen gar bald einen andern Ton an, wenn es dazu kömmt, daß wir wirklich Abſchied von ihr nehmen ſollen. Alsdenn finden wir uns willig, alles zu ertragen, wenn wir nur Leib und Seele beyſammen erhalten können. Alsdenn heißt es nicht: Tod, nimm mir meine Laſt ab; ſondern: Tod, hilf mir meine Laſt aufnehmen. Und dieſes heißt nun wohl ganz natürlich geſprochen, aber nicht eben allzufromm; weil ein Sterbender ſich damit tröſten ſollte, daß er nunmehr in den Ort der unausſprechlichen Freude und Herrlichkeit, wo alle Sorge und

Trübsal ihr Ende hat, eingehen, und die Früchte seines guten Wandels genießen werde. Doch anstatt dessen spricht er: es ist schon wahr, der Himmel ist eine selige Wohnung; dem ohngeachtet aber, wenn Gott anders mein Gebet erhöret, wird er mich, noch einige Zeit, bey meinen lieben Freunden hier auf der Erde lassen.

LXXXX. Fabel.

Der zum Könige erwehlte Affe.

Nach dem Tode des Löwen, entstand unter den Thieren ein Streit, wen sie, an seine Stelle, zum Könige wehlen sollten. Man brachte verschiedne Thronfolger in Vorschlag; zuletzt aber traf einen Affen, der die Versammlung mit seinen Fratzengesichtern und Luftsprügen ergötzt hatte, die Wahl. Der Fuchs ward darüber unwillig, und gab vor, er habe einen Schatz gefunden, der ganz allein Sr. Majestät dem Könige zugehöre, welcher so wohl thun, und ihn in Besitz nehmen werde. Er zeigte ihm die Lockspeise in einer Grube, und dieses war der Schatz; der Affe wollte sich desselben bemächtigen, das Fuchseisen sprang zu, und seine Finger blieben in der Klemme. Ha, du treuloser Verräther! schrie der Affe. Oder vielmehr, du einfältiger König! erwiederte der Fuchs. Du willst andere regieren, und hast nicht einmal Witz genug, deine eignen Finger in Acht zu nehmen?

Lehre.

Lehre.

Wenn die Gewaltigen des Landes Affen sind, so werden die Füchse gewiß nicht ermangeln, sie zum besten zu haben.

Betrachtung.

Niemand sollte eine Würde über sich nehmen, der er nicht gewachsen ist. Singen, Tanzen und Gauckelpossen machen, sind keine Eigenschaften für einen Regenten. Diese Fabel zeigt nicht allein den Neid und die Bosheit des Fuchses, sondern auch die Unverschämtheit der Wahlglieder, in Ernennung solcher Minister, Bevollmächtigten und Vorsteher, die von Geschäften nichts wissen.

Sie stellt die Unglückseligkeit der Wahlreiche vor, wo Ränke, und Partheylichkeit nur allzusehr bey der Wahl die Hand im Spiele haben. Es ist auch kein Wunder, daß man Lustigmacher und Possenreisser zu ehrenvollen und einträglichen Posten erhöht sieht, wenn Unwissenheit und pöbelhafter Geschmack die Wahl lenken. Kurz, eine ansehnliche Würde auf den Schultern eines Mannes, welchem es an einer Seele fehlt, die ihren Werth zu schätzen und zu verdienen weis, ist weiter nichts, als ein aufgesteckes Merkzeichen, wornach jeder Narr seine Bolzen abschiessen, und jeder Schalk seine Possen richten kann.

LXLI. Fabel.

Der ruhmredige Mauleſel.

Ein wohlgepflegter Mauleſel, der feiſt und ſtolz daher trat, prahlte, ohne Aufhören, von ſeiner Familie und ſeinen Vorfahren. Mein Vater, ſprach er, war ein edles Reitpferd, und ich kann ohne Ruhmredigkeit ſagen, daß ich ihm nachſchlage. Kaum hatte er dieſes geſagt, als ein alter Eſel, der neben ihm ſtand, ſeine Stimme erhob, und ihn ſeines wahrhaften Urſprungs erinnerte. Nun erfuhr man, weſſen Sohn der Mauleſel war; und die ganze Gegend trieb ihren Spott mit ihm.

Lehre.

Ein ruhmrediger Narr, der aus dem Staube entſproſſen, und ein vornehmer Mann geworden iſt, ſchämt ſich ſeines eignen Vaters, und ſeiner armen Anverwandten.

Betrachtung.

In dieſem Falle befinden ſich die kleinen Aufſchößlinge, die, wenn ſie einmal vorgezogen werden, ihre Abkunft vergeſſen, und gar nicht überlegen, daß ſie das Glücke leicht wieder in den Staub zurückſtoßen kann, aus welchem es ſie erhob. Wenn ſie nun endlich ihres wahren Urſprungs erinnert werden, ſo wird mancher ſtolze Narr über ſeine ſchimpfliche Abkunft empfindlich, da er ſich doch im geringſten nicht ſchämt, ein ſchimpfliches Leben zu führen.

Nichts

91. Der prahlende Maulesel.

92. Der Hund und der Wolf.

93. Der verliebte Löwe.

94. Die Löwin und der Fuchs.

95. Die zwey kämpfenden Hahne

96. Das Reh und der Hirsch.

Nichts konnte die Vermeſſenheit des Mauleſels beſſer zu Schanden machen, als daß der Eſel gleich zu ſchreyen anfing, da der Prahler auf ſein Geſchlechtsregiſter kam. Burſche, wollte der Eſel gleichſam ſagen, vergiß deinen Vater nicht! Wir haben eine große Menge ruhmrediger Maulefel unter uns, die ihren langöhrichten Vater aus der Acht laſſen; es geht aber auch dieſen eingebildeten Narren ſehr oft nicht beſſer, als es dem Maulefel in der Fabel ging. Man ſehe ſich alſo ja vorher wohl um, ehe man von ſeinem Geſchlechte prahlet, ob nicht ein Eſel irgendwo in der Familie iſt.

LXLII. Fabel.

Der Hund und der Wolf.

Ein Wolf überfiel einen Hund, der an der Thüre ſeines Herrn ſchlief, und wollte ihn eben zerreiſſen. Ach, ſprach der Hund, ich bin ja jetzt nichts als Haut und Knochen; in zwey oder drey Tagen aber werden wir eine Hochzeit in unſerm Hauſe haben, nach der ich weit beſſer bey Leibe ſeyn werde, wenn du dich alſo ſo lange gedulden willſt, ſo will ich mich dir hernach ſelbſt in den Rachen liefern. Der Wolf nahm das Verſprechen an, und ließ ihn laufen; als er aber, einige Tage darauf, wieder bey eben demſelben Hauſe vorbeyging, und den Hund in dem Vorhofe gewahr ward, und ihn an ſein gegebnes Wort erinnerte,

nerte, sprach dieser: Höre guter Freund, wenn du mich wieder schlafend an der äußersten Thüre überfällst, so rathe ich dir, laß dich nicht noch einmal mit einer Hochzeit abweisen.

Lehre.

Es ist gut, wenn man gegen alle Unfälle, die einem schlafend oder wachend begegnen können, auf der Hut ist. Man kann nicht vorsichtig genug seyn; nur muß diese Vorsicht keine Feindinn unserer Gemüthsruhe werden.

Betrachtung.

Ueberstandene Gefahr macht uns aufs zukünftige klüger. Der Hund, den der Wolf an der äussersten Thüre überfallen hatte, war nunmehr so klug, daß er sich in den Vorhof legte, womit er uns die Lehre giebt, daß sich ein weiser Mann nicht zweymal in eben derselben Schlinge fangen lasse. Das Versprechen, welches er dem Wolfe that, konnte er auch gar wohl nach seinem Hundegewissen thun; und der Wolf war nicht gescheid, daß er sich auf etwas so unwahrscheinliches die geringste Rechnung machte.

LXLIII. Fabel.

Der verliebte Löwe.

Ein Löwe hatte sich in ein Landmädchen verliebt, und verlangte sie von ihrem Vater zur Ehe. Der Vater wollte sich nicht gern ein so furchtbares Thier zum Feinde machen, stellte sich also,

als ob er darein willige, nur müsse sich der Löwe seine Zähne ausreissen, und seine Krallen abschneiden lassen; denn sonst, sagte er, würde sich das närrische Mädchen allzusehr fürchten. Der Löwe ließ die Operation an sich verrichten, und drang auf die Haltung des Versprechens. Da aber der Landmann sahe, daß der Löwe nunmehr entwaffnet war, faßte er ein Herz, und ergriff einen guten Knittel, durch dessen Vermittlung er die Heirath hintertrieb.

Lehre.

Eine ausschweifende Liebe schlägt Leben, Glück und Ansehen in die Schanze, und opfert den Entzückungen einer unüberlegten Leidenschaft alles auf, was nur immer einem vernünftigen und ehrliebenden Manne werth und theuer ist.

Betrachtung.

Diese Fabel hat einen sehr guten moralischen Verstand, so seltsam sie auch, als eine poetische Erdichtung, scheinen mag. Eine Bestie ist hier in eine Jungfrau verliebt: welches weiter nichts, als eine Abbildung der verkehrten Leidenschaften ist, die wir in der Welt wahrnehmen, da oft vernünftige Geschöpfe von beyden Geschlechtern, sich in Personen verlieben, die, ohne sehr figürlich zu reden, wenig besser als Bestien sind. Nichts ist so trotzig und wild, die Liebe kann es bändigen; nichts ist so edelmüthig, die Liebe kann es erniedrigen; nichts ist so scharfsichtig, dem die Liebe nicht einen Schleyer

über

über die Augen ziehen könnte; mit einem Worte, wo dieſe Leidenſchaft herrſcht, da kann weder Ehre noch Tugend vor ihr beſtehen. Seiner neuen Gebietherinn eine Schmeicheley zu machen, entſagte der Löwe ſeinen Zähnen und Krallen: iſt dieſes aber etwas mehr, als was wir alle Tage ſehen, wenn ein verliebter Thor übermäßige Leibgedinge macht, und ſeiner Schönen groſſe Summen ausſetzt, die keine andre Abſicht hat, als ihn zu rupfen.

LXLIV. Fabel.

Die Löwinn und der Fuchs.

Ein Fuchs warf einer Löwinn vor, daß ſie niemals mehr als ein Junges zur Welt brächte. Schon recht, erwiederte ſie, aber dieſes eine Junge iſt ein Löwe.

Lehre.

Man muß die Dinge nicht nach ihrer Anzahl, ſondern nach ihrem innern Werthe beurtheilen.

Betrachtung.

Man betrachte die Welt ſtückweiſe, und man wird immer tauſend Narren gegen einen Weltweiſen, und ganze Schwärme Fliegen gegen einen Adler finden. Kaum daß eine Jahrhundert einen Held, oder ein wirklich groſſes Genie hervorbringt. Man betrachte die Familien, welche die meiſten Kinder haben, und ſehe, wie wenig der Gerathenen, gegen die Ungerathenen ſind. Man findet keine ganze Brut junger Löwen.

LXLV. Fabel.

Die zwey kämpfenden Hähne.

Zwey Hähne stritten sich um die Herrschaft eines Misthaufens. Der eine, welcher bey dem Kampfe den kürzern zog, schlich sich weg, und verbarg sich in einen Winkel; der andere aber flog auf den Giebel des Hauses, schlug mit den Flügeln und krähte seinen Sieg aus. Mitten aber unter seinem Triumphgeschrey, schoß ein Adler auf ihn, und führte ihn mit sich fort; so daß der überwundene Hahn der einzige Besitzer des Misthaufens und der Weiber blieb.

Lehre.

Ein kluger und großmüthiger Feind wird sich seines Sieges bescheiden bedienen; denn das Glück ist veränderlich.

Betrachtung.

Dieser Kampf der zwey Hähne um einen Misthaufen, kann auf den Streit großer Fürsten um Reich und Herrschaft gedeutet werden. Denn was ist, auf der einen Seite, in Betrachtung des Anlasses zum Streite, die Welt anders als ein Misthaufen? Und ist, auf der andern Seite, nicht einerley Blutdurst bey den streitenden Partheyen? Auch finden wir auf beyden Theilen eben dasselbe veränderliche Kriegsglück; und es geht den Königen nicht besser, als es den Hähnen ging. Wer

diesen

dieſen Augenblick der Sieger iſt, kann den Augenblick darauf der Gefangne ſeyn; und was iſt dieſe Unbeſtändigkeit der menſchlichen Dinge anders, als das Spiel oder das Strafgericht der Vorſehung, das ſie über Vermeſſenheit und Unterdrückung ergehen läßt? Zugleich wird uns in dieſer Fabel zu verſtehen gegeben, daß man ſich auf das veränderliche Glück eben ſo wenig ſtützen, als an demſelben verzweifeln ſolle. Der triumphirende Hahn ward, mitten unter ſeinen Siegesleidern, dahin geriſſen; und der beſiegte blieb von allem, was die Gelegenheit zum Streite gegeben hatte, Meiſter.

LXLVI. Fabel.

Das Reh und der Hirſch.

Ein Reh wollte mit einem Hirſche über ſeine Furchtſamkeit vor den Hunden vernünfteln. Du biſt, ſprach es, gröſſer und ſtärker als irgend einer von ihnen; du biſt auch beſſer bewaffnet; ich kann mir alſo gar nicht einbilden, warum du eine Kuppel elender Hunde ſo ſehr fürchten ſollteſt. Ja, verſetzte der Hirſch; es iſt alles wahr, was du ſagſt; und ich rücke mir es oft ſelbſt vor. Gleichwohl aber mag ich noch ſo einen guten Entſchluß faſſen, ich gebe dennoch Ferſengeld, ſo bald ich nur einen Hund hinter mir bellen höre.

Lehre.

Wiſſen, was wir thun ſollten, und es ausüben, ſind zwey Dinge. Wer von Natur eine

Memme iſt, den wird kein guter Rath tapfer machen.

Betrachtung.

Natürliche Schwachheiten, ſo wie es die Menſchen gemeiniglich angreifen, ſind ſchwerlich zu überwinden. Man kann das Anſtößige eines natürlichen Gebrechens gar wohl einſehen, man kann auch durch Ueberlegung, ſich auf kurze Zeit mit einem Entſchluſſe darwider waffnen, und doch die Kraft nicht haben, ihn zur Ausführung zu bringen. Und faſt iſt es mit der Beherrſchung unſrer Leidenſchaften und Lüſte eben ſo beſchaffen, als mit der Ueberwindung unſers Temperaments und unſrer körperlichen Verfaſſung. Die Vorſehung hat uns mit Kräften und Fähigkeiten verſehen, durch welche wir, ſowohl unſre Feinde des Fleiſches als des Geiſtes, zu überwinden vermögen. Unſrer Wahl iſt Gutes und Böſes vorgelegt; wir können ergreifen und ausſchlagen; wenn wir aber zur Ueberlegung kommen, ſo ſind wir meiſtentheils ſelbſt wider uns; und indem uns Urtheil und Gewiſſen auf den einen Weg weiſen, laſſen wir uns von unſrer verderbten Natur auf den andern hinreiſſen. Kurz, der Hirſch iſt ein wahres Ebenbild von dem Unvermögen des Menſchen. Beyde ſind ausgerüſtet und geſchickt gemacht, entweder mit ihren Feinden zu kämpfen, oder ihnen zu entfliehen. Wir ſehen die Folgen einer Verſuchung oder einer Gefahr voraus; wir erwägen ſie genau, und entſchließen uns auch dann und wann, ihr zu trotzen, oder ſie zu überſteigen: aber nur allzuoft

erſtarren wir bey der Probe; nur allzuoft überlaſſen wir uns, anſtatt unſerm Kopfe, unſern Ferſen, das iſt, anſtatt unſrer Vernunft, unſerm Fleiſch und Blute, anſtatt unſrer Stärke, unſrer Schwachheit; und dann müſſen, beydes wir und der Hirſch, unter einerley Schickſal erliegen. Doch alles dieſes ſagt nur, wie es zugeht, nicht aber, wie es zugehen ſollte. Denn es iſt noch immer ein ſehr löbliches Unternehmen, eine natürliche Neigung oder Fertigkeit in etwas Böſem zu überwinden ſuchen; und je gröſſer die Schwierigkeiten dabey ſind, deſto gröſſer iſt der Sieg. Der Verſuch iſt eines Menſchen und eines Chriſten würdig, und ſelten wird die göttliche Gnade ermangeln, einem aufrichtigen und ſtandhaften Geiſte in ſeinem Kampfe beyzuſtehen.

LXLVII. Fabel.

Jupiter und die Biene.

Eine Biene machte dem Jupiter mit etwas Honig ein Geſchenke, welches ſo gnädig aufgenommen ward, daß er ihr freyſtellte, ſich etwas von ihm zu erbitten, und er die Bitte, wenn ſie anders vernünftig wäre, gewiß zu gewähren verſprach. Die Biene verlangte, daß jede Wunde ihres Stachels tödtlich ſeyn möge. Jupiter aber hielt es nicht für gut, das menſchliche Geſchlecht der Gnade eines ſo kleinen boshaften Inſects Preis zu geben, und anſtatt ihr noch mehr Macht zu verwilli-

97. Jupiter und die Biene.

98. Die Wespen im Honigtopfe.

99. Der Verschwender und die Schwalbe.

100. Merkur und der Zimmermann.

101. Der Fuchs und die Traube.

102. Der Wolf und der Löwe.

willigen, ſchränkte er vielmehr die Anwendung der ihr ſchon ertheilten Macht mehr ein: denn, ſagte er, nimm dich in Acht; wenn du jemand mit deinem Stachel anfällſt, und er in der Wunde zurückbleibt, ſo ſollſt du ihn nicht lange überleben.

Lehre.

Ein feindſeliges Gebet ziehet Fluch auf die Beter; und gemeiniglich fällt das Unheil, das ſie andern drohen, auf ihre eigene Scheitel zurück.

Betrachtung.

Grauſamkeit und Rachſucht ſtreiten gänzlich mit der Natur der göttlichen Güte, und die, welche um Kraft, ſie auszuüben, bitten, haben ſich eher Strafe, als Gewährung ihrer Bitte von dem Himmel zu verſprechen. Wir ſollten es wohl überlegen, warum wir bitten; wenn wir nicht, anſtatt Segens, Fluch auf uns laden wollen.

LXLVIII. Fabel.

Die Weſpen im Honigtopfe.

Ein ganzer Schwarm Weſpen war in einen Honigtopf gekrochen, wo ſie ſo gierig zu zehren anfingen, daß ſie endlich nicht wieder herauskommen konnten. Als ſie nun ſahen, daß ſie in dieſer geliebten Süßigkeit umkommen müßten, erkannten ſie zu ſpät, wie theuer ihnen ihre Luſt zu ſtehen komme.

Lehre.

Wenn sinnliche Lüste einmal zu Angewohnheiten werden, so ist es schwer, sich von ihnen los zu wickeln; sondern wer ihnen unordentlich nachgehangen hat, wird selten dem Schicksale, das die Wespen in der Fabel traf, entgehen.

Betrachtung.

Wir haben hier ein Bild von den thörichten Wollüstlingen, welche Ruhe und Ehre und alle wirklichen Güter des menschlichen Lebens, den Versuchungen einer sinnlichen Begierde aufopfern. Und wenn sie einmal an ihren Lüsten und Vergnügen gleichsam kleben, so können sie sich nicht leicht wieder losreissen, sondern fallen, wie die Wespen, die in dem Honigtopfe erstickten, immer tiefer herein, bis das, woran sie ihre Lust fanden, zu ihrem Verderben, beydes an Leib und Seele, ausschlägt.

LXLIX. Fabel.

Der verschwendrische Jüngling und die Schwalbe.

Ein junger Verschwender, der seinen Oberrock verkauft hatte, ward eine frühzeitige Schwalbe gewahr; und weil er daraus schloß, der Sommer könne nun nicht mehr weit seyn, so verkaufte er die Weste dazu, und lief in dem bloßen Hemde. Doch bald darauf kam noch sehr strenge Kälte nach, und beydes der Vogel und der Verschwender

der wären fast erfroren. Schwalbe, sprach dieser, was für eine unglückselige Närrinn bist du, dich und mich so ins Verderben zu stürzen!

Lehre.

Aus ungewöhnlichen Fällen muß man keinen Schluß ziehen.

Betrachtung.

Aus dieser Fabel ist das Sprichwort entstanden, eine Schwalbe macht keinen Sommer, welches so viel sagen will, daß wir aus besondern Ausnahmen keine allgemeine Regeln machen sollen. Der junge Verschwender wollte lieber die Schwalbe, als sich selbst tadeln; und dieses ist die Thorheit der meisten Menschen, die die Ursachen ihres Unglücks immer von sich abwälzen; eine Thorheit, welche sich, die Wahrheit zu sagen, von von dem ersten Menschen herschreibt; das Weib, das du mir gabst, sagte Adam, hat mich verführet, und ich aß. Was für eine unglückselige Närrinn bist du, sagte der Jüngling, mich so anzuführen; er sagte nicht: was für ein unglückseliger Narr bin ich, daß ich mich von so einer nichtigen Vorbedeutung verführen lassen, wie er doch hätte sagen sollen. Kurz, jeder Mensch ist seines Glückes Schmid; und was kann das für eine Entschuldigung seyn, wenn er sagen muß: Beyspiele oder Muthmaßungen haben mich verführt, ob ich gleich die Mittel gehabt habe, mich eines bessern vorher zu erkundigen.

C. Fabel.

Merkur und der Zimmermann.

Ein Zimmermann ließ seine Axt in den Fluß fallen, und wandte sich mit seinem Gebet an den Merkur, den Gott der Künstler, ihn wieder zu seiner verlohrnen Axt zu helfen. Merkur tauchte für ihn unter, und brachte eine goldene Axt herauf. Nein, das ist sie nicht, sagte der Mann. Der Gott tauchte zum zweytenmal unter, und brachte eine silberne mit. Auch das ist sie nicht, war abermals die Antwort. Merkur tauchte noch einmal unter, und nun kam eine Axt mit einem hölzernen Stiele herauf, welche der Zimmermann für die seinige erkannte. Gut, sagte Merkur, du bist so ein ehrlicher amer Mann, daß ich sie dir, zur Belohnung, alle drey geben will. Als diese Geschichte ruchtbar ward, fiel es einem Schalk ein, den nähmlichen Versuch anzustellen. Er begab sich an das Ufer eines Flusses, und fing an zu jammern und zu winseln, weil er sein Axt ins Wasser habe fallen lassen. Merkur erschien, tauchte seiner Axt wegen unter, wie er es wegen der erstern gethan hatte, und brachte eine goldene mit herauf. Ist sie das? fragte er. Ja, ja, sprach der Betrieger, das ist sie. Du unverschämter Thor, rief Merkur, daß du den zu hintergehen denkst, der das Innerste deines Herzens sieht! — — Und so schickte er ihn ohne Axt wieder heim.

Lehre.

Lehre.

Der groſse Herzenskündiger kann nicht betrogen werden, und theilt, zu rechter Zeit, auf die ihm eigne Weiſe, Strafe und Belohnung aus.

Betrachtung.

Hier ſieht man zwey Leute beten; der eine iſt ein ehrlicher Mann, und der andere ein betriegeriſcher Heuchler. Des einen Herz iſt voller Ehrfurcht gegen die Macht, die er anruft; er iſt weder mit Gold noch Silber zu beſtechen. Er fürchtet ſich, ſein Gewiſſen zu verletzen, handelt, wie er redt, und erhält am Ende den Lohn ſeiner Redlichkeit. Des andern Anbetung beruht nur in den Augen, den Händen und der Stimme, und ſoll bloß den Betrug ſeines verderbten Hetzens bedecken. Er erkennt eine göttliche Macht, zugleich aber höhnt und verſpottet er ſie. Er weis, daß Gott alle die Geheimniſſe ſeines Herzens kennt, und gleichwohl wagt er es, ihm eine Lügen unters Geſicht zu ſagen. Kann ſich aber ſo ein Menſch verſprechen, in ſeinem gottloſen Anſchlage, den Allmächtigen zu hintergehen, glücklich zu ſeyn? Nein, gewiß nicht! Und er hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn er, anſtatt neue Wohlthaten zu erhalten, auch deren beraubt wird, die er bereits hatte.

CI. Fabel.

Der Fuchs und die Traube.

Ein näschichter Fuchs stand unter einem Weinstocke, und ward eine vortrefliche Traube gewahr, nach welcher ihm das Maul wässerte. Er that mehr als hundert Sprünge darnach, bis er endlich fand, daß alle seine Mühe vergebens sey. Hohl sie der Henker, sprach er, sie sind so sauer als Holzäpfel.

CII. Fabel.

Der Wolf und der Löwe.

Ein Wolf und ein Löwe gingen mit einander auf Abentheuer aus. Horch! sprach der Wolf, hörst du die Schafe blöcken? Da muß ich hin! Bleib hier; ich will den Raub herbringen. Er geht fort, folgt dem Schalle nach, und kömmt an den Schafstall. Allein dieser war so wohl verwahret, und die Hunde schliefen so nahe dabey, daß er wieder zu dem Löwen zurück schlich. Es sind wohl Schafe dort, sagte er zu ihm; aber sie sind knochendürre; ich dächte, wir ließen sie gehen, bis sie mehr Fleisch auf dem Buckel haben.

Lehre dieser zwey Fabeln.

Ueber die Entbehrung solcher Dinge, die man auf keine Weise bekommen kann, muß man sich nicht grämen.

Betrach-

Betrachtung.

Das Betragen des Fuchſes in dieſer Fabel kann uns anſtatt einer ſehr lehrreichen Lebensregel dienen, wenn wir anders aus ſeiner Verſtellung Ernſt machen, wie es zum beſten unſrer Ehre und unſrer Ruhe geſchehen ſollte. Kein Menſch wird unglücklich ſeyn, wenn er ſich vor den Fallſtricken der Hoffnung und Furcht in Acht nimt, und ſowohl wider die Schmeicheleyen der einen, als wider das Schrecken der andern auf ſeiner Hut iſt. Es iſt ein wichtiger Punkt, beydes in der chriſtlichen, als bürgerlichen Klugheit, daß ein Menſch, noch ehe er nach dem, was er gerne haben möchte, ſtrebt, zu ſich ſelbſt ſagt: wenn ich es nicht bekommen kann, ſo iſt es eben ſo gut; oder daß er wenigſtens, wenn ihm ſein Bemühen fehlgeſchlagen iſt, ſich damit tröſten lernet: wer weis, ob es ſo nicht beſſer iſt.

Ich kannte einsmals, ſagt ein neuer Moraliſt, ein artiges Frauenzimmer, welches eine Perſon von Stande, Einſicht und edler Gemüthsart war. Sie hatte manche Kränkung zu erdulden, gleichwohl aber ſahe man ſie niemals verdrüßlich oder zornig, man mochte ihr es auch noch ſo nahe legen; und die Urſache ihrer Gleichgültigkeit war dieſe: der Zorn würde mich verſtellen. Es fehlt uns alſo nicht ſowohl an Vermögen, unſre Leidenſchaften zu bemeiſtern, als vielmehr an ernſthafter Entſchließung, es zu verſuchen, und den Verſuch durchzuſetzen. Nach Maßgebung unſrer Fabeln kömmt es nur noch darauf an; ob wir unſern

eiteln Begierden entsagen, so wie der Fuchs den Trauben, weil er sie nicht bekommen konnte, oder so, wie der Wolf den Schafen, weil er sich nicht an sie wagen durfte. Es ist bey beyden Fällen Tugend und Segen; wir mögen unsre Leidenschaften, auf die eine oder die andre Weise, überwinden, welches auch gewiß geschehen würde, wenn wir für unsre Seelen und Gewissen nur halb so besorgt wären, als wir für unsre Körper und Glücksgüter sind.

CIII. Fabel.

Der Knabe und die Schlange.

Ein Knabe wollte nach Aalen greifen, und traf mit der Hand auf eine Schlange. Weil aber die Schlange fand, daß es bloße Einfalt und keine Bosheit wider sie sey, verwies sie ihm seinen Irrthum. Wenn dir deine Wohlfahrt lieb ist, sprach sie, so nimm dich in Acht; und gieb dich nicht mit mir ab, wo es dich nicht gereuen soll.

Lehre.

Die Weisheit sowohl als die Gerechtigkeit, will es, daß man unter vorsetzlichen und bloß ungefehren Handlungen einen Unterscheid machen soll.

Betrachtung.

Jedes Ding hat wenigstens zwey Seiten, und beyde müssen genau untersucht werden, ehe man

ein

103. Der Knabe und die Schlange.

104. Der Vogelsteller u. das Rebhun.

105. Der Hase und die Schildkröte.

106. Die Aepfel und der Pferdmist.

107. Der Maulwurf u. seine Mutter.

108. Die Bienen und die Rebhüner.

ein ſicher Urtheil fällen, oder eine kluge Wahl treffen kann. Der Fehler des Knaben iſt weiter nichts, als was wir alle Tage, im gemeinen Leben ſehen; und was die Schlange zum Knaben ſagt, das ſagt einem jeden ſeine eigne Vernunft. Eine Schlange für einen Aal halten, iſt eben der Irrthum, den wir begehen, wenn wir das Laſter für Tugend anſehen. Der Knabe that es unverſehens; und auch wir thun es oft ſo. Er nahm das eine für das andre, weil die Aehnlichkeit zwiſchen ihnen ſo groß war, daß er ſie auf den erſtern Anblick nicht unterſcheiden konnte. Und iſt nicht in vielen Fällen das Laſter der Tugend ſo ähnlich, als ein Ey dem andern? Wie kann ein Menſch, aufs erſtemal, Heucheley und Frömmigkeit unterſcheiden, oder wahre Milde von Prahlerey? Zeit und Prüfung kann freylich viel thun; aber der Knabe griff im Finſtern, und konnte ſich alſo leicht irren. Die Schlange verwies ihm ſeinen Irrthum, und zeigte ihm die Gefahr deſſelben; dabey ließ ſie es aber auch bewenden, weil er nichts Uebels im Sinne gehabt hatte. So verhält ſich die Vernunft bey allen unſern Fehlern; ſie tadelt uns wegen des Vergangenen, und heißt uns in Zukunft, gegen den falſchen Schein, auf unſrer Hut ſeyn.

CIV. Fabel.

Der Vogelsteller und das Rebhuhn.

Ein gefangenes Rebhuhn erbot sich gegen den Vogelsteller, wenn er ihm Quartier geben wollte, ihm so viel Rebhühner dafür ins Garn zu locken, als es nur könnte. Nein, sprach er, nun sollst du um so viel mehr sterben, weil du so niederträchtig bist, und um dich zu retten, deine Freunde verrathen willst.

Lehre.

Verrätherey wird niemals gebilliget, so nützlich sie auch in manchen Fällen seyn kann; denn sie untergräbt alle Grundseulen des Staats.

Betrachtung.

Die Antwort des Vogelstellers auf den Vorschlag des Rebhuhns, war weise und großmüthig. Alle Arten der Verrätherey sind sowohl Gott als den Menschen ein Abscheu, und diese ganze Fabel geht dahin, sie alle zu verdammen. Das Rebhuhn befand sich in einem sehr unglücklichen Falle, denn sein Leben stand auf dem Spiele, und seine Furcht war Ursache, daß es einen so niederträchtigen Vorschlag, sich zu retten, that. Gleichwohl entschuldiget diese Schwachheit die Verrätherey nicht, ob sie gleich gewissermaaßen das Verbrechen verringert, indem das arme Thier der Anreitzung dazu schwerlich widerstehen konnte. Der Vogelsteller strafte es daher mit Recht, andern zum schrecklichen

chen Exempel. Wenn nun aber schon eine solche Verrätherey so unvergeblich ist, was muß man von denen sagen, die ihr Vaterland, ihre Seelen und ihre Religion für Geld verkaufen, und dem Heiligsten, was sie haben, einen Preis setzen? Von denen, die das Maaß ihrer Bosheit voll zu machen, das was sie aus Geitz anfangen, mit Ruchlosigkeit enden?

CV. Fabel.

Der Hase und die Schildkröte.

Was für ein faules, langsames Geschöpf ist diese Schildkröte; sagte ein Hase. Und gleichwohl versetzte die Schildkröte, will ich mit dir um die Wette laufen. Die Wette ward geschlossen, und der Fuchs sollte Richter seyn. Sie machten sich zugleich auf, und die Schildkröte kroch immer ihren Weg fort, bis sie das vorgesteckte Ziel erreichte. Der Hase hingegen wollte zeigen, wie sehr er seinen Mitwerber verachte, und hüpfte bald da bald dort hin, bis er ganz ermüdet war, und sich ohngefähr auf der Helfte des Weges unbekümmert niederlegte, um ein wenig auszuschlafen; denn, dachte er, ich kann ja die Schildkröte einholen, so bald als ich will. Allein er verschlief die rechte Zeit; denn als er aufwachte, und nun aus allen Kräften zu laufen anfing, war die Schildkröte schon an dem Ziele, und hatte die Wette gewonnen.

Lehre.

Lehre.

Auf und arbeite! ist ein erbaulicher Zuruf. Denn die Thätigkeit ist die Seele unsers Lebens, und wir dürfen uns nicht versprechen, bey Zeiten ans Ziel zu kommen, wenn wir uns unter Wegens ruhig aufs Ohr legen.

Betrachtung.

Diese Fabel zeigt, auf der einen Seite an dem Hasen die Thorheit der Vermessenheit. Wer hätte glauben sollen, daß eine Schildkröte mit einem Hasen um die Wette laufen, und die Wette gewinnen könne? Doch der thörichte Hase verließ sich allzusehr auf seine natürlichen Vorzüge, und da er seinen Gegner für so gering ansah, verlohr er die Wette durch hüpfenden Muthwillen und allzugrosse Sicherheit. Auf der andern Seite wird an dem sich immer gleichen Schritte der Schildkröte, welche zuerst an das Ziel kam, der Nutzen der Geduld, des Fleißes und der Beharrlichkeit gezeigt, welche, aller Ungleichheit und allem Anscheine zum Trotz, bey der Mitbewerbung, den Preis gewinnen und den Segen davon tragen müssen. Die Geschichte kann unzählige Beyspiele von Schlachten aufweisen, die, wider alle Wahrscheinlichkeit, verlohren gingen, weil der eine Theil, welcher sich auf Menge und Lage verlies, und den Feind verachtete, allzusicher war, und der andere das an Vorsicht und Klugheit ersetzte, was ihm an Kräften gebrach.

CVI. Fabel.

Die Aepfel und Pferdäpfel.

Nach einem ſtarken Regenguße, führte das Waſſer eine Menge Aepfel und einen Haufen Pferdäpfel mit weg. Sie ſchwammen eine ziemliche Weile als gute Brüder und Geſellen zuſammen fort; und alle Augenblicke fingen die Pferdäpfel an zu rufen: Ey ſeht, wie Wir Aepfel ſchwimmen!

Lehre.

Die unwürdigſten Menſchen ſind oft die eitelſten, und maßen ſich überall den größten Ruhm an, ob ſie gleich zu nichts in der Welt gut ſind.

Betrachtung.

Stille! ſagte die Brommbeere zu der Pferſich und dem Apfel, welche über den Vorzug mit einander ſtritten, Wir ſind alle Freunde; was wollen Wir mit einander zanken? Eben ſo ſagt die Fliege auf dem Wagenrade: Was ich für einen Staub errege! Und eben ſo ſagt Lamb, der Zahnbrecher, zum D. Mead und D. Hollings: Wir Aerzte! Jeder nichtsbedeutende Kerl will ſich ein Anſehen geben, und je unwürdiger er iſt, deſto eitler iſt er insgemein. Worauf läuft endlich dieſe eitle Einbildung hinaus? Er macht ſich der Welt lächerlich, welche ihn, wenn er nicht ſo vermeſſen

wäre,

wäre, mit Erbarmung vorbeygegangen wäre, anſtatt daß ſie ihn nunmehr verachtet: unwillig aber wird ein weiſer Mann eben ſo wenig über ihn werden, als der Löwe über das unverſchämte Geſchrey des Eſels ward.

CVII. Fabel.

Der Maulwurf und ſeine Mutter.

Mutter, ſagte ein Maulwurf, das, dünkt mich, iſt ein widerwärtiger Geruch! Bald darauf ſprach er: Das iſt ein Maulbeerbaum, wie ich ſehe. Und endlich: Was für ein Getöſe von Hämmern höre ich! Sohn, ſagte die Alte, du verräthſt dich ſelbſt. Ich glaubte, es fehle dir nur ein Sinn, aber ich finde, daß dir deren drey fehlen; du kannſt eben ſo wenig hören und riechen, als ſehen.

Lehre.

Viel Menſchen ſind mit Unvollkommenheiten behaftet, um die ſich niemand bekümmern würde, wenn ſie ſich nicht ſelbſt damit bloß gäben.

Betrachtung.

Man würde nicht halb ſo ſehr nach den Mängeln eines unwiſſenden Großſprechers, der mit Wiſſenſchaft und Einſicht prahlen will, forſchen, wenn ſie nicht ſeine eigne Eitelkeit, und die allzugroße Sorgſamkeit, ſie zu verbergen, kund machte; denn ſeine Gebrechen oder Unwiſſenheit verſtecken wollen, ohne daß einem Gelegenheit dazu gegeben wird, heißt, ſie ans Licht ziehen.

CVIII. Fabel.

Die Bienen und die Rebhühner.

Ein Schwarm Bienen und ein Flug Rebhühner, nahmen, bey einer großen Dürre, ihre Zuflucht zu einem Pachter, und baten ihn um etwas Wasser, ihren Durst zu löschen. Die Rebhühner versprachen ihm dafür, in seinem Weinberge zu ackern, und die Bienen, ihn mit ihren Stacheln gegen Diebe zu beschützen. Ich habe Ochsen und Hunde, sagte der Pachter, die mir diese Dienste bereits, ohne Bedingung, thun. Gegen diese also will ich mich gütig finden lassen, und nicht gegen euch, die ich nicht brauche.

Lehre.

Die Barmherzigkeit fängt bey dem an, was ihr am nächsten ist. Doch muß die nothwendige Schuldigkeit derselben an dem einem Orte, ihre christliche Ausübung an einem andern nicht aufheben.

Betrachtung.

Die Barmherzigkeit ist eben sowohl eine menschliche, als christliche Tugend, sie muß aber allezeit gegen die zuerst ausgeübt werden, welche das größte Recht darauf haben. Einen guten Dienst Bedingungs Weise thun, ist zwar ganz etwas anders, als ihn umsonst thun, so daß der Hausherr den ihm gethanen Vorschlag freylich auf der rechten Seite betrachtete; gleichwohl aber war die Entschuldi-

gung, er sey bereits mit Knechten, welche seine Arbeit verrichteten, versehen, nicht zureichend, seine unglücklichen Nachbarn ohne Hülfe zu lassen, besonders da sie ihm alle Erkenntlichkeit, die in ihrem Vermögen war, dafür versprachen.

CIX. Fabel.

Der Mann, den eine Fliege gestochen.

Ein Mensch ward von einer Fliege gestochen, und bat den Herkules um Hülfe. Die Fliege flog weg, und der Mensch fing sich heftig an zu beschweren. Ich sehe schon, Herkules, sprach er, da du dich meiner nicht einmal gegen eine elende Fliege annehmen willst, daß du mir auch, in der Zeit der Noth, gegen einen wichtigern Feind nicht beystehen wirst. Du verdienst es auch, versetzte der Gott, daß ich dir ganz und gar nicht beystehe, weil du mich bey einer so nichtigen Gelegenheit um Hülfe anrufen kannst.

Lehre.

Wir müssen den Himmel nicht um jede Kleinigkeit, die uns zu fehlen scheint, oder um die Errettung von jeder geringen Unlust, mit unsern Bitten bestürmen. Noch weniger müssen wir es übel empfinden, wenn unser unverschämtes Gebet nicht den Augenblick erhört wird.

Betrachtung.

Es ist eine böse Angewohnheit, Gebet und Wunsch elender Kleinigkeiten wegen zu verschleudern,

109. Der von einer Fliege gestochene Mann.

110. Der Mann und seine zwey Weiber.

111. Die an Wasser Mangel leidende Frösche.

112. Der Hund der Hahn und der Fuchs.

113. Die Fledermaus d. Dornbusch und Wasserrub.

114. Die Lerche und der Vogelsteller.

dern, wenn uns um wichtigere Angelegenheiten, die Leben und Tod, Himmel und Hölle betreffen, zu thun ist. Wer sonst, als ein Rasender, kann die Befreyung von einem Fliegenstiche zu einem Stücke seiner Litaney machen, da er an so viele wichtige und nothwendige Pflichten des Christenthums zu denken hat? Es macht unsre Andacht lächerlich, wenn wir auf der einen Seite so unempfindlich, und auf der andern so gar zu empfindlich und ängstlich sind.

CX. Fabel.

Der Mann und seine zwey Weiber.

Ein Mann, der bereits über das mittlere Alter weg war, und schon viel graue Haare hatte, ließ sich einfallen, zwey Weiber zu heyrathen, davon eine in seinen Jahren, die andere aber weit jünger war. Sie pflegten ihn auf alle mögliche Weise, und so oft sie den guten Mann kämmten, riß ihm die betagte Frau alle braunen Haare, und die junge Frau alle grauen aus, so daß er, unter ihren Händen, gar bald zum Kahlkopf ward.

Lehre.

Bey Heyrathen muß die Ungleichheit der Jahre, vor allen Dingen vermieden werden.

Betrachtung.

Natur, Anständigkeit, Zuträglichkeit, und jeder Zweig der menschlichen Glückseligkeit, ist wider

die Verheyrathung der muntern Jugend mit dem abgelebten Alter. In Ansehung der Gebrechlichkeiten des einen, und der Unbedachtsamkeiten des andern, ist es so gut als unmöglich, daß sie zusammen ein erträgliches, vielweniger ein glückseliges Leben, führen können. Schmutziger Eigennutz und niederträchtige Abhängigkeit kann zwar manchmal machen, daß der jüngere Theil einen Schein von Achtung gegen den ältern annimt; aber die Zuneigung wird doch immer fehlen, und die Hoffnung, durch den Tod von der ungleichen Verbindung, bald erlöset zu werden, ist es allein, die das Schicksal des einen erträglich machen kann, da sie gegentheils bey dem andern sehr unangenehme Betrachtungen erweckt. Wie sehr sind die Aeltern zu tadeln, die ihre Kinder aus schändlichen Absichten, zu so ungleichen Verbindungen zwingen! Und von was für niederträchtigem und ehrvergessenem Gemüthe müssen diejenigen jungen Personen beyderley Geschlechts seyn, die sich, ohne dringende Noth, schändlichen Wuchers oder weltlicher Größe wegen, mit einer Person zu leben verpflichten, die sie zu lieben und zu ehren geloben müssen, mit der sie gleichwohl nicht glücklich seyn können, und nach deren Tode sie sich folglich unaufhörlich sehnen! Die einzige Klugheit, welche die ältere Person, nach so einer ungleichen Verbindung, noch zeigen kann, besteht darinn, daß sie sich auf das schlimmste, das daraus entstehen kann, gefaßt hält; die Frauensperson darauf, daß sie verachtet und hintenangesetzt wird; und die Mannsperson darauf, daß sie — — Ich brauche mich nicht weiter zu erklären.

CXI.

CXI. Fabel.

Die an Waſſer Mangel leidenden Frösche.

Als bey dürrer Sommerszeit einſt eine See ausgetrocknet war, ſahen ſich zwey Frösche genöthigt, anderwerts Waſſer zu ſuchen, und kamen zu einem tiefen Brunnen. Was wollen wir weiter ſuchen? ſprach der eine zu dem andern; komm, laß uns hier herein ſpringen. Ganz gut, verſetzte der andere; wenn nun aber das Waſſer auch hier austrocknet, wie wollen wir wieder herauskommen?

Lehre.

Haſtige Entſchließungen ſind ſelten glücklich, und es iſt ein nothwendiges Stück der Klugheit, daß ein Menſch, ehe er eine Sache unternimt, die Folgen, welche ſie haben kann, überlegt.

Betrachtung.

Wenn jemanden etwas fehlt, ſo ſey er bey Zeiten darum beſorgt, und überlege vorher wohl, wozu er es brauche, und unter was für Bedingungen er es haben könne; denn es können wohl ſolche Bedingungen dabey ſeyn, die niemand gern eingehen möchte, und wenn er auch ſein Leben dadurch retten könnte. Auch giebt es Fälle, wo ein Menſch, um etwas zu bekommen, weit mehr daran wenden muß, als es werth iſt; oder wo er wohl gar, einem gegenwärtigen Mangel abzuhelfen, Ge-

fahr läuft, sich völlig unglücklich zu machen. Man muß daher niemals vergessen, Vortheile und Schaden auf beyden Seiten zu berechnen, ehe wir uns entschließen. Ich brauche Geld; aber ich will mich deswegen nicht zum Sklaven machen. Ich brauche einen Freund bey Hofe; aber ich mag ihn nicht mit Verscherzung meines Charakters eines ehrlichen Mannes und eines gewissenhaften Christen, erkaufen. Ich bin gefangen; aber ich will nichts niederträchtiges begehen, um mich in Freyheit zu setzen. Alles das sind Berathschlagungen, die man anstellen muß, ehe man sich in etwas einläßt. Bevor wir herabspringen, sprach der Frosch, laß sehen, ob wir wieder heraus kommen können.

CXII. Fabel.

Der Hund, der Hahn und der Fuchs.

Ein Hund und ein Hahn thaten mit einander eine Reise. Als es Nacht ward, kroch der Hund in einen hohlen Baum, und der Hahn setzte sich auf die Aeste. Gegen Mitternacht fing der Hahn, seiner Gewohnheit nach, an zu krähen, worauf sogleich ein Fuchs, der in der Gegend da herum schlich, unter den Baum kam. Das Maul wässerte ihm nach dem Hahne, und er wollte versuchen, ob er ihn durch gute Worte herablocken könnte. Er schwur, er habe, so lange er auf der Welt sey, noch nie eine so englische Stimme gehört; und was wollte er nicht darum geben, wenn er das

liebe

liebe Geſchöpf umarmen dürfte das ihn mit einer ſo vortrefflichen Serenade erfreut hätte. Lieber Freund, ſagte der Hahn, rede unten mit dem Pförtner, daß er die Thüre aufmacht, ſo will ich zu dir herabkommen. Der Fuchs, der ſich nichts weniger als die ſo nahe Gegenwart des Hundes träumen ließ, that, wie ihm geheiſſen war, und ſogleich ſprang der Hund heraus, faßte und zerriß ihn.

Lehre.

Wenn ein Menſch einen Feind hat, der ihm zu liſtig oder zu mächtig iſt, ſo thut er wohl daran, wenn er ihn mit einem zuſammen zu bringen ſucht, der ihm gewachſen iſt.

Betrachtung.

Erfahrung macht aus manchem Thoren einen weiſen Mann, und Sicherheit aus manchem weiſen Manne einen Thoren. Das erſte ſehen wir hier an dem Hahne, welcher den Fuchs überliſtete; und das andere an dem Fuchſe, welcher ſo unvorſichtig und auf ſeinen Raub ſo erpicht war, daß er ſeine eigene Sicherheit darüber vergaß, und ſelbſt in die Grube fiel, die er einem andern gegraben hatte. Eben ſo geht es in der Welt, wenn es der Vorſicht gefällig iſt, den Uebermüthigen, den Falſchen, den Gewaltigen, den Blutdürſtigen mit Läuſen und Fröſchen zu ſtrafen; das iſt, wenn ſie ſich der verächtlichſten Werkzeuge, und zwar in eben dem Augenblicke, zu ihren Strafgerichten bedienet, da ſie wegen des Fortganges ihrer böſen Anſchläge am ſicherſten ſind.

CXIII. Fabel.

Die Fledermaus, der Brombeerstrauch und der Wasserrabe.

Eine Fledermaus, ein Brombeerstrauch und ein Wasserrabe traten mit einander in Gesellschaft. Das Verkehr der Fledermaus bestand in baarem Gelde, welches sie auf Zinsen auslieh; der Brombeerstrauch handelte mit Kleidern, und der Wasserrabe mit Kupfern. Sie giengen mit einander zur See, und es geschah, daß das Schif, mit allen Gütern, verlohren ging; die drey Kaufleute aber retteten sich glücklich ans Land. Seit dieser mißgelungenen Fahrt nun, läßt sich die Fledermaus, aus Furcht für ihren Gläubigern, nur bey Nacht sehen; der Brombeerstrauch häckelt sich an die Kleider an, in Hoffnung, das Seinige wieder zu bekommen; und der Wasserrabe hüpft beständig an den Ufern der See herum, um zu sehen, ob sie nicht etwas von seinem Kupfer ausgeworfen hat.

Lehre.

Der Eindruck, welchen ein auſerordentlicher Unglücksfall auf den Menschen macht, wird gemeiniglich, so lange als er lebt, dauren.

Betrachtung.

Nach fürchterlichen und kümmerlichen Unglücksfällen, ist es mit den allermeisten Menschen nicht

nicht anders, als es mit unsern verunglückten Kaufleuten war. Wir sollten unsre Herzen nicht allzusehr an weltliche Dingen hängen; und der einzige Weg, glücklich und ruhig zu seyn, ist dieser, daß wir gegen alle Zufälle, und besonders gegen die, welche sich wahrscheinlicher Weise, bey dieser oder jenen Unternehmung, äußern werden, gleichgültig bleiben. Da es der Kaufmann, welcher sich aufs Wasser wagt, weis, daß Sturm und Schifbruch nicht seltne Ereugnungen sind, so muß er sich, ob er ihnen gleich zu entgehen hoft, dennoch der Vorsicht überlassen, und sich zur Geduld gefaßt machen, wenn sie das Uebel über ihn verhängen sollte.

CXIV. Fabel.

Die Lerche und der Vogelsteller.

Eine arme Lerche, die ein Vogelsteller gefangen hatte, und jetzt eben umkommen sollte, beklagte sich bitterlich, daß sie wegen eines so geringen Verbrechens, wegen weniger Körner, die sie aus großem Hunger entwendet habe, ihr Leben lassen müßte. Schwatze was du willst, sagte der Vogelsteller, du hast Körner gestohlen, um deinen Hunger zu stillen, und ich habe dich gefangen, um den meinigen zu befriedigen.

Lehre.

Leidenschaft, Begierde und Partheylichkeit regieren die Welt.

Betrachtung.

Es ist unter den Menschen nur allzu üblich, daß sie einander, ihres Nutzens wegen, hintergehen und bevortheilen. Der geringe Werth des Entwandten war eine sehr schlechte Entschuldigung der bösen Denkungsart, welche die Lerche durch ihr Stehlen verrathen hatte. Die Absicht des Vogelstellers aber ist eben so wenig zu entschuldigen, denn er hatte die Lockspeise ausdrücklich der Lerche deswegen in den Weg gelegt, um sie in seiner Schlinge zu fangen. Gelegenheit macht Diebe; und diese Gelegenheit erst vorsetzlich geben, und hernach zum Verderben des Verführten, und zum besondern Vortheile des Verführers, auf scharfe Bestrafung dringen, ist eine Niederträchtigkeit, die eine Seele verräth, welche zu allem fähig ist, wobey sie ihren Vortheil merkt.

CXV. Fabel.

Der Geitzhals, welcher sein Gold vergraben hatte.

Ein elender Geitzhals machte alle seine Güter zu Golde, schmelzte das Gold zusammen, und vergrub es unter die Erde, vergaß aber nicht, es alle Morgen zu besuchen. Dieses merkte ein Dieb; in der ersten bequemen Nacht war der Klumpen gestohlen; und der Geitzhals wollte des Morgens darauf von Sinnen kommen. Was tobst

115. Der sein Geld vergrabende Gärtners.
116. Der einäeuige Hirsch.
117. Der Hirsch und der Löwe.
118. Der Gems und der Weinstok.
119. Der Esel, der Hahn und Löwe.
120. Der Gärtner und sein Hund.

du nun so? sprach einer von seinen Nachbarn. Da du dich entschlossen hattest, dein Gold nicht zu brauchen, so war es ja so gut, als ob du es nicht hättest. Lege einen Stein anstatt des Goldklumpens hin; und bilde dir ein, dieser Stein sey dein Schatz, so bist du auf einmal wieder so reich, als zuvor.

Lehre.

Lieber gar kein Vermögen, als die damit verknüpften Sorgen und Plagen, ohne den Genuß desselben!

Betrachtung.

Der bloße Besitz, das bloße Eigenthum eines Dings macht uns nicht glücklicher; sondern der Gebrauch, die Anwendung ist es, welche ihm seinen wahren Werth beylegt; wir müssen das Geld nicht blos haben, sondern müssen es auch zu den Bedürfnissen des Lebens, zu den Erquickungen des gesellschaftlichen Umgangs, anwenden können. Der Segen der Vorsicht, welchen alle Menschen genießen sollen, muß nicht ungebraucht liegen bleiben; und wer seine Pfunde, des Verstandes so wohl als des Glücks, vergräbt, macht sich der anvertrauten Güter unwürdig, und bevortheilet die, welche Mangel daran leiden. Allein wir haben, leider, eine Art nichtswürdiger Seelen unter uns, welche ihr Silber und Gold lieber wieder in die Bergwerke, aus welchen es gezogen worden, werfen, und es lieber für Diebe und Räuber hinlegen, als einer lebendigen Seelen in ihren Bedürfnissen damit beyspringen wollen.

CXVI.

CXVI. Fabel.

Der einäugige Hirsch.

Ein einäugiger Hirsch, welcher sich vor den Jägern auf dem Lande furchte, glaubte, daß er von dieser Seite am meisten auf seiner Hut seyn müsse, und kehrte daher, wenn er auf der Weide ging, beständig das blinde Auge gegen einen Arm der See, von wannen er nichts zu besorgen zu haben vermeinte. Doch seine eingebildete Sicherheit schlug ihm fehl; er ward von einem Pfeile getroffen, den jemand aus einem Bote abschoß, und endete unter folgender Klage, sein Leben: Da werde ich nun, gleich von der Seite, umgebracht, auf welcher ich mich am sichersten glaubte; auf der hingegen, für die mir am meisten leid war, hat mich kein Unglück befallen. Ich muß mich damit trösten, daß ich mein bestes gethan habe.

Lehre.

Wir sind mancherley Zufällen unterworfen, welchen wir mit aller unserer Klugheit nicht entgehen können. Gleichwohl aber müssen wir ihnen, so viel als möglich, vorbauen, und das übrige der Vorsehung anheim stellen.

Betrachtung.

Wir werden nicht selten durch solche Zufälle oder Anschläge erhalten, oder zu Grunde gerichtet, welche, aller Wahrscheinlichkeit nach, eine ganz andere

andere Wirkung haben sollten. Aber dennoch liegt es uns ob, nach der Vernunft zu handeln, und uns der Führung des Himmels zu überlassen. Die Weisesten haben eine blinde Seite, und haben auch ihre Feinde, die sich ihre Schwachheiten zu Nutze machen. Es ist also ganz recht, daß wir auf unserer blinden Seite, als auf derjenigen, die dem Angriffe am meisten ausgesetzt ist, vornehmlich auf unserer Hut sind; obschon oft das Beste, was wir zu unserer Sicherheit erdenken, zu unserm Verderben gereichen kann. Kurz, die Wege und Rathschlüsse der Vorsehung sind unerforschlich, und die menschliche Klugheit ist viel zu unvermögend, als daß sie allen Zufällen des menschlichen Lebens vorbauen könnte.

CXVII. Fabel.

Der Hirsch und der Löwe.

Ein Hirsch ward von einem Jäger verfolgt, und floh, sich zu retten, in die Höle eines Löwen. Als er nun eben unter den Klauen des Löwen dahin starb, sprach er noch: Ich unglückseliges Geschöpf! um dem einen Feinde zu entgehen, mußte ich einem noch viel schlimmern in den Rachen rennen.

Lehre.

Aus dem Regen in die Traufe kommen; sagt das Sprichwort. Es hat sich mancher, um einer Gefahr zu entgehen, in eine weit größere gestürzt.

Betrach-

Betrachtung.

Das Schickſal des Hirſches war ſehr hart. Er ward von einer Gefahr verfolgt, die er für unvermeidlich hielt, und er mußte es daher Anfangs noch für ein Glück anſehen, daß er ſich in die Höle retten konnte. Denn wenn er auch ſchon gewußt hätte, daß es die Höle eines Löwens ſey, ſo hätte der Löwe doch leicht können abweſend ſeyn, oder hätte, da er nicht abweſend war, eben ſowohl ſeine Verfolger, als ihn, anfallen können. Doch es haben viel Menſchen eben dieſes Unglück gehabt, indem ſie zu ſolchen ihre Zuflucht genommen, die, anſtatt Gönner und Beſchützer zu ſeyn, ſich als Mörder und Unterdrücker bewieſen, ohne auf die heiligſten Bande der Dankbarkeit und Menſchlichkeit zu achten. So ging es unter andern, dem großen Pompejus, als er vor dem ſiegenden und großmüthigen Cäſar floh, und ſeinen Tod bey den feigherzigen, niederträchtigen Aegyptern fand, zu welchen er ſeine Zuflucht genommen hatte. Wie viel glücklicher und rühmlicher, würde es für ihn geweſen ſeyn, wenn er in der Schlacht, die er verlohr, geblieben wäre!

CXVIII. Fabel.

Die wilde Ziege und der Weinſtock.

Eine wilde Ziege, die von den Jägern verfolgt ward, nahm ihre Zuflucht in einen Weinberg, und verkroch ſich unter die breiten Blätter eines Weinſtocks. Kaum aber glaubte ſie, daß die Ge-

fahr vorüber ſey, als ſie ſich über das Laub hermachte und eben die Blätter abfraß, die ihre Hörner ſo gut verſteckt hatten. Dieſes nun war Urſache, daß ſie einer von den Jägern entdeckte, der ohngefähr zurück geblieben war; er rief ſeine Kameraden zu ſich, und die Ziege ward erlegt. Sie erkannte es aber noch vor ihrem Tode, daß es nichts als eine gerechte Strafe ſey, weil ſie ihren Beſchützer ſo mißgehandelt habe.

Lehre.

Oft werden die, welche Gutes mit Böſem vergelten, und auf den Untergang ihrer Wohlthäter bedacht ſind, von einem plötzlichen und exemplariſchen Strafgerichte verfolgt.

Betrachtung.

Dieſe Fabel zeigt die Niederträchtigkeit des ſchändlichſten unter allen Laſtern, der Undankbarkeit. Die Verbindlichkeiten des Gaſtrechts und der Beſchützung ſind ſo heilig, daß uns nichts in der Welt von ihnen losſprechen kann. Die Beſtrafung der Ziege war deſto exemplariſcher, da ſie ſogleich auf die Ausübung der Niederträchtigkeit folgte.

CXIX. Fabel.

Der Esel, der Löwe und der Hahn.

Als einsmals ein Hahn und ein Esel in einem Grunde zusammen weideten, kam ein Löwe mit offenem Rachen auf den Esel zu. Von ungefehr fing der Hahn eben an zu krähen, und der Esel fing aus Furcht an zu schreyen. Den Augenblick zog der Löwe aus, weil er, wie man sagt, das Krähen eines Hahns nicht leiden kann. Der alberne Esel bildete sich ein, er wäre es, der dem Löwen dieses Schrecken einjage, bemühte sich also, noch stärker zu schreyen, und beging sogar die Thorheit, den Löwen zu verfolgen. Doch kaum waren sie so weit gekommen, daß sie den Hahn nicht mehr hören konnten, als sich der Löwe auf einmal umkehrte und den Esel zerriß.

Lehre.

Es hat sich mancher Prahler durch die falschverstandene Furcht seines Gegners, und die ungegründete Einbildung von seinem eignen Muthe, ins Verderben gestürzt.

Betrachtung.

Die Flucht des Löwen muß hier seinem natürlichen Abscheue, gegen das Krähen eines Hahns, zugeschrieben werden. Das ist die gemeine Sage; doch würde es auch nicht viel zu bedeuten haben, wenn sie ohne Grund wäre. Denn es giebt wenigstens

nigſtens ſehr viel andere Fälle, bey welchen die Philoſophie eine ähnlich wunderbare Wirkung erkennen muß, wenn ſie auch ſchon bey dieſem wegfiele. Wie manche unüberwindliche Ekel finden ſich, bey Speiſe, Trank und Arzeney, gegen gewiſſe Pflanzen, Minerale und lebendige Geſchöpfe. Gegen dieſe Antipathien nun iſt eben ſo wenig einzuwenden, als gegen die erſten unveränderlichen Kräfte und Geſetze der Natur; und ſo wenig man gegen ſie einwenden kann, ſo wenig kann man ihnen auch widerſtehen. Sie werden daher verborgene Qualitäten genennt, mit welcher Benennung man anzeigen will, daß man weder weiß, was ſie ſind, noch einſieht, wie ſie wirken. Folglich iſt es auch einerley, ob man einer nothwendigen, antreibenden Gewalt, dieſes oder jenes zu fliehen, nachgiebt, oder ob man einem natürlichen Gebrechen unterliegt; daß es alſo eben ſo wenig wider die Würde eines Löwen iſt, zu fliehen, wenn ihn die Natur dazu zwingt, als es zum Ruhme des Eſels gereichet, wenn er den Löwen aus Eitelkeit, Thorheit und unüberlegter Hitze verfolgt.

Der Eſel, wie wir ſehen, iſt in mehr, als einem irrigen Wahne, die ſich alle um ſo viel beſſer zu ſeinem Charakter ſchicken, je abgeſchmackter ſie ſind. Und wie viel ſolche Eſel giebt es nicht auch unter den Menſchen, die auf eine eben ſo alberne Weiſe, prahlen, ſauer ſehen, poltern, trotzen und toben! Und was iſt gewöhnlicher, als daß ein läppiſches Närrchen, welches nicht einen Funken von dem Geiſte eines rechtſchaffnen Mannes hat, die Rolle

eines Helden nachäffen will. Manchmal aber läßt sich ein Löwe durch seine dumme Verwegenheit reitzen, und bestraft ihn wegen seines schreyenden Uebermuths.

CXX. Fabel.

Der Gärtner und sein Hund.

Einem Gärtner war sein Hund in den Brunnen gefallen; er stieg also herab, und streckte die Hand nach ihm, um ihn heraus zu helfen. Der Hund glaubte, er wollte ihn nur tiefer hereinstoßen, und biß ihn in die Finger. Der Gärtner stieg also wieder herauf, und ließ ihn, wie er ihn gefunden hatte. Wahrhaftig, sprach er, es verlohnte sich wohl der Mühe, daß ich einen zu retten suchte, der die Wohlthat nicht zu erkennen weiß.

Lehre.

Verbindlichkeiten und Wohlthaten werden an zweyerley Art von Leuten verschwendet; einmal an diejenigen, welche sie nicht erkennen, und zweytens an die, auf deren unempfindliches Herz sie keinen Eindruck machen.

Betrachtung.

Es ist vergebens, sich diejenigen durch Wohlthaten zu verbinden suchen, die nicht wissen, wenn ihnen wohlgeschieht, und aus ungegründetem Argwohne wider gute Absichten, die wohlgemeinte Gütigkeit von sich stoßen.

121. Die Schlange und der Knabe

122. Der Schaefer und der junge Wolf.

123. Der Löwe, der Fuchs und der Wolf.

124. Der Trunckenbold und sein Weib.

125. Der Rabe und der Schwan.

126. Die Schwalbe und die Krähe.

CXXI. Fabel.

Die Schlange und der Krebs.

Eine Schlange und ein Krebs waren vertraute Bekannte. Der Krebs war ein gutes aufrichtiges Geſchöpf, und hatte der Schlange mehr als einmal gerathen, von ihrer Falſchheit und ihren Ränken abzulaſſen, und treu und redlich zu handeln. Doch die Schlange ging ihren alten Weg; ſo daß der Krebs alle Bekanntſchaft mit ihr aufhob. Kurze Zeit darauf fand er ſie auch die Länge lang ausgeſtreckt, und todt da liegen. Da haben wirs nun! ſprach er. Das würde dir gewiß nicht begegnet ſeyn, meine alte leichtfertige Bekannte, wenn dein Wandel nur halb ſo gerade geweſen wäre, als dich nun der Tod gemacht hat.

Lehre.

Nichts kann im Umgange angenehmer ſeyn, als das freye aufrichtige Betragen, und die Einfalt der Sitten.

Betrachtung.

Bey Leuten, deren bösartiges Gemüth zur andern Natur geworden, iſt aller gute Rath verlohren. Dieſe Fabel iſt gleichſam das Sinnbild eines Sinnbildes, indem ſie den geraden Körper der todten Schlange, dem gekrümmten Wandel der lebendigen Schlange entgegen ſetzt. Doch die Freyheit der Fabellehre, und der vortrefliche Sinn, wird dieſe etwas harte Figur leicht entſchuldigen.

CXXII. Fabel.

Der Hirte und der junge Wolf.

Ein Schäfer nahm einer Wölfin ein Junges, und zog es mit seinen Hunden auf. Der junge Wolf fraß mit ihnen, und wuchs mit ihnen groß, und so oft sie auf die Wolfsjagd ausgingen, war er mit dabey. Es geschah manchmal, daß der Wolf, den sie verfolgten, entkam, und die Hunde ihn aufgaben; der Hauswolf aber jagte ihm dem ohngeachtet immer nach, bis er zu seinen rechten Brüdern gelangte, die Beute mit ihnen theilte, und sodann wieder zu seinem Herrn zurückkehrte. Wenn er nun mit den Wölfen lange nichts zu theilen gehabt hatte, nahm er sich wohl selbst die Freyheit, mit einem Schafe, das sich von der Heerde entfernt hatte, davon zu gehen. Er trieb diesen Handel auch eine ziemliche Zeit; endlich aber ward er auf der That ergriffen, und von seinem beleidigten Herrn erschlagen.

Lehre.

Leute, denen Falschheit und Verrätherey zur Natur geworden sind, lassen sich eben so wenig ändern, als Wölfe. Wohlthaten vermehren nur ihre Macht Unheil zu stiften, und selten werden sie unterlassen, sich derselben zum Nachtheil ihrer Wohlthäter zu gebrauchen.

Betrachtung.

Ein bösartiges Gemüth kann sich zwar eine Zeitlang verbergen, schwerlich aber wird sich die Na-

tur

tur durch Rath oder Auferziehung ändern lassen. Aus Neugierde kann man den Versuch wohl anstellen, wie weit es mit bösen Menschen und andern Geschöpfen, durch gutes Bezeigen und Anleitung, zu bringen ist; allein der Mutter Neigung und Grausamkeit in dem jungen Wolfe auszurotten, darauf darf man sich keine Rechnung machen. Und wenn du die Natur auch mit der Heugabel austriebst, sagt der Dichter, sie wird dennoch wiederkommen. Diese Fabel enthält das wahre Bild eines undankbaren und verrätherischen Gemüths, das, wie ein englisches Sprichwort sagt: es mit den Hasen hält und mit den Hunden läuft; das andere an Eifer zu übertreffen scheinet, so wie es der junge Wolf auf der Jagd den Hunden, in Aufsuchung und Verfolgung des gemeinen Feindes, vorzuthun schien; das aber zugleich den Raub mit ihm theilet, und wenn ihm die Gelegenheit dazu fehlt, wohl selbst diejenigen heimlich bestiehlt, die es vertheidigen zu wollen vorgiebt. Wir könnten manche dergleichen Exempel, aus der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten sowohl, als aus dem Privatleben, anführen; wir wollen aber jetzt nur herzlich wünschen, daß sie niemals, so oft sie sich ereignen, der verdienten Strafe entgehen mögen.

CXXII'. Fabel.

Der Löwe, der Fuchs und der Wolf.

Als der König der Thiere alt und kränklich geworden war, kamen alle seine Unterthanen, die Einwohner des Waldes, der einzige Fuchs ausgenommen, und machten ihm ihre Aufwartung. Der Wolf ergriff diese Gelegenheit, dem Fuchse einen guten Dienst zu erweisen. Ich kann Ihro Majestät versichern, sprach er, bloß aus Stolz und Uebermuth läßt sich der Fuchs nicht bey Hofe sehen. Das erfuhr der Fuchs; er stellte sich also sogleich bey dem Löwen ein, und als er ihn außerordentlich aufgebracht fand, bat er um Geduld, ihn anzuhören, und betheuerte hoch, daß er sich bloß deswegen noch nicht sehen lassen, weil er in tiefes Nachdenken versenkt, und mit wichtigen Versuchen beschäftigt gewesen wäre, um ein Mittel wider die Unbäßlichkeit Sr. Majestät zu erfinden. Und endlich, sprach er, bin ich auch so glücklich gewesen, ein ganz unfehlbares zu entdecken. Und was für eins? fragte der noch ganz verdrießliche Löwe. Wenn Ihro Majestät einem Wolfe die Haut über den Kopf ziehen, und ihren Körper sogleich in die noch warme Haut einhüllen ließen; so will ich mein Leben verwetten, die Cur muß anschlagen. Der Wolf sahe, daß der Löwe dem Rathe Gehör gab, und wollte sich also fort schleichen; allein der Fuchs fiel mit den königlichen Gerichtsdienern noch zur rechten Zeit über ihn her, und half ihm, mit spöttischem

tischem Lächeln, das Fell über die Ohren ziehen. Da erkannte nun der arme Isegrimm, daß ihm schon recht geschehe, und er allen boshaften Anschwärtzern, die den Fürsten wider ihre abwesende Mitbürger aufbringen, zur schrecklichen Warnung dienen könne.

Lehre.

Verleumder und Anschwärtzer sind die niederträchtigsten Menschen, und es muß nothwendig einen jeden vergnügen, wenn er sieht, daß sie entdeckt werden, und ihren verdienten Lohn bekommen.

Betrachtung.

Nichts ist in der Welt gemeiner, als dergleichen verleumderische Wölfe; man findet sie überall, vor Gerichte, am Hofe und in Familien, doch halten sie sich um die Großen herum häufiger auf, als sonst irgendwo. Wer bey seinem Fürsten in Abgunst zu kommen anfängt, wird der beständige Vorwurf ihres giftigen Geschwätzes seyn. Wenn daher listige Anschläge und Ränke noch bey einer Gelegenheit zu entschuldigen sind, so sind sie es bey der, wenn es darauf ankömmt, den boshaften Absichten eines niederträchtigen Anschwärtzers zu begegnen. Es wäre aber zu wünschen, daß nur unter Wölfen und Füchsen solche List und Gegenlist statt hätte, damit, wenn ein Schalk über den andern her wäre, ein ehrlicher Mann sich allezeit freuen könnte, es möchte nun dieser oder jener dabey gewinnen. Allein das ist eben das Un-

glück, daß gemeiniglich der Unschuldige in der Schlinge gefangen, und durch die tückischen Anschläge der Wölfe und Füchse in menschlicher Gestalt zu Grunde gerichtet wird.

CXXIV. Fabel.

Der Trunkenbold und sein Weib.

Eine Frau, welche das Unglück hatte, einen versoffenen Mann zu haben, legte ihm einsmals, als er sich von allen Sinnen gesoffen hatte, in ein Beinhaus. Als sie glaubte, daß er nun wieder nüchtern seyn möchte, ging sie hin, und klopfte an die Thüre. Wer ist da? fragte der Säuffer. Jemand, antwortete die Frau mit verstellter Stimme, der dem Todten zu essen bringt. Freund, erwiederte er, bringe mir lieber etwas zu trinken; ich begreife nicht, wie mir ein Mensch, der mich kennt, eines ohne das andere bringen kann. Ja, wenn das ist, sagte die Frau in einer erkenntlichern Stimme, so ist freylich Hopfen und Malz an dir verlohren. Ich muß dich deinem bösen Schicksale nur überlassen; denn das, was du so liebst, wird dich gewiß die Hälfte deiner Tage kosten. Nur fürchte ich, daß du mich und dein Familie noch vorher an den Bettelstab bringen wirst.

Lehre.

Eingewurzelte böse Angewohnheiten werden uns zur Natur, und wenn sie sich unsrer einmal bemäch-

bemächtiget haben, ſo mag man uns auch gleich im Mörſel ſtampfen, wir werden doch nicht beſſer werden.

Betrachtung.

Die Abſicht dieſer Fabel geht dahin, daß wir uns bey Zeiten ändern ſollen, weil man üble Angewohnheiten ſonſt ſchwerlich wieder los wird; indem ſie immer tiefere und tiefere Wurzeln ſchlagen, und endlich alle abhelfliche Maaß und Scham überſchreiten. - Oftere Unmäßigkeit im Trinken, kann das Sauffen einem Menſchen eben ſo nothwendig machen, als ihm die Luft iſt, ob es gleich ganz gewiß den Faden ſeines Lebens verkürzt, und ein frühzeitiges Alter über ihn bringt. Des Verfalls ſeiner Angelegenheiten und des Unglücks, in welches er ſeine Familie mittlerweile ſtürzt, will ich gar nicht gedenken; auch will ich von der Schande nichts ſagen, die er auf ſich ladet, denn ein Trunkenbold iſt, nach einem Heuchler und Undankbaren, ganz gewiß der häßlichſte und verächtlichſte Charakter im menſchlichen Leben. Ja, im ſtrengen Verſtande, kann man ihn auch gar wohl einen Undankbaren nennen; und zwar einen Undankbaren erſt gegen den Allmächtigen, welcher ihm vernünftige Fähigkeiten gegeben hat, die er beſtändig mißbraucht; und hernach gegen ſeine Familie, die er unaufhörlich vervortheilt. Und gleichwohl giebt es Leute, die nicht ſchlafen können, wenn ſie ihre Ladung nicht haben; und nicht eher heiter werden, als bis ſie ihre Sorgen in dem Weinglaſe ertränken. Faſt eben ſo geht es auch mit andere ſinnlichen Vergnü-

gungen, welchen der Mensch oft Leib und Seele aufopfert. Verzweifelter aber kann die Verderbniß eines solchen Sünders nicht seyn, als wenn er sich noch unaufhörlich in Gedanken mit den Lüsten beschäftiget, welchen sein Körper nicht länger nachzuhängen vermögend ist. Da ist alle Hoffnung zur Besserung verlohren, wenn es der Trunkenbold so weit gebracht hat, daß er seiner Gesundheit wegen sauffen muß.

CXXV. Fabel.

Der Rabe und der Schwan.

Ein Rabe bildete sich ein, der Schwan habe seine Schönheit vornehmlich von seinem öftern Waschen, und seiner Kost. Er verlies also seine alte Lebensart und sein gewöhnliches Futter und zog an die Lachen und Bäche. Allein das Wasser wollte seine Farbe nicht wegnehmen, und der Versuch kostete ihm endlich das Leben, weil er ganz und gar dazu nicht geschickt war, seine Nahrung aus dem Wasser zu holen.

Lehre.

Natürliche Neigungen können zwar durch guten Rath und Anweisung erweckt und gestärkt werden; gewisse Eigenschaften aber, die einer Gattung eigentlich zukommen, sind auf keine Weise zu verändern oder auszurotten.

Betrach-

Betrachtung.

Was in den Knochen ſteckt, iſt nicht aus dem Fleiſche zu bringen; ſagt ein engliſches Sprichwort. Die Farbe und andere körperliche Eigenſchaften, die uns Gott einmal zugetheilet hat, ändern zu wollen, iſt ein vergebnes Unternehmen.

Einen Mohr weis waſchen, heißt nach einem andern Sprichworte, unmögliche Dinge verſuchen. Und was verſucht der anders, als unmögliche Dinge, der irgend ein Werk der Natur ändern oder beſſern will? Die Natur verſieht nichts; denn was ſie thut, thut Gott, deſſen Rathſchlüſſe unveränderlich, und deſſen Werke alle, in ihrer Art, vollkommen ſind. Es iſt daher ein großer Unſinn, ſie gleichſam umſchaffen zu wollen. Gleich nach der Gewalt der natürlichen Eindrücke aber, folgt die Gewalt der Gewohnheiten und Fertigkeiten.

Wenn man dieſe Fabel mehr nach dem Buchſtaben nehmen will, ſo kann ſie denjenigen fantaſtiſchen Perſonen zur Warnung dienen, welche plötzliche Veränderungen in ihrer Diät vornehmen, und auf einmal eine ganz andre Art zu leben, ſich vorſchreiben, um gewiſſen entfernten und vielleicht eingebildeten Krankheiten vorzubeugen. Auch trifft ſie diejenigen Frauenzimmer und Stutzer, die allerley Verſuche mit ſich anſtellen, in Meinung, ihre Geſichtsfarbe oder Geſtalt zu verbeſſern, und lieber ſchöner, als geſünder ſeyn wollen. Wenn ſie denn an einer leidlichen Leibesbeſchaffenheit ſo lange gekünſtelt haben, bis ſie ſich wirkliche und

lang-

langwierige Unbäßlichkeiten zugezogen, so wollten sie sich gern mit weit schlechtern Gesichtsfarben und Gestalten, und mit weit gleichgültigern Gesundheitsumständen, als sie zu bessern unternahmen, begnügen, wenn sie nur wieder in ihre alte Verfassung kommen könnten.

CXXVI. Fabel.

Die Schwalbe und die Krähe.

Eine Krähe stritt mit einer Schwalbe um den Preis der Schönheit, und sagte: Deines ist nur eine Frühlingsschönheit; meine aber dauert das ganze Jahr hindurch.

Lehre.

Ein dauerhaftes Gut ist einem vergänglichen unendlich vorzuziehen.

Betrachtung.

Was sind die sinnlichen Vergnügungen, wenn man sie mit einem guten Gewissen vergleicht? Was ist der Genuß dieses flüchtigen Lebens gegen die Ewigkeit? Was sind die Ergötzungen, die von Sättigkeit und Eckel begleitet werden, gegen die Freuden, die ewig frisch und blühend bleiben sollen? Kann einem weisen Manne die Wahl hier schwer fallen? Allein der größte Theil der Welt ist in den sinnlichen Lüsten so unselig ersoffen, daß sie unmöglich mit genugsamen Glauben vor sich hinaussehen können, um ihr Leben darnach einzurichten;

sie

127. Die Nachtigallu die Fledermaus

128. Die gebratnen Meerschneken.

129. Die zwey Reisenden der Geldbeutel.

130. Die zwey benachberten Frösche.

131. Der Bienenherr.

132. Der Eisvogel.

ſie ziehen das verſchwindende Jetzt dem unaufhörlichen Hernach vor, und werden ihren Irrthum ſelten eher gewahr, als bis ſie ihm nicht mehr abhelfen können. Die Betrachtungen auf dem Sterbebette bringen die wahre Gegenſtände erſt näher vors Geſicht, und machen die Thorheit des vergangenen Verhaltens klar; wenn wir aber ſagen, die Betrachtungen auf dem Sterbebette erſt, was für ein Entſetzen muß dieſes in einer nachdenkenden Seele erwecken!

CXXVII. Fabel.

Die Nachtigall und die Fledermaus.

Als eine Nachtigall, in ihrem Käfige vor dem Fenſter, um Mitternacht ſang, fragte ſie eine Fledermaus, warum ſie nicht eben ſo wohl am Tage, als bey Nacht ſinge? Ich ward, verſetzte die Nachtigall, am Tage, als ich eben ſang, gefangen, und habe mir dieſes alſo zur Warnung dienen laſſen. Aber, ſagte die Fledermaus, daran hätteſt du denken ſollen, ehe du gefangen wardſt; denn nunmehr iſt es einerley, ob du des Tages ſingeſt oder nicht, weil du doch zum zweytenmale nicht gefangen werden kannſt.

Lehre.

Nachwitz taugt ſelten viel.

Betrachtung.

Die Urſache der Nachtigall war nunmehr, da ihr nicht mehr zu helfen ſtand, ſehr unzulänglich, und

und ward daher mit Recht von der Fledermaus verspottet. Was aber die Moral dieser Fabel überhaupt anbelangt, so ist es ganz gut, daß ein Mensch, welcher einen großen Fehler begangen hat, seinen ganzen Wandel überdenkt, und jeden Schritt untersucht, durch welchen er seinem Unglücke näher gekommen. Der Spiegel des Lebens ist hinter uns, und wir müssen auf das Vergangene sehen, wenn wir uns auf das Zukünftige vorbereiten wollen. Was geschehen ist, bleibt zwar geschehen; aber doch kann man durch die Betrachtung eines falschen Schritts, den andern vermeiden lernen. Nachdenklich seyn, ist daher ein wichtiges Stück der Klugheit, nur muß man nicht ängstlicher werden, als es die Sache verdient. Genug, wenn wir den rechten Gebrauch von unsern Betrachtungen machen, unsre Fehler bereuen, unsre Irrthümer ablegen, und in beyden Fällen, vorsichtiger zu seyn, uns vornehmen. Und das ist nichts mehr, als wozu uns Gewissen, Billigkeit und Vernunft verbinden. Bey dem allen aber muß man sich wohl in Acht nehmen, aus Mangel richtiger Vergleichungen, nicht falsche Folgerungen zu ziehen, damit man der Welt keine blaue Dunst mache, wie es die Nachtigall in der Fabel that. Sie war unter dem Singen bey Tage gefangen worden; aber was für einen Einfluß konnte dieses auf ihren Entschluß haben, nunmehr, da sie im Käfig war, nicht anders als bey Nacht zu singen? Wir können uns hieraus noch eine andere Lehre merken; nehmlich diese: daß gewisse Menschen, wenn sie sich in ein großes Unglück gestürzt haben,

lieber die erſte die ſchlechteſte, als die wahre Urſache angeben werden, weil ſie ſich durch dieſe dem gerechten Tadel ausſetzen, und alles Mitleiden verlieren würden.

CXXVIII. Fabel.

Die gebratnen Meerſchnecken.

Es wurden von einigen Leuten Meerſchnecken gebraten, und die armen Thiere ziſchten in dem Feuer. Hört doch, ſprach einer, welcher ſein Theil ſchon mit den Augen verzehrte, was das für luſtige Geſchöpfe ſind! Das Haus brennt ihnen über dem Kopfe, und doch ſingen ſie.

Lehre.

Mit anderer Unglücke ein Geſpötte treiben, zeigt ein ſehr niederträchtiges Gemüth an.

Betrachtung.

Nichts iſt barbariſcher und viehiſcher, nichts der Menſchlichkeit und aller geſunden Vernunft mehr zuwider, als wenn man den Elenden verhöhnt.

CXXIX. Fabel.

Die zwey Reisenden und der Geldbeutel.

Zwey Reisende gingen mit einander einen Weg; und plötzlich bückte sich der eine, und hob etwas auf. Ey sieh, sprach er, da habe ich einen Geldbeutel gefunden. Nein, sprach der andere, wenn zwey Freunde mit einander wandern, so mußt du nicht sagen: ich habe ihn gefunden, sondern, wir haben ihn gefunden. Ich bitte um Verzihung, erwiederte der erste; ich habe ihn gefunden, und will ihn auch behalten. Kaum hatte er es ausgesagt, als sie hinter sich ein Geschrey nach einer Bande Diebe, welche auf der Straße einen Beutel geraubt hatten, hörten. Ach, Bruder, sprach der Finder, nun sind wir verlohren! O pfuy! versetzte der andere, du mußt nicht sagen, wir sind verlohren, sondern, ich bin verlohren; denn da ich den Fund nicht mit dir getheilet habe, so bin ich auch nicht Willens, das Hängen mit dir zu theilen.

Lehre.

Die Menschen wollen wohl gern ihren Verlust, aber nicht ihren Vortheil mit andern theilen; wo aber eine rechte Gemeinschaft seyn soll, da muß es, bey guten und bösen Vorfällen, einem wie dem andern gehen.

Betrach-

Betrachtung.

Es fallen im gemeinen Leben tauſend Dinge vor, auf welche ſich dieſe Fabel anwenden läßt. Mancher findet den Beutel voll Gold bey ſeiner Geliebten, mancher bey der Flaſche, mancher bey einer Bedienung, oder bey irgend einer andern Eitelkeit. Und was iſt das Ende davon? Was ſonſt, als daß ihn, nach geſättigten Begierden und geſtillter Lüſternheit, Verdruß und Ekel befallen. Sein Gewiſſen erhebt ein verfolgendes Geſchrey wider ihn, und was er Anfangs für ſein Glück hielt, ſchlägt am Ende zu ſeinem Unglücke aus.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

CXXX. Fabel.

Die benachbarten Frösche.

Es waren einsmals zwey Frösche, deren einer in einem Teiche und der andere nicht weit davon in einer ſeichten Pfütze, an der andern Seite der Landſtraße, lebte. Der Teichfroſch merkte, daß das Waſſer in der Pfütze abnahm, und wollte alſo ſeinen Freund zu ſich in den Teich haben, wo er ohne Sorgen leben könne. Aber dieſer, wie er ſagte, war an ſeine Pfütze gewöhnt, und wollte nicht heraus. Was war aber alſo das Ende davon? Als die Pfütze endlich ganz ausgetrocknet war, kam er kurz darauf unter das Rad eines Wagens, und ward zerquetſcht.

Lehre.

Es giebt Leute, welche ſo träge und verdroſſen ſind, daß ſie lieber ſtille liegen, und

gleichsam in eine Pfütze sterben, als nur den Fuß rühren wollen, um sich aus ihren übeln Umständen zu helfen.

Betrachtung.

Gewohnheit ist die andere Natur, und hartnäckige Faulheit ist schwerlich aus ihrer alten Lage, sie mag auch noch so nachtheilig und unbequem seyn, zu bringen. Der welcher gar nichts thut, ist viel strafbarer, als der, welcher aus menschlicher Schwachheit, etwas unrechtes thut; denn nichts kann Gott, der lauter Thätigkeit ist, mehr zuwider seyn, als wenn wir unser Leben verschlummern, und unsere Vernunft verträumen, die uns beyde zu einem bessern Gebrauche gegeben wurden. Ein lebendiges Bild eines solchen Menschen, ist der Frosch in der Pfütze; denn ein träges Leben ist kein Leben für ein vernünftiges Geschöpf. Der Faule ist Gott und Menschen ein Abscheu, der Welt unnütze, sich selbst zur Last, elend in allen Ständen, und gänzlich unfähig, irgend eine Glückseligkeit des Lebens zu schmecken und zu genießen. Ich bin an die Pfütze gewöhnt, sagte der Frosch; er blieb also, ohne einen Fuß zu rühren, da liegen, bis ihm das Gedärme aus dem Leibe gequetscht ward.

CXXXI. Fabel.

Der Bienenherr.

Ein Dieb kam, in Abwesenheit des Herrn, in einen Bienengarten, und beraubte die Stöcke. Als der Eigenthümer wieder zurücke kam, ward er des Verlusts inne, blieb bestürzt stehen, und dachte nach, wie es wohl damit zugegangen sey. Unterdessen kamen die beladnen Bienen aus den Fluren zurück, und sobald sie ihren Honig vermißten, fielen ganze Schwärme von ihnen mit Ungestüm über den Herrn her. Wahrhaftig, sprach er, ihr seyd doch recht thörichte, undankbare Geschöpfe! Den Fremden, der euch beraubt hat, habt ihr ruhig gehen lassen; und nur gegen euren Herrn, der sich eben den Kopf zerbricht, wie er den Verlust wieder gut machen, und euch in Zukunft besser in Acht nehmen will, seyd ihr so wütend.

Lehre.

Oft halten die Menschen ihre Freunde für ihre Feinde, und begegnen ihnen auch so.

Betrachtung.

Einen Freund für einen Feind, und einen Feind für einen Freund ansehen, ist einer von den verderblichsten Irrthümern, in den ein hastiger Mensch fallen kann; denn Verstand, gutes Herz, Großmuth, Gerechtigkeit, Klugheit, alles wird dabey aufs Spiel gesetzt. Nichts kann auf der einen

Seite, einen Freund mehr beleidigen, und nichts auf der andern, uns ſelbſt nachtheiliger ſeyn. Und gleichwohl iſt, ſowohl im öffentlichen, als im Privatleben, nichts gemeiner, als daß der Pöbel ſeine Unterdrücker für ſeine Beſchützer, und ſeine Beſchützer für ſeine Unterdrücker anſieht; ſo wie hier die Bienen den Dieb verſchonten, und über ihren Wärter herfielen.

CXXXII. Fabel.

Der Eisvogel.

Ein Eisvogel baute ſein Neſt an ein hohles Ufer, gegen die Waſſerſeite zu, damit er es den Vogelſtellern aus den Zähnen rücken möge. Als er aber einsmals ausgeflogen war, für ſeine Jungen Futter zu holen, ſchwemmte ein reiſſender Strom, Neſt, Vogel und alles weg. Wie er nun wieder kam, und die Verwüſtung ſahe, brach er in dieſe Ausrufung aus: Ich unglückſeliges Geſchöpf! Aus bloßer Furcht für einen Feind, muß ich einem andern in den Rachen rennen.

Lehre.

Oft fürchten die Menſchen da Gefahr, wo keine iſt, und glauben da außer aller Gefahr zu ſeyn, wo ſie der allermeiſten ausgeſetzt ſind.

Betrachtung.

Kein Stand des Lebens iſt ſo ſicher, daß er nicht gewiſſen Beſchwerlichkeiten und Gefahren aus-

139. Die Diebe und der Hahn.

140. Die Krache und der Hund.

141. Der Rabe und die Schlange.

142. Der Wolf und das Schaf.

143. Die Hasen die Füchse und die Adler.

144. Der reine Amaise verwandte Mus.

ausgesetzt sey; und der menschliche Witz ist viel zu unvermögend, sich gegen alle Zufälligkeiten vorzusehen. Was kann, zum Exempel, wider Sturmwinde, Erdbeben, Ueberschwemmungen, ansteckende Seuchen und dergleichen helfen? Unsre Schuldigkeit also ist, das beste zu hoffen, und uns auf das schlimmste gefaßt zu machen. Denn was man nicht ändern kann, das muß man ertragen.

CXXXIII. Fabel.

Das Fischen im trüben Wasser.

Ein Fischer hatte seine Netze ausgeworfen; damit nun die Fische desto eher hineingehen möchten, schlug er hier und da mit einer Stange in das Wasser. Das sahen einige von seinen Nachbarn, und sprachen: du thust sehr unrecht, das Wasser so zu trüben; das heißt uns unser Getränke verderben. Ja, erwiederte der Fischer, entweder muß ich euch euer Getränke verderben, oder ich habe nichts zu essen.

Lehre.

Es ist ein unseliges Dilemma, wenn ein Mensch dahin gebracht ist, daß er seinen Unterhalt nicht, ohne eines andern Nachtheil, haben kann.

Betrachtung.

Wie glücklich ist der Mann, dessen Geschäfte und Neigungen dem gemeinen Besten ersprießlich sind; und der, indem er für sich und seine Familie

ſorgt, auch zugleich allen denen, mit welchen er zu thun hat, Mittel zu einem anſtändigen Unterhalte zukommen läßt! Er iſt ein Segen des gemeinen Weſens, und hat große Urſache der Vorſicht für ſo ein glückliches Loos zu danken.

CXXXIV. Fabel.

Der Affe und der Delphin.

Auf einem Schiffe, welches im Sturme unterging, befand ſich auch ein Affe. Als nun die Menſchen ihr Leben durch Schwimmen zu retten ſuchten, und der Affe aus Geſellſchaft ein gleiches that, nahm ihn ein Delphin, der ihn für einen Menſchen anſah, auf den Rücken, und ſchwamm mit ihm nach dem Lande zu. Als er ihn nun bis in eine ſichre Anfurt, welche Pyräus hieß, gebracht hatte fragte er den Affen: ob er ein Athenienſer ſey? Ja wohl, ſagte der Affe, und noch dazu aus einer ſehr alten Familie. Alſo wirſt du doch wohl den Pyräus kennen, fuhr der Delphin fort. O ganz genau, erwiederte jener, und bildete ſich ein, es ſey der Name eines Mannes. Pyräus iſt einer von meinen vertrauteſten Freunden. Ueber dieſe Unverſchämtheit des abgeſchmackten Affen ward der Delphin unwillig; er fuhr ihm auf einmal unter den Beinen weg, und der vorgegebene Athenienſer mußte erſauffen.

Lehre.

Verachtung, Gefahr und Schande ſind das verdiente Loos eines entdeckten Betrügers.

Betrach-

Betrachtung.

Ein groſser Theil der Reisenden beſitzt die thörichte Prahlerey, von Oertern, die ſie niemals geſehen, und von Perſonen, von welchen ſie niemals etwas gehört haben, zu reden. Leute, Bücher, Wiſſenſchaften, alles gilt ihnen gleich viel, darüber zu plaudern; obgleich dieſes groſse Geräuſch ſich ſelten auf etwas mehr, als auf ihr reiches Kleid und einige gelernte Grimaſſen, gründet. Gleichwohl werden dieſe luftigen Erſcheinungen oft für Menſchen angeſehen, und von dem guthertzigen, unwiſſenden Pöbel, wie hier von dem Delphin der Affe, empor getragen, bis ihnen endlich ihre Träger die Schüppe geben, ſie wieder fallen und verſchwinden. Wie viel ſolche abgeſchmackte Schwätzer wollen ſich uns täglich als Männer von Einſicht und Geſchäften aufdringen, die doch, mit Balzacs Premierminiſter, ganzer acht und vierzig Stunden über einer Landkarte liegen und Ariſtokratie, und Demokratie, anſtatt Kroatien und Dalmatien ſuchen, und alſo die Namen von Regierungsformen für Namen von Ländern halten würden.

CXXXV. Fabel.

Merkur und der Bildhauer.

Merkur wollte gern wiſſen, in welchem Anſehen er in der Welt ſtehe, nahm alſo die Geſtalt eines Menſchen an, und kam in die Werkſtatt eines berühmten Bildhauers, bey welchem er

einen Jupiter, und hernach eine Juno feilschte. Der Bildhauer sagte ihm von jedem Stücke den Preis, welcher noch ziemlich leidlich war; unterdessen aber ward er einen Merkur mit allen seinen Denkzeichen gewahr. Das bin ich, sprach er bey sich selbst, in der Gestalt des Boten des Jupiters, und des Schutzgottes der Künstler, mit allem meinem Handwerkszeuge um mich herum. Ganz gewiß wird der Bildhauer für dieses Stück funfzehnmal mehr fordern, als für die andern beyden! — Was soll dieser Merkur gelten? fragte er ihn also. O, sprach der Bildhauer, Sie scheinen mir ein ehrlicher Mann zu seyn, den man nicht übertheuern muß. Wenn sie mir für die beyden ersten, was ich gefordert habe, geben, so sollen sie diesen oben drein haben!

Lehre.

Die Eitelkeit derjenigen, welche durch List hinter die gute Meinung, die andre von ihnen haben, kommen wollen, wird oft häßlich abgeführt.

Betrachtung.

Alle eitle Menschen, die jedermann zu gefallen suchen, bilden sich gern ein, daß andere eben so gut von ihnen denken, als sie von sich selbst denken: nichts aber geht ihnen näher, als wenn sie anstatt des vermutheten Beyfalls und Ruhms, Verachtung antreffen.

CXXXVI. Fabel.

Der Jagdhund und der Haushund.

Ein Mann hatte zwey Hunde; einen zur Jagd, und den andern zur Bewahrung des Hauses; und was der Jagdhund auch immer heimbrachte, davon bekam allezeit der Haushund seinen Theil. Hierüber nun fing jener an zu murren, und beschwerte sich, daß er allein alle Mühe haben, und der andere gleichwohl die Früchte derselben mit genieſſen sollte. Du must aber auch bedenken, antwortete ihm der Haushund, daß wenn du, zum Vergnügen unsers Herrn, und zu deinem Nutzen so wohl als zu meinem, dir es auf der Jagd sauer werden lässest, ich unterdessen, zum Besten aller, das Haus bewache.

Lehre.

Im gemeinen Wesen, desgleichen auch in einer groſsen Familie, müssen verschiedne Personen, verschiedne Verrichtungen haben, und obgleich einige vielleicht mehr arbeiten müssen, als die andern, so sind sie doch alle in einer weisen Oekonomie, so wohl dem Haupte, als einer dem andern, gleich nützlich.

Betrachtung.

Diese Fabel ist eine politische Lection sowohl für Fürsten und Regenten, als für Hausherren in Privatfamilien; und zeigt die Nothwen-

digkeit, und den gegenseitigen Nutzen der Arbeitsamkeit und Beschützung, welcher zwischen den Regenten und Unterthanen, zur Erhaltung der gemeinen Wohlfahrt, und zwischen den verschiednen Graden von Dienern, zum Besten aller, obwalten muß. Die einen versehen uns mit dem, was uns fehlt, und die andern helfen uns in dem Besitze der erworbenen Güter vertheidigen, so daß weder diese ohne jene, noch jene ohne diese bestehen können.

CXXXVII. Fabel.

Der Wolf und das Zickel.

Ein Wolf verfolgte ein Zickel, das sich von der Heerde verlaufen hatte. Als nun das Zickel sahe, daß es nicht entkommen konnte, wandte es sich um, und sprach: Ich sehe wohl, ich soll und muß dein Frühstück werden, aber ich möchte doch gern so lustig sterben, als möglich. Sey also so gut, und singe mir noch ein Liedchen, ehe du mich verzehrest. Der Wolf ließ sich bereden, und fing so musikalisch an zu heulen, daß die Hunde auf dieses Heulen herbeykamen. Schon recht, sprach der Wolf, das kömmt davon, wenn man sich in fremde Handthierungen mischt. Meine Rolle war, den Metzger und nicht den Castraten zu spielen.

Lehre.

Es bleibe jeder in der ihm angewiesenen Sphäre, und handele so wie es seiner Person zukömmt.

Betrach-

Betrachtung.

Niemand muß sich auf seine eigene Stärke, weder des Leibes noch der Seele, allzusehr verlassen, sondern bedenken, daß der Himmel dem Unterdrückten beysteht, und daß die größten Tyrannen einer höhern Macht von ihrem Betragen Rechenschaft geben müssen. Einem räuberischen, gefräßigen Wolfe kann auch oft ein unschuldiges hülfloses Zickel zu schaffen machen; und ein böser Mensch kann oft eben, wenn er am sichersten zu seyn glaubt, in die größte Gefahr kommen und alles Unglück, das er andern drohte, auf sich einbrechen sehen.

CXXXVIII. Fabel.

Der eingebildete Musicus.

Ein Mann, der eine sehr widrige Stimme, aber einen zur Musik sehr bequemen Saal hatte, ward gar nicht müde, sich in diesem Zimmer, wegen des vortrefflichen Wiederhalls, im Singen zu üben. Er bewunderte seine Geschicklichkeit darinn auch so sehr, daß er nicht eher ruhte, als bis er sich auf öffentlicher Bühne zeigen durfte. Allein diese öffentliche Probe schlug so übel aus, daß ihn die Zuschauer auszischten und endlich mit Steinen von dem Theater warfen.

Lehre.

Die Menschen sind sehr geneigt, eine allzugute Meinung von ihren Fähigkeiten zu haben;

ben; wenn wir uns aber recht kennen wollen, ſo müſſen wir uns mit fremden Augen beſehen.

Betrachtung.

Es iſt ein groſſer Unterſcheid zwiſchen einem Redner in der Schule, und einem Manne von Geſchäften, der in der groſſen Welt ſeine Rolle ſpielt. Mancher würde ſo lächerlich nicht geworden ſeyn, wenn er ſich nicht mit aller Gewalt dem Publico hätte zeigen wollen. Es giebt ſowohl ſchmeichelnde Zimmer, als ſchmeichelnde Spiegel, jene helfen einer unangenehmen Stimme nach, und dieſe machen ein ſchlechtes Geſicht erträglich, indem die erſtern die Rauigkeit des Tons verſchlingen und die andern die gelbe Farbe der Haut niederſchlagen. Wer ſich aber auf dieſe gekünſtelten Verbeſſerungen verlaſſen, und ſich dem Publico für einen italiäniſchen Caſtraten, oder für eine engliſche Schönheit aufdringen wollte, der würde ſehr übel thun. Es muß ſich vielmehr jeder nach ſeinem wahren Werthe unterſuchen und ſchätzen, ehe er etwas unternimt, wobey er Leben, Ehre oder Glück aufs Spiel ſetzen muß.

CXXXIX. Fabel.

Die Diebe und der Hahn.

Eine Bande Diebe brach in ein Haus ein, fand aber nichts mit wegzunehmen, als einen armen Hahn. Der Hahn ſagte zu ſeinem Beſten ſo viel, als ein Hahn ſagen kann; beſonders aber beſtand

133. Das Fischen im trüben Wasser.

134. Der Affe und der Delphin.

135. Merkur und der Bildhauer.

136. Der Jagdhund u. der Haushund.

137. Der Wolf und das Zickel.

138. Der eingebildte Musicus.

beſtand er darauf, daß er die Leute zu ihrer Arbeit zu wecken pflege. Burſche, ſagte einer von den Dieben, den Punkt hätteſt du lieber verſchweigen ſollen; denn eben dadurch, daß du die Leute aufweckſt, thuſt du unſerm Gewerbe Schaden, und dein nichtwürdiges Krähen hat manchen von unſern ehrlichen Kammeraden an Galgen gebracht.

Lehre.

Gegen einen Dieb muß man ſich ganz anderer Gründe bedienen, als gegen einen ehrlichen Mann.

Betrachtung.

Ein Stockmeiſter oder Gefangenwärter, der ſich in der Gewalt der Räuber befände, würde ſich ſehr ſchlecht vertheidigen, wenn er ihnen zeigen wollte, wie nützlich ſeine Profeſſion dem ehrlichen Theile der Welt ſey. Ueberhaupt hat ſich ein jeder wohl in Acht zu nehmen, daß ſeinem Munde nichts entfährt, was man zu ſeinem Nachtheile anwenden kann.

CXL. Fabel.

Die Krähe und der Hund.

Als eine Krähe einsmals der Minerva opferte, ſagte ein Hund zu ihr: du flehſt die Göttinn umſonſt an, denn ſie hat einen ſolchen Abſcheu vor dir, daß ſie dich beſonders und nahmentlich aus allen Auguriis ausgeſchloſſen hat. Und deſto eher,

verſetzte die Krähe, will ich opfern, um zu verſuchen, ob ich ſie mir nicht zur Freundinn machen kann.

Lehre.

Oft ſind die Menſchen mehr aus Furcht und Eigennutz, als aus wahrer Frömmigkeit, andächtig. So wie man von den armen blinden Indianern ſagt, daß ſie den Teufel anbeteten, damit er ihnen nicht ſchaden möge.

Betrachtung.

Dieſe heidniſche Fabel leidet eine ſehr chriſtliche Auslegung; denn ſie kann uns lehren, daß wir nicht gleich unwillig werden und verzagen ſollen, wenn uns der Allmächtige irgend ein Kreutz auflegt. Die Gerichte Gottes ſind allezeit gerecht, und wenn ſie uns auch noch ſo ſchwer treffen, ſo leiden wir doch immer noch weniger, als wir verdienen. Geduld und Ueberlaſſung in den Willen Gottes, ſind das einzige, wozu ein Menſch in Trübſalen ſeine Zuflucht nehmen ſoll. Durch Sträuben und Murren iſt nichts auszurichten, ſondern wir müſſen verſuchen, ob wir durch Glauben, Gebet, und ein neues Leben, unſern beleidigten Herrn uns wieder zum Freunde machen können. Wenn wir es alſo genau betrachten, ſo ſind die Trübſale nichts anders als Methoden, deren ſich die barmherzige Vorſehung bedienet, uns mit Gewalt auf das einzige Mittel zu führen, durch welches wir, zwiſchen der göttlichen Gerechtigkeit und menſchlichen Schwachheit, Richtigkeit treffen können.

CXLI.

CXLI. Fabel.

Der Rabe und die Schlange.

Eine Schlange hatte sich die Länge lang in die Sonne gestreckt und faullenzte. Ein Rabe kam, faßte sie auf, und flohe mit davon. Die Schlange biegte und drehte sich so lange, bis sie dem Raben einen tödtlichen Stich versetzte, und nunmehr erkannte der unglückliche Vogel, wie thöricht er gewesen sey, daß er sich an einen Raub gewagt habe, der ihm das Leben koste.

Lehre.

Alles was wir zum Leben nöthig haben, hat uns die Natur leicht und sicher gemacht; wenn wir aber nach Dingen streben wollen, die wir weder verstehen, noch brauchen, so müssen wir es uns selbst zuschreiben, wenn unsre Bemühungen ein böses Ende nehmen.

Betrachtung.

Nicht viel anders, als es dem Raben mit der Schlange ging, geht es uns mit den Gegenständen unsrer sinnlichen Begierden. Bey wem diese stark sind, der sehnt sich nach allem, was ihm vorkömmt, obgleich nicht selten eine Schlange unter den Blumen liegt. Und was kann man auch den Leidenschaften, die sich nicht von der Vernunft regieren lassen, für einen guten Ausgang versprechen? Unsere Sinne gehen auf nichts, als auf fleischliche

Lüste;

Lüſte; was dem Auge ſchön deucht, den Geſchmack kützelt, dem Ohre ſchmeichelt, dem Geruche angenehm iſt, das reizt uns, es mag ſonſt beſchaffen ſeyn, wie es will. Am Ende aber merken wir meiſtentheils unſern Irrthum, und erkennen es, daß wir nicht dem bloßen Schein hätten trauen ſollen.

CXLII. Fabel.

Der Wolf und das Schaf.

Ein Wolf, der von einem Hunde gebiſſen worden, lag da, und leckte ſeine Wunden. Weil er ſich nun ſehr krank und kraftlos fühlte, ſo rief er einem Schafe zu, das eben vorbey gieng: Höre, guter Freund, wenn du doch ſo gut ſeyn, und mir zu einem Trunke Waſſer, hier aus dem nächſten Bache, helfen wollteſt! Woher ich alsdenn auch etwas zu eſſen nehmen werde, dafür will ich ſchon ſelbſt ſorgen. Das glaube ich dir ganz wohl, ſagte das Schaf; denn wer dir zu trinken brächte, der müßte dir auch oben drein zu eſſen ſchaffen, oder du würdeſt mich ganz gewiß mit meiner Haut bezahlen laſſen.

Lehre.

Einem undankbaren und grauſamen Manne Höflichkeiten und Freundſchaftsdienſte erzeigen, iſt gefährlich. Das Schaf, das dem Wolfe Botbſchaft läuft, hat ſich ein ſchlechtes Trankgeld zu verſprechen.

Betrach-

Betrachtung.

Auf den Schein und die ſchönen Worte eines falſchen und boshaften Feindes muß man ſich nie verlaſſen; denn alle ſeine Freundlichkeiten ſind nichts beſſer als Schlingen. Verräthriſche Tücke iſt beyde Gott und den Menſchen ein Greuel, und hat die ſchlimme Wirkung, daß ſie unſre Sitten verdirbt, unſre Herzen verhärtet, alle Bande der Leutſeligkeit und des geſellſchaftlichen Lebens auflöſet, und die Menſchlichkeit ſelbſt erſtickt; denn alles dieſes müſſen wir, zu unſerer eigenen Vertheidigung, geſchehen laſſen, wenn wir mit argliſtigen und räuberiſchen Menſchen zu thun haben.

CXLIII. Fabel.

Die Haſen, die Füchſe und die Adler.

Die Haſen ſahen ſich von den Adlern mit einem blutigen Kriege bedroht, und hätten gar zu gern die Füchſe in ihr Bündniß gezogen. Allein dieſe gaben ihnen die unverſtellte Antwort, daß ſie ihnen von Grund des Herzens gern beyſtehen würden, wenn ſie nicht ſo wohl die Haſen ſelbſt, als auch den Feind, mit welchem ſie zu ſtreiten hätten, allzuwohl kennten.

Lehre.

Man muß ſich in kein Bündniß einlaſſen, ohne vorher die Treue und Macht eines jeden Theils wohl unterſucht zu haben.

Betrachtung.

Die Absicht der Bündnisse ist gemeinschaftliche Vertheidigung und Hülfe; wer sich nun mit einem Volke verbindet, das ihm nicht helfen kann, der hat so gut als gar kein Bündniß gemacht. Denn wo auf der einen Seite keine Hoffnung zur gegenseitigen Hülfe ist, da kann auf der andern keine Verbindlichkeit Statt finden, weil die Absicht des Bündnisses wegfällt. Und dieses gilt eben so wohl bey Privatgeschäften, im Handel und Wandel, als bey Macht und Waffen.

CXLIV. Fabel.

Der in eine Ameise verwandelte Mann.

Ein geitziger Haushalter, welcher beständig seinem Nachbar Korn, und was ihm sonst zuwuchs, entwandte, und es auf seinen eigenen Boden schüttete, zog einen Fluch auf sich, und Jupiter verwandelte ihn, zur Strafe, in eine Ameise. Doch diese Veränderung der Gestalt verursachte nicht die geringste Veränderung in seiner Denkungsart und seinen Sitten, und wie er als Mensch gewesen war, blieb er auch als Ameise.

Lehre.

Gewohnheit ist die zweyte Natur; und wenn böse Neigungen zu Fertigkeiten werden, so ist das Uebel unheilbar; denn die Natur wird sich

145. Die Leute u. d'vermeinte Schiffbruch.
146. Der wilde Esel und der zahme.
147. Die den Jupiter bittenden Esel.
148. Der Esel und die Frösche.
149. Der wunde Esel und der Rabe.
150. Der Löwe, der Esel und der Fuchs.

unter allen Gestalten und Verkleidungen immer selbst gleich bleiben.

Betrachtung.

Die poetischen Erdichtungen von Menschen, die in Thiere oder Gewürme verwandelt worden, sollen uns lehren, daß sie sich wirklich selbst dazu machen, sobald sie von der Würde ihres Geschlechts ausarten; die Metamorphosis geschieht also mit ihren Sitten, und nicht mit ihrer Gestalt. Denn wenn sich eine vernünftige Seele so weit herabläßt, daß sie, gleich Ameisen und Roßkäfern, im Unflathe wühlet, und den ganzen Menschen der Sinnlichkeit viehischer Lüste Preis giebt, so macht sie sich der Vorzüge ihres Charakters und ihrer Schöpfung verlustig, indem derjenige länger kein Mensch ist, der sich in allen Stücken als ein Vieh beträgt.

* *

CXLV. Fabel.

Die Leute und der vermeinte Schiffbruch.

Eine Gesellschaft von Leuten, die an dem Ufer der See spatzieren ging, sahe weit in der See etwas auf sie zugeschwommen kommen. Anfangs hielten sie es für ein großes Schiff, alsdenn für ein kleines, und da es näher kam, für ein bloßes Bot; endlich aber sahen sie ganz deutlich, daß es weiter nichts, als ein Schober Unkraut und Schilfgras war. Da haben wir, sprach hierauf einer von ihnen, so lange

auf etwas ganz außerordentliches gewartet, und nun es da ist, sehen wir, daß es weniger als nichts ist.

Lehre.

Wir können leicht durch den entfernten Schein von Dingen hintergangen werden, deren Nichtigkeit wir, so bald sie uns näher kommen, erkennen.

Betrachtung.

Die Gefahr, die wir fürchten, und das Glück, auf das wir hoffen, scheinen beyde in der Entfernung weit größer zu seyn, als sie wirklich sind, denn wir Menschen werden beständig durch unsre Furcht und Hoffnung betrogen. In der Nähe sehen wir die Dinge, wie sie sind, und in der Ferne, wie sie scheinen; und wenn unsre Einbildungskraft einmal erhitzt ist, so macht sie nicht selten aus Maulwurfshaufen Berge. Geduld und Ueberlegung aber müssen in dergleichen Fällen unser Urtheil zur Reiffe bringen. Diese Fabel gereichte ihrem Erfinder, dem Aesop, wie man in seinem Leben sehen kann, zum großen Nachtheile. Er hatte sich bewegen lassen, nach Delphos zu reisen, weil er von dem dasigen Orakel sehr viel gehört, und zugleich eine große Meinung von den Bewohnern dieser Insel gefaßt hatte. Als er aber hinkam, sahe er sich in seiner Einbildung gänzlich betrogen, indem er anstatt eines weisen, gesitteten und großmüthigen Volks, ein Volk fand, das allen Lastern und Thorheiten ergeben, und besonders so eitel, eingebildet und wollüstig war, daß er sich nicht enthalten konnte, ihnen in dieser Fabel seine fehlgeschlagene Erwartung zu verstehen zu geben.

Sie

Sie ruhten daher auch nicht eher, als bis er aus dem Wege geräumt war, weil sie befürchteten, er möchte auch andern die üble Meinung beybringen, die er von ihnen zu hegen so gegründete Ursache hatte.

. . . . . .

CXLVI. Fabel.

Der wilde Esel und der zahme.

Als ein zahmer Esel, der glatt und feist war, sich einsmals auf einer lustigen Wiese sommerte, kam ein wilder Esel aus dem nächsten Walde gesprungen, und sagte im Vorbeyrennen die wenigen Worte: Bruder, ich beneide dein Glück! Kurze Zeit darauf geschahe es, daß eben dieser wilde Esel seinen zahmen Bruder unter einer unbarmherzigen Last ächzend daher kriechen, und einen Kerl hinter ihm auf ihn zuprügeln sah. Nein, rief er ihm nunmehr zu, deine Umstände sind so gut doch nicht, als sie mir Anfangs schienen; ich mag gern weder glatt noch feist seyn, wenn ich es auf keine andere, als diese Weise, seyn kann.

Lehre.

Der Neid macht uns gedoppelt elend, indem er uns mit der doppelten falschen Meinung, daß unsre Nachbarn zu viel, und wir selbst zu wenig haben, martert.

Betrachtung.

Alles Elend, alle Glückseligkeit in dieser Welt ist das nur Vergleichungs Weise, wofür wir es

halten; und niemand ist so glücklich, der nicht in gewisser Betrachtung auch unglücklich wäre; desgleichen auch niemand so unglücklich, den man nicht auch in gewissen Absichten glücklich nennen könnte. Wir beneiden unsre Nachbarn bloß derjenigen Vorzüge wegen, die uns fehlen; den Segen aber, der ihnen mangelt, und den wir genießen, vergessen wir mit Dankbarkeit zu erkennen. Wenn wir nun diese weise Mischung in der Austheilung der himmlischen Gaben gehörig betrachten, so werden wir finden, daß sie uns gesellig und einen dem andern unentbehrlich zu machen, dienen soll, damit wir auf diese Weise desto geschickter zur Freundschaft und den bürgerlichen Verbindungen würden. Kurz, alles, was ist, ist gut; theils für sich selbst, theils in der Verknüpfung, in welcher es mit andern Dingen steht. Der zahme Esel mußte für seinen glatten Wanst viel und harte Arbeit verrichten, und der wilde Esel mußte sich mit schlechtem Futter begnügen, um die Glückseligkeit seiner Freyheit genießen zu können.

CXLVII. Fabel.

Die den Jupiter bittenden Esel.

Die Esel traten einsmals zusammen, und baten den Jupiter, sie von ihren schweren Bürden zu befreyen. Jupiter ertheilte ihnen diese Antwort: Ohne daß Lasten von einem Orte zum andern geschaft würden, könne die Ordnung in der

Welt

Welt nicht bestehen. Weil sie aber mit ihrem Schicksale so unzufrieden wären, so sollten sie nur Anstalt machen, einen Fluß zusammen zu pissen, damit die Lasten, welche jetzt zu Lande fortgeschafft werden müßten, zu Wasser gehen könnten, und alsdenn sollte ihren Beschwerden in diesem Stücke geholfen seyn. Hierauf gingen die Esel sogleich zu Werke, und wie die Mythologisten sagen, so haben sie noch bis auf den heutigen Tag den Gebrauch, daß wenn ein Esel anfängt, auch die übrigen zur Gesellschaft mit pissen.

Lehre.

Jeder Mensch glaubt, ihm sey das schlechteste Loos zugefallen; allein es wäre uns anständiger, wenn wir mit den Anordnungen der Vorsicht zufrieden wären, und uns mit dem Stande begnügten, in welchen es Gott, uns zu setzen, gefallen hat.

Betrachtung.

Die Esel beklagten sich hier über den Gebrauch und die Verrichtungen, zu welchen sie vornehmlich bestimmt waren; gleich als ob es Grausamkeit und Unterdrückung wäre, wenn man sich der Mittel bedienet, die uns Gott und die Natur zur Erreichung nothwendiger Endzwecke gegeben hat. Wenn wir alle Stuffen aufheben, und das Hohe mit dem Niedrigen vermengen wollen, so wird die Welt wieder zum Chaos. Ist der Tagelöhner nicht eben so nothwendig, als der Baumeister? Sind die geringsten Handwerksleute nicht eben sowohl

von der Vorsicht eingesetzt, als Räthe und Staatsminister? Der Kopf kann eben so wenig ohne Körper, als der Körper ohne Kopf seyn, so wie keines von beyden ohne Hände seyn kann, die sowohl den einen als den andern vertheidigen und versorgen müssen. Keine Regierung kann ohne Unterthanen seyn, und keine Menge kann ohne Regierung bestehen; die Pflicht zu gehorchen, ist zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung eben so nothwendig, als die Gewalt zu befehlen.

Was würde aus diesem Ganzen werden, wenn es nicht eben so wohl Knechte, als Herren gäbe? Wenn nicht eben sowohl Lastthiere als Lasten; wenn nicht eben sowohl schwere Arbeiten, als Werkzeuge zu diesen schweren Arbeiten; wenn nicht eben sowohl Befehl annehmende, als Befehl gebende Personen, vorhanden wären?

Aus Jupiters nachdrücklicher Antwort erhellet die Nothwendigkeit des Amts der Esel, und die Thorheit dieses Amt auf eine andre Weise verwaltet zu wissen. Es ist eben, als ob man sagen wollte: das Amt, das Werk der menschlichen Natur muß gethan werden; gehet also mit einander zu Rathe, und wenn ihr einen Weg ausfündig machen könnt, daß dieses Werk, ohne Rangordnung und Unterwürfigkeit, gethan werden kann, so sollt ihr eurer Bitte gewährt werden. Schließlich ist dieses gewiß: wer zum Arbeiten gebohren ist, der ist außer seiner Stelle und seinem Elemente, sobald er nichts thut.

CXLVIII.

CXLVIII. Fabel.

Der Esel und die Frösche.

Ein Esel war einsmals, mit einer Last Holz auf dem Buckel, in einen Moraſt unter eine Menge Frösche verſunken; und da lag er nun und winſelte und heulte, als ob es ihm das Herz abſtoßen wollte. Höre doch, guter Freund, ſprach endlich einer von den Fröſchen zu ihm, wenn du darüber, daß du eben itzt in den Moraſt verſunken, ein ſo erbärmliches Geſchrey erheben willſt, was ſollen wir nicht thun, da wir ſehen, daß mehr als hundert unſerer nächſten Anverwandten, von deiner unbehülflichen Schwere zu Boden gedrückt werden? Schäme dich alſo, und liege nicht ſo da und winſele; ſondern verdopple deine Kräfte, und ſuche dich und uns aus ſo mißlichen Umſtänden zu retten.

Lehre.

Geringere Uebel werden mit weniger Ungeduld ertragen, wenn wir ſehen, daß unſre Nachbarn unter weit größern ſeufzen. Bey jedem Unglücke, welches uns befällt, ſollen wir unſre beſten Entſchließungen, um uns aus demſelben zu wickeln, anwenden, und nicht durch eitle und fruchtloſe Klagen unſer Uebel vergrößern.

Betrachtung.

Dieſe Fabel kann uns lehren, daß es ein wichtiger Punkt der Ehre und des Chriſtenthums iſt,

unser Unglück mit Geduld und Entschlossenheit des Geistes zu ertragen, und daß die Standhaftigkeit sowohl ein Stück der Klugheit als des Muths ist, weil sie dem Menschen das Uebel erleichtert. Wie es dem Frosche in dem Moraste ging, fast eben so geht es einem, der ins Gefängniß gerathen ist. Anfangs ist er finster und verdrüßlich; bald aber versammeln sich die andern Gefangenen um ihm herum; er fängt an seine Zufälle nach der Länge zu erzählen; einige spotten über ihn, andre beklagen ihn, und so vergehen die ersten, vier bis fünf Tage. Wenn sich denn nun der Verdruß und die Wallung gelegt haben, und er andre in eben so schlechten und vielleicht noch schlechtern Umständen sieht, so kömmt er wieder zu sich selbst, macht sich mit seinen Kammeraden lustig, und weil er in seiner eignen Wohnung nicht seyn kann, so thut er, als ob er in dem Gefängnisse zu Hause gehöre. So geht es auch mit dem Vogel im Käfige; wenn er sich nun müde geflattert hat, setzt er sich nieder und singt. Und das alles thut die Gewohnheit. Doch diese Fälle sind einigermaßen von dem Falle, in welchem sich der Esel befand, unterschieden; er konnte mit der Last auf seinem Buckel in dem Moraste nicht leben; was mußte er also thun? Er mußte anstatt zu winseln und unnütze Klagen auszustoßen, sich besser angreifen, und seine Kräfte verdoppeln, um sich aus dieser Verlegenheit zu reissen, und seine Reise weiter fortsetzen zu können.

CXLIX.

CXLIX. Fabel.

Der wundgeriebene Esel und der Rabe.

Als ein Esel, dessen Buckel wund gerieben war, auf einer Wiese weidete, flog ein Rabe auf ihn herab, und fing an, in das wunde, rohe Fleisch zu hacken. Hierüber nun erhob der Esel ein so erbärmliches Geschrey, und machte so seltsame Sprünge, daß der Eseltreiber, welcher nicht weit davon stand und zusah, sich des Lachens nicht enthalten konnte. Da sehe man nun, wie ungerecht die Welt ist! sprach ein Wolf, der eben vorbey ging, und sich einbildete, daß der Rabe den Esel auffressen werde; wenn ein armer Wolf an des Raben Stelle wäre; so würde man ihn den Augenblick zu Tode hetzen; da es aber der Rabe ist, so lacht man darüber!

Lehre.

Partheylichkeit und Unwissenheit verleiten uns oft zu Irrthümern, und verursachen, daß wir ganz falsche Folgerungen und Schlüsse machen.

Betrachtung.

Das Lachen des Eseltreibers über die Sprünge des Esels lehret uns, daß es mancherley Fälle giebt, wo Leute lachen, ohne ein Vergnügen darüber zu haben; wenn nehmlich ein seltsamer drolligter Umstand ihre Phantasie überrascht. Ja ein

Mensch

Mensch kann sich auch oft da des Lachens nicht enthalten, wenn ihm das, worüber er lacht, herzlich leid thut; und alsdenn ist das Lachen nichts als eine mechanische Erschütterung, an der das Herz keinen Antheil nimt. Der Wolf irrete sch sehr, da er das Lachen des Eseltreibers für ein Lachen des Wohlgefallens hielt; und hätte vor allen Dingen bedenken sollen, was zwischen dem Zerreissen des Wolfs und dem Hacken des Rabens, das ist, zwischen einem gewissen Tode und einer überhin gehenden schmerzlichen Empfindung, für ein gewaltiger Unterschied sey.

CL. Fabel.

Der Löwe, der Esel und der Fuchs.

Ein Fuchs und ein Esel, die mit einander herumschweiften, hatten das Unglück, einem Löwen zu begegnen. Dem Fuchse war außerordentlich bange, damit er nun aber bey einem so schlimmen Spiele sein Bestes thun möge, nahete er sich sogleich dem Löwen und sprach: Ich komme, Ewr. Majestät in aller Unterthänigkeit einen kleinen Dienst zu leisten, und verlasse mich, wegen meiner eigenen Sicherheit, auf Dero Grosmuth. Wenn Ewr. Majestät zu meinem Reisegefährten Lust haben, so dürfen Sie nur ein Wort sprechen, er soll den Augenblick der ihrige seyn. Gut, sagte der Löwe, ich bin es zufrieden. Der Fuchs führte also den Esel, unter einem listigen Vorwande, in eine Grube, und als der Löwe sahe, daß ihm der Esel nunmehr

mehr gewiß wäre, ſo machte er ſich zuerſt über den Fuchs, und verſparte den Eſel zu ſeinem zweyten Gerichte. Ehe er aber wieder ſelbſt aus der Grube kommen kommen konnte, ward er von einigen Jägern überraſcht, und mit einem Pfeile durch das Herz geſchoſſen.

Lehre.

Schlechte Regenten lieben die Verrätherey, und haſſen den Verräther. Wer ſich aber einmal eine Verrätherey gefallen läßt, der übet und befördert zugleich eine andre, und legt den Grund zu einem Betragen, wodurch er am Ende ſelbſt zu Grunde gerichtet wird.

Betrachtung.

Dieſe Fabel giebt einem jeden den Rath, ſeine Geſellſchaft vorher ja wohl kennen zu lernen, ehe er ſich mit ihr in wichtige Dinge einläßt; obgleich der, welcher ſeinen Gefährten verräth, gemeiniglich das Schickſal hat, ſelbſt verrathen zu werden.

Der Eſel war thöricht, daß er einem Fuchſe traute, deſſen argliſtige Tücke ihm doch bekannt ſeyn mußten; und die Schelmerey des Fuchſes war weiter nichts, als was man von der Natur eines Fuchſes erwarten konnte. Gleichwohl aber entſchuldiget dieſes den Löwen nicht, für den es wirklich nicht allzurühmlich war, daß er den Fuchs zerriß. Dieſe Erdichtung nun, iſt weiter nichts als das Sinnbild von Dingen, die alle Tage in der Welt vor unſern Augen geſchehen. Der Löwe hätte gar

wohl

wohl den Fuchs als ein verrätherisches Geschöpf verabscheuen können, allein, daß er ihn nunmehr selbst fraß, da er sich schon so weit mit ihm eingelassen hatte, das war ebenfalls nichts anders, als Verrätherey. Hätte er des Esels, wegen seiner Einfalt verschont, und den Fuchs wegen seiner Treulosigkeet bestraft, so würde sein Verfahren einigen Schein der Großmuth gehabt haben. Doch ein ehrliebendes Gemüth wird sich schämen, das verrätherische Werkzeug zu nutzen; das ist, es wird sich schämen, der Verrätherey beyzustimmen: und diese Lehre ist ohne Zweifel die stärkste, die man aus gegenwärtiger Fabel ziehen kann. Ueberhaupt davon zu reden, so kam dem dummen Esel seine Leichtgläubigkeit und Thorheit sich zu böser Gesellschaft zu halten, theuer zu stehen; der Fuchs ward mit seiner eigenen Münze bezahlt, indem seine Treulosigkeit mit Treulosigkeit gestraft ward; und der Löwe endlich bekam gleichfalls seinen verdienten Lohn dafür, daß er die Verrätherey des Fuchses genehmgehalten, und ihn gleichwohl hernach, wider Ehre und Versprechen, zerrissen hatte. Kurz, der Fuchs verdiente wegen seiner Verrätherey bestraft zu werden; nur das hatte er nicht verdient, seine Strafe von den Klauen des Löwen zu bekommen. Die ganze Fabel ist nichts als die Abbildung eines ruchlosen Regenten, welcher den Anschlägen eines eben so ruchlosen Ministers folgt, den er selbst aufopfert, sobald er ihm seine Dienste geleistet hat; und die Bestrafung des Löwen zeigt uns das verdiente Schicksal, welches nicht selten auf solche tyrannische Fürsten wartet, die, nach-

dem

151. Die Henne und die Schwalbe.

152. Die Taube und der Mahler.

153. Die Taube und die Krähe.

154. Jupiter und der Viehhirte.

155. Die Mücke und der Löwe.

156. Der Löwe und der Frosch.

dem ſie ihrer Grauſamkeit, ihrem Eigennutze, ihrem Ehrgeitze, mehr als tauſend Opfer gebracht, endlich, wenn ſie es am wenigſten vermuthen, ſelbſt umkommen, und bey ihrem Falle ganz gewiß von keinem Menſchen auf der Welt bedauret werden.

CLI. Fabel.

Die Henne und die Schwalbe.

Eine thörichte Henne ſaß und brütete über einem Neſte Schlangeneyer. Eine Schwalbe, die dieſes gewahr ward, ſtellte ihr die Gefahr vor, und ſagte zu ihr, daß ſie ihr eigen Verderben ausbrüte. Doch die Henne wollte ſich an die Warnung nicht kehren, beſtand auf ihrer Narrheit, und endlich machte der Ausgang die Prophezeyung der Schwalbe wahr.

Lehre.

Wie mancher gutherzige Mann zieht ſich, aller Warnung zum Trotz, eine Krähe auf, die ihm die Augen aushacke.

Betrachtung.

So geht es nicht wenig Leuten in der Welt, die durch die guten Dienſte, welche ſie andern erweiſen, ſich ſelbſt unglücklich machen. Da es ihnen ſo ſehr an Vorſichtigkeit fehlt, ſo ſollten ſie guten Rath am willigſten annehmen. Wer ſich harte, böſe Leute durch freundſchaftliche Zärtlich-

keit zu verbinden gedenkt, der wird am Ende der Rechnung finden, daß Zeit, Mühe und guter Wille dabey verlohren gegangen; wo er sie nicht gar *in Stand gesetzt hat, ihm selbst desto eher zu schaden.* Unterdessen ist es gut, sich das Beste von jedermann zu versprechen, nur muß man sich zugleich auf das schlimmste gefaßt gemacht haben. Der Irrthum liegt blos darinn, daß die Barmhertzigkeit bey andern anfängt, die doch bey sich selbst anfangen sollte. Wer das Ende einer Sache nicht absehen kann, der kann leicht ein falsches Urtheil davon fällen; und eine wohlgemeinte Gutthätigkeit gereicht manchem ehrlichen Manne zum Verderben, indem er anderer Leute böse Entwürfe, in voller Unschuld, und mit den patriotischsten Gesinnungen, ausbrütet. Umsonst sagt man ihm, was seine Mühe für üble Folgen haben werde, und daß er anstatt Hühner, Schlangen ausbrüte; ein falscher Eifer macht ihn taub und blind, so daß er die wahre Beschaffenheit der Dinge weder sieht, noch sehen will; er sitzet seine Zeit aus, und was kann das Ende davon sonst seyn, als daß das, was er nun ausgebrütet, zu seinem und vieler andern Verderben gereichet?

CLII.

CLII. Fabel.

Die Taube und der Mahler.

Eine Taube, welche das künſtliche Gemählde eines Glaſes mit Waſſer ſah, und das Waſſer für wirkliches Waſſer hielt, floh haſtig und gierig darauf zu, in Hoffnung ihren Durſt zu löſchen. Allein ſie ſtieß ſich mit ſolcher Gewalt gegen den Rahmen des Bildes, daß ſie betäubt zu Boden fiel, und von den Beyſtehenden ergriffen ward, die ihr ſogleich den Hals umdrehten.

Lehre.

Haſtige Leute thun vieles aus Uebereilung, was ſie hernach bereuen.

Betrachtung.

Mäßigung iſt ein wichtiges Stück der Weisheit, und Haſtigkeit gegentheils iſt immer gefährlich; denn die Menſchen laſſen ſich ſehr leicht von dem äuſerlichen Scheine verführen und nehmen das bloße Bild und den Schatten der Dinge, für das Weſen. Alle heftige Leidenſchaften haben mehr oder weniger von der Verwegenheit dieſer Taube; und wenn unſre haſtige Uebereilung nicht in allen Fällen gleich verderblich iſt, ſo haben wir es mehr der beſondern Gnade einer alles regierenden Vorſicht, als unſerm eignen Verhalten zuzuſchreiben. Ein Menſch kann zwar mehr Gegenwart des Geiſtes, als ein anderer haben, und ſich bey unvorhergeſehenen Ueberraſchungen vermut-

zelst derselben einigermaßen sicher wissen; ein gesundes Urtheil aber ist das Resultat einer zweyten Ueberlegung, die auf Zeit und Umstände sieht, unter welchen ein glücklicher Ausgang wahrscheinlicher Weise zu erwarten ist. Wie viel Exempel sehen wir täglich, da sich Menschen, ohne die geringste Besorgniß und Ueberlegung, von Liebe, Haß, Neid, Ehrgeiz, Rache, zu ihrem eigenen Verderben dahin reissen lassen, und dadurch der Taube gleich werden, die wider das Bild flog, und ihren Untergang fand, wo sie Erquickung zu finden hoffte.

CLIII. Fabel.

Die Taube und die Krähe.

Eine Taube rühmte sich gegen eine Krähe, ihrer großen Fruchtbarkeit. O, sagte die Krähe, bilde dir doch ja auf diese Eitelkeit nichts ein; denn da du deine Jungen doch nur für den Topf, den Bratspieß und den Habicht erzeugst, so sollte ich denken, je mehr Kinder du hast, desto mehr Sorge müßtest du haben.

Lehre.

Kinder heissen zwar ein Segen des Himmels, und sie heissen es auch mit Recht, wenn sie gehorsam und hoffnungsvoll sind, und ihr Glück in der Welt machen; aber außerdem sind sie das gröste Herzeleid, das zärtliche Aeltern haben können.

Betrach-

Betrachtung.

Die Sorge, Angſt und Gefahr, die man bey Erziehung der Kinder hat, halten dem Segen ziemlichermaßen das Gegengewicht, beſonders wenn ſie in einem Stande der Sklaverey gebohren ſind, und ihre Wohlfahrt auf dem eigenmächtigen Gutbefinden eines Tyrannen beruhet. Die Tadel kann auch noch in einem andern Verſtande genommen werden, nehmlich ſo, daß ſie uns zeige, es ſey viel Gefahr dabey, eine groſſe Anzahl Kinder zu haben, weil ſie nothwendig, ſie mögen nun leben bleiben oder ſterben, den Aeltern mancherley Anlaß zu Angſt und Bekümmerniß geben müſſen. Ihr Verluſt ſchmerzet uns; und wenn ſie nicht gerathen, ſondern in ein leichtfertiges Leben verfallen, ſo ſchmerzt uns dieſes noch mehr; ſo daß uns eine einzige ſolche fehlgeſchlagene Hoffnung, den Troſt und die Freude, die wir an den übrigen haben, verbittern kann. Ja die bloſſe Möglichkeit, und noch mehr die Wahrſcheinlichkeit, daß unter ſo vielen leicht einige aus der Art ſchlagen können, füllet uns Kopf und Herz mit ſchmerzlichen Gedanken und Empfindungen erfüllen, und uns alle Ruhe, bey Tag und Nacht, rauben.

CLIV. Fabel.

Jupiter und der Hirte.

Als ein Hirte, welcher ein Kalb von seinen Triften verlohren hatte, auf keine Weise erfahren konnte, wo es müßte hingekommen seyn, so wendete er sich endlich mit diesem Gebete an den Jupiter: Großer Jupiter, sprach er, zeige mir nur den Dieb, welcher mein Kalb gestohlen hat, ich will dir gern eine junge Ziege zum Opfer bringen. Kaum war das Wrot aus des Hirten Munde, als der Dieb da stand; und dieser Dieb war ein Löwe. Hierüber nun erschrack der Hirt so sehr, daß er sogleich wieder zu beten anfing: Ich habe mein Gelübde nicht vergessen, sprach er; da du aber nunmehr den Dieb vor mich gebracht hast, so will ich gern aus der Ziege einen Ochsen machen, wenn du mich nur wieder von ihm befreyen willst.

Lehre.

Bey Versprechungen und Gelübden können wir nicht sorgfältig und bedächtig genug seyn; denn die Gewährung unsers Gebets kann oft zu unserm gänzlichen Verderben gereichen.

Betrachtung.

Ehe ein Mensch etwas verspricht, und ehe er ein Gelübde thut, muß er es ja wohl überlegen, weil man ihn sonst bey seinem Worte fassen, und

er

er es hernach bereuen möchte. Die Helfte unſrer Geſchäfte beſteht darinn, daß wir Dinge zu erhalten ſtreben, die wir, wenn wir ſie kennen, und nun in dem Beſitze derſelben ſind, gern für alles in der Welt wieder los ſeyn möchten. Wer alſo ſeine Begierden mäßiget, und ſich bey allen Vorfällen dem Willen des Himmels überläßt, wird immer am beſten fahren, die Sache mag ſein Leben, oder ſein Glück betreffen.

CLV. Fabel.

Die Mücke und der Löwe.

Als ein Löwe in dem Walde herum tobte, flog eine kühne Mücke auf ihn los, und forderte ihn zum Zweykampfe heraus. Die Ausforderung ward angenommen, und die Mücke machte ſich in die Naſenlöcher des Löwen, wo ſie ihn ſo zerſtach, daß er ſich mit ſeinen eigenen Klauen zerfleiſchte, und endlich aus Ungeduld davon lief. Die Mücke war auf dieſen Sieg nicht wenig ſtolz und flohe triumphirend davon; plötzlich aber blieb ſie in einem Spinngewebe hängen, und ward einer armſeligen Spinne zum Raube. Dieſes Unglück nun ging ihr ungemein nahe, daß ſie unter einem ſolchen Ungeziefer erliegen ſollte, nachdem ſie in dem Streite mit einem Löwen die Oberhand behalten hatte.

Lehre.

Es ſtehet in der Gewalt der Vorſehung, den Stolz des Mächtigen, auch durch die allerverächt-

ächtlichsten Mittel zu erniedrigen. Es lasse sich also niemand, er mag noch so groß oder noch so geringe seyn, weder von dem Uebermuthe, noch von der Kleinmuth dahin reissen.

Betrachtung.

Nichts ist so groß, und nichts so klein, das nicht dem Wechsel des Glücks, ins bessere oder ins schlimmere, unterworfen wäre. Eine elende Mücke war, wie wir sehen, hinlänglich, den Stolz des Löwen niederzuschlagen, und, die Mücke wegen ihrer hohnsprechenden Eitelkeit zu bestrafen, mußte sie den nächsten Augenblick darauf, in dem Gewebe einer Spinne hängen bleiben. Es ist sehr unvorsichtig, geringen Dingen nicht vorzubeugen; und lächerlich ist es, von ihnen zu Schanden gemacht zu werden. Das bloße Stechen der Mücke brachte den Löwen eben so sehr auf, als ihn nur immer die tödtliche Wunde eines Pfeils aufgebracht haben würde. Die Lehre hieraus ist diese, daß sich niemand seiner Gewalt und Größe überheben soll, weil auch das allerarmseligste Geschöpf den Weg finden kann, ihn in Verlegenheit zu setzen. Doch muß auch dieser niedrige Feind auf seinen Sieg nicht übermüthig werden; denn die Mücke, welche die Oberhand über den Löwen behalten hatte, ward gleich darauf von einer Spinne gefangen.

CLVI. Fabel.

Der Löwe und der Frosch.

Ein Löwe, der eben auf Beute ausging, ward auf einmal über ein seltsames Geräusch, das er hörte, stutzig. Als er nun um sich herum sahe, und nichts geringers als ein schreckliches Ungeheuer gewahr zu werden, vermuthete; sahe er einen elenden Frosch von dem Rande des Teiches daher gehüpft kommen. Und das ist es alles? sagte der Löwe, und setzte sich unter Scham und Verdruß vor, niemals wieder einem Schrecken Raum zu geben, das weiter nichts, als eine schwache Einbildung zum Grunde habe.

Lehre.

Den ersten Bewegungen kann man schwerlich widerstehen; ein weiser Mann aber waffnet sich gegen eingebildete Gefahren, und läßt sich nicht gern durch kleine Besorgnisse und Ueberraschungen beunruhigen.

Betrachtung.

Niemand in der Welt kann immerfort so viel Gegenwart des Geistes haben, daß er nicht bey gewissen Gelegenheiten und Vorfällen aus seiner gewöhnlichen Fassung gebracht werden sollte; wenn ihn nur seine Philosophie bald wieder zu einer deutlichen Erkenntniß der Dinge verhilft, und seine Entschließung ihn durch alle Schwierigkeiten durchführt.

führt. Der Löwe in der Fabel konnte sich nicht enthalten, plötzlich stutzig zu werden, obgleich das Schrecken nur von einem elenden Frosche herkam; und hieraus sehen wir, wie leicht auch oft die gesetztesten Gemüther durch den eiteln Wahn und den falschen Schein von Dingen außer sich gebracht werden, die, sobald sie gehörig erkannt sind, ein wirklich tapferer und weiser Mann nicht anders als verachten kann.

CLVII. Fabel.

Der Pfau und die Elster.

Die Vögel hatten sich versammelt, einen König zu wählen, und hatten sich in das glänzende Gefieder eines aufgeblasenen Pfaus so sehr vergafft, daß sie nicht übel Willens waren, ihn zu ernennen. Die Elster ersuchte hierauf die Versammlung, wohl zu bedenken, was sie thun wollte; denn wenn uns, sagte sie, der Adler, der Geyer, oder der Habicht anfallen sollte, was für einen Beystand können wir uns von einem Pfaue versprechen? Als dieses gehörig überlegt ward, änderten sie ihren Sinn, und die Wahl traf einen andern.

Lehre.

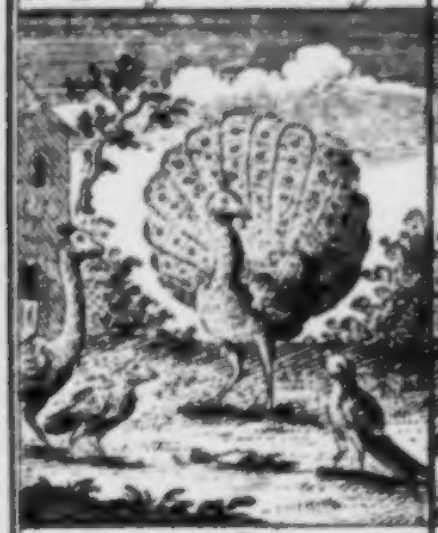
Eine glänzende Aussenseite zeigt gemeiniglich eine leere Seele an, und niemals wird sich ein weiser Mann dadurch hintergehen lassen.

Betrachtung.

Bey einer Wahl sollte man alle diejenigen übergehen, die sich durch eitle Prahlereyen und durch

das

157. Der Pfau und die Elster.



158. Der Löwe, der Esel und der Fuchs zusamen auf der Jagd.

159 Der Wolf und das Zubel.

160. Jupiter und der Esel.

161. Die Frau und ihre Magde.

162. Der Adler und die Eule.

das bloße Aeußerliche zu empfehlen ſuchen. Der würdige Mann, der ſich ſeiner Verdienſte bewußt iſt, iſt blos darauf bedacht, die Fähigkeiten ſeines Geiſtes auszubreiten, um ſeinen Erwählern deſto nützlicher zu werden; der Flatterhafte hingegen, der ſich wie ein Pfau aufbläſet, ſetzt ſein ganzes Vertrauen auf ſeinen glänzenden Aufzug, und läß diejenigen, die ihn erwählen, ihre Thorheit theuer bezahlen, weil er weder Gaben noch Fähigkeit hat, ihnen nützliche Dienſte zu leiſten, wenn es ihm auch ſchon am guten Willen nicht fehlt.

CLVIII. Fabel.

Der Löwe, der Fuchs und der Eſel, zuſammen auf der Jagd.

Ein Löwe, ein Eſel und ein Fuchs gingen mit einander auf die Jagd aus, und waren eins geworden, die Beute in gleiche Theile unter ſich zu theilen. Als ſie nun einen Hirſch erlegt hatten, verrichtete der Eſel die Theilung, und ließ dem Löwen in aller Unſchuld die Wahl, ſich von den drey Theilen eines auszuſuchen. Der Löwe ergrimmte hierüber, zerriß den Eſel, und befahl dem Fuchſe, die Theilung vorzunehmen. Dieſer nun ſchob alle drey Theile zuſammen, und machte aus dem Ganzen nicht mehr als ein einziges, indem er für ſich bloß etwas weniges von dem Eingeweide behielt. Dieſe Theilung billigte der Löwe unge-

mein; aber sage mir doch, Reinecke, sprach er, wer hat dich so vortrefflich theilen gelehrt? Wer sonst, erwiederte der Fuchs, als der Esel?

Lehre.

Die Thorheiten des einen machen den andern weise; so wie gemeiniglich der Reichthum des einen aus der Verarmung des andern erwächst.

Betrachtung.

Die Erfahrung ist dir Lehrmeisterinn sowohl der Schelme als Thoren. Wir sollten uns wohl vorsehen, ehe wir uns mit Leuten etwas zu schaffen machen, die weit mächtiger sind, als wir. Es ist Thorheit mit überlegner Macht anzubinden, wenn sie sich einmal vorgesetzt hat, die Oberhand zu behalten. Ein gewisser Hofmann sagte einsmals zu einem seiner Klienten, der ihm bey seiner Erhebung sehr nützliche Dienste geleistet hatte: mein werther Freund, ich werde für ihre Freundschaft nie erkenntlich genug seyn können; aber denken Sie doch worauf, wobey ich Ihnen einige Gefälligkeit erweisen kann. Der ehrliche Mann sahe sich um, und richtete endlich seine Augen auf ein gewisses einträgliches Privilegium, welches er sich ausbat. Recht wohl, sagte der Hofmann: Sie sollen sehen, wie bereit ich seyn werde, Ihnen zu dienen. Er diente ihm auch wirklich, wie ein wahrer Hofmann; denn nach einem Aufschube über den andern, sagte er ihm endlich, daß dieses Privilegium, wie er nach genauer Untersuchung gefun-

gefunden habe, eine zu wichtige Sache für ihn sey; er sollte sich also lieber etwas anders aussuchen: mittlerweile aber fand er Gelegenheit, die ausgebetene Freyheit seinem eignem Sohne auszuwirken; welches gewisser Maaßen dem Verfahren des Löwen in der Fabel gleich war, der die ganze Beute für sich selbst behielt. Der einzige Unterschied war dieser: der Hofmann machte einen Esel, und der Löwe zerriß einen; in beyden Fällen aber behielt der Stärkste allen Vortheil für sich allein. Diese Fabel hat eine sehr große Aehnlichheit mit der 7ten; doch ist sie in besondern Umständen von ihr unterschieden, weswegen wir sie nicht gern haben übergehen wollen.

CLIX. Fabel.

Der Wolf und das Zickel.

Ein Wolf ging bey einer armen Bauerhütte vorbey, und ward von einem Zickel, durch eine Spalte, die in der Thüre war, bemerkt. Als ihm nun dieses eine Menge Flüche nachschickte, sprach er: Bursche, hätte ich dich nur aus deiner Festung heraus, ich wollte dich bald eine beßre Sprache lehren.

Lehre.

Der Feigherzigste wird selbst einen Helden herausfordern, sobald er sich sicher und beschützt weis.

Betrach-

Betrachtung.

Niemand hat mehr Herze, als ein Feigherziger, wenn er ſich außer Gefahr ſieht. Dergleichen lermende Großſprecherey iſt ein ſo offenbares Zeichen eines weibiſchen Geiſtes, daß jeder, der ſich ihrer ſchuldig macht, wenn er weis, daß er vor allen Ahndungen der beleidigten Perſon ſicher iſt, ſeinen nichtswürdigen Charakter nur allzudeutlich verräth.

CLX. Fabel.

Jupiter und der Eſel.

Der Eſel eines Gärtners, welcher für ſehr wenig Futter, viel und ſchwere Arbeit verrichten mußte, bat um einen andern Herrn. Jupiter verſetzte ihn zu einem Töpfer; bey welchem er fand, daß Thon und Kacheln eine weit ſchwerere Laſt ſind, als Wurzeln und Kohl; er bat alſo um eine nochmalige Veränderung. Sein dritter Herr war ein Lohgerber, und hier fand er noch ungleich mehr Urſache zu klagen. Denn, ſagte er, bey meinen vorigen Herrn, ward ich nur oft geſtoßen und dann und wann geprügelt; bey dieſem aber werde ich eben ſo oft geſtoßen und geprügelt, und bekomme noch dazu ſo wenig zu freſſen, daß ich weiter nichts, als Haut und Knochen bin.

Lehre.

Ein Menſch, der ſich beſtändig verändert, iſt nicht ſowohl ſeines Standes, als ſeiner ſelbſt

ſelbſt überdrüſſig; und wer einmal von einem unruhigen Gemüthe gemartert wird, der kann an nichts Belieben finden.

Betrachtung.

Es iſt ein wichtiger Punkt der Klugheit, daß ein jeder mit ſeinem Looſe zufrieden iſt. Denn man kann allezeit vierzig gegen eins wetten, daß der, welcher ſeinen Stand aus Ungeduld und Mißvergnügen ändert, ſobald er in einen neuen getreten iſt, ſich den erſtern wieder wünſchen wird. Diejenigen beſonders, welche zu harter Arbeit beſtimmt ſind, können wohl ihre Herren, aber nicht ihren Stand ändern.

Es ſchickt ſich für keinen rechtſchaffnen und weiſen Mann, mit der Natur der Dinge zu hadern, und zu ſagen: warum bin ich nicht der oder jener? warum bin ich nicht, ſowohl als ein andrer, ſo oder ſo? Man muß vielmehr zu ſich ſelbſt ſagen: bin ich nicht das Geſchöpf der allmächtigen Hand? und hat nicht eben die Macht, welche die Welt geſchaffen und geordnet hat, auch mir Rang und Stelle angewieſen? Dieſer Körper, dieſe Seele, dieſes Alles, was ich bin, habe ich ſeyn müſſen; und mit der unumgänglichen Nothwendigkeit läßt ſich eben ſo wenig ſtreiten, als mit der unbegreiflichen Weisheit zanken. Wenn ich durch erlaubte Mittel meine Umſtände verbeſſern kann, ſo mag ich es gar wohl thun; denn dieſes iſt ein Vorrecht, das jedem vernünftigen Geſchöpfe gegeben worden; nur muß man beſtändig ein feſtes Augenmerk dabey haben, und keine unanſtändigen Wege gehen.

Murren iſt eben ſo unnütze als ſtrafbar; und eine unruhige Gedanke erzeugt immer eine andere. Das was uns fehlt, macht uns bey weitem nicht ſo elend, als das, was andre haben; ſo daß der Neid für uns eine eben ſo große Plage, als die Leichtſinnigkeit iſt. Um glücklich zu ſeyn, brauchen wir weiter nichts, als das, was wir haben, und nebſt dieſem Dankbarkeit und Unterwerfung. Die Klagen des Eſels gründeten ſich nicht darauf, daß er es ſchlechter habe, als andre Eſel, ſondern darauf, daß er ein Eſel ſey; und er war nicht ſowohl ſeines Herrn, als ſeines Werkes überdrüßig. Seine Glücksumſtände waren für ein ſolches Thier gut genug, ſo lange er in ſeiner Sphäre und bey ſeinen erſten Verrichtungen blieb. Wenn aber die Steine in der Mauer dem Baumeiſter Vorwürfe machen wollen, und wenn die Menſchen unzufrieden ſeyn wollen, daß ſie nicht größer ſind, als ſie die Natur zu ſeyn beſtimmt hat; was kann anders dabey zu erwarten ſeyn, als des Eſels unglücklicher Kreislauf aus einer ſchlimmen Veränderung in die andere? Wenn ſie ſich endlich müde und lächerlich genug gemacht haben, müſſen ſie ſich noch glücklich ſchätzen, daß ſie dahin wieder zurückkehren können, von wannen ſie ausgegangen waren.

CLXI.

CLXI. Fabel.

Die Frau und ihre Mägde.

Eine gute alte Hausmutter hatte die Gewohnheit, alle Morgen ihre Mägde, ſobald als der Hahn krähte, zu wecken. Die Mägde wurden verdrießlich darüber, daß ſie ſo zeitig aufſtehen mußten, faßten alſo mit einander einen Anſchlag, und machten den armen Hahn toot: denn, ſagten ſie, wenn er unſre Frau nicht weckte, ſo würde ſie auch uns nicht wecken. Allein da nunmehr die gute Frau auf dieſe Weiſe um ihre Uhr gekommen war, ſo geſchahe es nicht ſelten, daß ſie ſich in der Stunde irrte, und ihre Mägde wohl um Mitternacht aufweckte, ſo daß dieſe, anſtatt ihre Umſtände verbeſſert zu haben, ſich viel ſchlechter dabey befanden, als vorher.

Lehre.

Ein Irrthum leitet zu dem andern. Erſt beklagen wir uns über geringe Dinge, alsdenn ſuchen wir ihnen abzuhelfen, bis es uns endlich wie den Keſſelflickern geht, die ein Loch zuflicken, und zehn andre machen.

Betrachtung.

Unzufriedne Leute pflegen nicht ſelten zu Hülfsmitteln ihre Zuflucht zu nehmen, die ſchlimmer als das Uebel ſind; ſie ſollten es alſo wohl vorher überlegen, ehe ſie ſich entſchließen, und zu ſich ſelbſt

ſagen:

sagen: Dieses leiden wir jetzt, und dieses oder jenes suchen wir durch die vorzunehmende Veränderung zu erhalten; was ist also nöthiger, als daß wir eines gegen das andre auf die Wage legen? Die Mägde glaubten sie würden allzufrüh aufgeweckt, und setzten sich also, aus Furcht zu wenig zu schlafen, in die Gefahr, ganz und gar nicht zu schlafen.

CLXII. Fabel.

Der Adler und die Eule.

Ein königlicher Adler hatte beschlossen, diejenigen von seinen Unterthanen vorzuziehen, die das beste Ansehen und die meiste Geschicklichkeit hätten, und befahl also, daß jeder Vogel seine Jungen nach Hofe bringen solle. Sie erschienen dem Befehle gemäß, und ein jeder lobte sein Geschlecht, bis endlich auch die Eule sagte: wenn eine schöne Mine und eine reitzende Gestalt jemanden von Ewr. Majestät Unterthanen einiges Vorzugs würdig machen, so glaube ich ganz gewiß, daß man auf meine Jungen vor allen andern sehen wird; denn sie sind mir alle so vollkommen ähnlich, als ob sie mir aus den Augen geschnitten wären.

Lehre.

Eigenliebe ist die Wurzel aller Eitelkeit, und eine so natürliche Schwachheit, daß sie uns eben sowohl in Ansehung derer, die von uns abstam-

163. Die Eiche und die Weide.

164. Die Ameise und der Grashüpfer.

165. Der Stier und die Ziege.

166. Die Ame u. das eigensinnige Kind.

167. Der Adler u. die Schildkröte.

168. Der alte u. der junge Krebs.

abſtammen, als in Anſehung unſrer ſelbſt, partheyiſch macht.

Betrachtung.

Die gegenwärtige Lehre erſtreckt ſich ſowohl auf die Geburthen unſers Gehirns, als unſers Körpers; eben ſowohl auf die Häßlichkeiten unſrer Seele, als unſrer Geſtalt. Wir lernen hier vornehmlich zwey Dinge: Erſtlich, wie lächerlich es ſey, ſich in die unwürdigen Abkömmlinge unſers Gehirns, oder unſrer Lenden zu vernarren; und zweytens, wie geneigt wir ſind, unſre eignen Irrthümer, Thorheiten und Vergehungen, in Gedanken, Worten und Werken, zu überſehen; ſo daß jeder, der nur ein wenig um ſich ſehen will, eine Menge lebendiger Beyſpiele zu dieſer Fabel finden wird.

. . . . . .

CLXIII. Fabel.

Die Eiche und die Weide.

In einem Streite, den eine Eiche mit einer Weide hatte, warf die Eiche dieſer vor, daß ſie ſo ſchwach und wankend ſey, und dem geringſten Winde nachgäbe; ſie hingegen, die Eiche, verlache den heftigſten Sturmwind, und halte es ſich für eine Schande, ihren Gipfel nur im geringſten vor ihm zu beugen. Kurze Zeit nach dieſem Streite, entſtand ein entſetzlicher Sturm; die Weide beugte ſich ſo oft der Wind auf ſie ſtieß, und richtete ſich jedesmal unbeſchädigt wieder auf; die Eiche aber wollte dem Wirbelwinde ſtarr und unbe-

wegt Troz bieten, und ward mit ſamt den Wurzeln aus dem Erdreiche geriſſen.

Lehre.

Halsſtarrigkeit iſt vielmehr Eigenſinn, als Entſchloſſenheit und feſter Muth. Ein weiſer Mann wird, in erlaubten Fällen, der Nothwendigkeit lieber nachgeben, und ſich in die Zeit ſchicken, als ſich und ſeine Familie dem unvermeidlichen Verderben ausſetzen.

Betrachtung.

Es giebt mancherley Fälle und mancherley Gelegenheiten, da die Menſchen entweder biegen oder brechen müſſen; vor allen Dingen aber müſſen Gewiſſen, Ehre und Anſtändigkeit dabey in Betrachtung gezogen werden. Wenn ein Baum von einem ſtarken Winde beſtürmt wird, können die Aeſte gar wohl nachgehen, wenn nur die Wurzeln feſt bleiben. Wir müſſen uns aber von einer klugen Ueberlegung leiten laſſen, wenn und wo es erlaubt iſt, den Mantel nach dem Winde zu drehen, und wenn und wo es nicht erlaubt iſt. Wenn man biegen oder brechen muß, und wenn dem Menſchen nichts anders zu wählen übrig gelaſſen iſt, als daß er entweder nachgeben, oder in ſein Verderben ſtürzen muß; alsdenn iſt es ſehr ſchwer zu beſtimmen, wo, wenn, wie und in welchem Grade wir uns nach der dringenden Gelegenheit bequemen, und in die ſchwierigen Zeiten ſchicken müſſen. Der vornehmſte Punkt unterdeſſen, welcher allezeit heilig beobachtet werden muß, und von welchem ein Menſch niemals abweichen darf, wenn er gleich

ſein

ſein Leben und ſeine Freyheit, die Ehre ſeines Volks und die Wohlfahrt ſeines Staats damit retten könnte, iſt das Gewiſſen. Die Menſchen haben eben ſo wohl ihre Prüfungen auszuſtehen, als die Bäume: die Verderbniß der Zeitläufte, und die mißlichen Umſtände ſind für jene eben das, was für dieſe Stürme und Ueberſchwemmungen ſind. Nun aber iſt es mehr Hartnäckigkeit, als Muth, wenn man da lieber brechen als biegen will, wo man mit gutem Gewiſſen nachgeben kann; denn die Menſchen können eben ſo wohl aus einem falſchen Grunde ſteif und unbewegt bleiben, als aus nichtigen Urſachen ſich ſchmiegen und unterwerfen. Unſer Körper kann gezwungen werden, aber nicht unſer Geiſt, daß alſo die menſchliche Schwachheit keine ſträfliche Unſittlichkeit zu entſchuldigen vermag; denn wo uns die Geſetze Gottes und der Natur verbinden, da kann uns keine Anführung unſrer Gebrechlichkeit losſprechen. Zwiſchen biegen und unterliegen iſt noch ein eben ſo großer Unterſchied, als zwiſchen biegen und brechen. Man muß auf der einen Seite eben ſo wenig mit einer unüberwindlichen Macht ſtreiten, als auf der andern ſich von unumgänglichen Pflichten entfernen; denn es ſchickt ſich weder für einen Menſchen noch für einen Chriſten, ſeinen Poſten zu verlaſſen. Der wahre Mittelweg in ſolchen Fällen, liegt zwiſchen dem Stolze und der Niederträchtigkeit der zwey äußerſten Grenzen; ſo wie die Weide, zum Exempel, ſich biegte und wieder aufrichtete, da inzwiſchen die ſtarre und unbewegliche Eiche, mit ſamt den Wurzeln aus dem Boden geriſſen ward.

CLXIV. Fabel.

Die Ameise und die Feldheime.

Als die Ameisen einsmals im Winter ihren Vorrath lüfteten, bettelte eine hungrige Feldheime eine Gabe von ihnen. Die Ameisen sagten zu ihr, sie hätte im Sommer fein arbeiten sollen, wenn sie nicht im Winter darben wollte. Ganz gut, versetzte die Feldheime, ich bin aber auch nicht müßig gewesen, denn ich habe den ganzen Sommer hindurch gesungen. Nun wohl, sprach eine Ameise; so laß das ganze Jahr ein Jahr der Freude seyn, und tanze jetzt im Winter zu den Melodien, die du im Sommer gesungen hast.

Lehre.

Thätigkeit und Fleiß ist das Geschäfte eines weisen und rechtschaffnen Mannes, und nichts kann verächtlicher seyn, als Faulheit. Gehe hin zur Ameise du Fauler, sagt Salomo, siehe ihre Weise an, und lerne; in welchen wenigen Worten die ganze Moral dieser Fabel zusammengefaßt ist.

Betrachtung.

Es läßt sich schwer bestimmen, ob Faulheit und Ueppigkeit mehr schändliche, oder mehr gefährliche Uebel sind. Die Seele des Faulen liegt schlummernd in seinem Körper, und der ganze Mensch ist der Sinnlichkeit Preis gegeben; der Nutzen hingegen und der Segen der Arbeitsamkeit ist wirklich, gewiß und dauerhaft; Sicherheit

und

und Fälle begleiten sie, und niemals ist sie außer der Zeit. Was war nun das ganze Vergnügen der Feldheime mehr, als ein Sommergesang? Konnte eine eitlere und nichtigere Ergötzlichkeit seyn? Man hüte sich aber ja, schändlichen Geitz unter dem Mantel der Wirthschaft und Sparsamkeit zu verbergen, und alle Werke der Milde und Barmherzigkeit dadurch aufzuheben. Freylich müssen wir vor allen Dingen unsre eignen Bedürfnisse in Erwegung ziehen; nachher aber müssen wir auch nothwendig bedenken, daß die Bedürfnisse unsers Nächsten, ein christliches Recht auf einen Theil unsers Ueberflusses haben.

Der Grund dieser Lehre ruhet auf dem Vorzuge, den ein arbeitsames Leben vor der Trägheit hat; und die abgeschlagene Beysteuer auf der einen Seite, soll blos zur Bestrafung der verabsäumten Gelegenheit auf der andern dienen. Dem ohngeachtet wäre es der reichen Ameisen ihre Schuldigkeit gewesen, der Feldheime in ihrem Elende mit etwas wenigem beyzuspringen, ob sie gleich durch ihren eignen Fehler darein gerathen war. Denn wenn eines Menschen Fehler einen andern Menschen von seiner Schuldigkeit lossprechen könnte, so würden sogleich alle Pflichten der bürgerlichen Gesellschaft wegfallen. Kurz, ein jeder von uns hat seine Fehler, und die Unvorsichtigkeit meines Nächstens muß mich nicht unmenschlich machen. Die Ameise that ganz wohl daran, daß sie der Feldheime ihre Faulheit vorwarf, daran aber that sie sehr übel, daß sie ihr bey ihrem Mangel alle milde Hülfe verweigerte.

CLXV. Fabel.

Der Stier und die Ziege.

Ein Stier ward von einem Löwen verfolgt, und eilte, sich zu retten, auf einen Ziegenstall zu. Die Ziege stellte sich in die Thüre, und machte ihm mit aller Gewalt den Eingang streitig. Grausames Geschöpf, sagte der Stier, kannst du einem, der sich in solchen Nöthen befindet, die Zuflucht versagen? Ich weis gar wohl, was ich thue, erwiederte die Ziege; denn wäre es nicht die größte Unbedachtsamkeit, wenn ich dich einlassen, und mir auf diese Weise selbst den Löwen über den Hals bringen wollte?

Lehre.

Ob uns gleich die Pflichten der Menschlichkeit verbinden, unserm Nächsten in seinem Elende, so viel als möglich beyzustehen, so müssen wir doch die Klugheit dabey zu Rathe ziehen, damit wir uns und die unsrigen nicht selbst seinetwegen ins Verderben stürzen.

Betrachtung.

Die Erhaltung unsrer selbst ist das erste Grundgesetz unserer Natur; und die Ziege schließt ganz vernünftig, daß sie dem Stiere den Eingang streitig machen müsse, weil sonst der Löwe, der hinter ihm drein war, sie selbst, als den schwächern Feind, anfallen möchte. Es ist menschlich, seinem Freunde

im Elende beyzuſtehen, und wenn es ohne unſerm groſſen Schaden geſchehen kann, ſo ſind wir, beydes als Menſchen und als Chriſten, dazu verbunden. Wenn uns aber die Folgen der Zuflucht, die wir, zum Exempel, in Fällen des Hochverraths, verſtatten, dem unvermeidlichen Verderben bloſſtellen, und der Unglückliche noch dazu nichts dabey gewinnt, ſo können wir gar wohl einer ſolchen Gefahr ausweichen.

CLXVI. Fabel.

Die Amme und das eigenſinnige Kind.

Ein Wolf ſchlich nach einer guten Abendmahlzeit herum, und kam vor eine Thüre, wo ein kleines Kind ſchrie, und von der Amme ausgeſcholten ward. Höre auf, ſo unartig zu ſeyn, ſagte die Amme, oder ich will dich dem Wolfe geben. Das hörte der Wolf, und wartete eine ziemliche Weile, in Hoffnung, die Frau werde ihr Wort halten. Doch das Kind war auf dieſe Drohung ruhiger geworden, und nunmehr klang es aus einem andern Tone, denn der Wolf mußte, zu ſeinem groſſen Verdruſſe, die Amme ſagen hören: Nun das iſt hübſch! Wenn der Wolf kömmt, und mein Kind hohlen will, ſo wollen wir uns über ihn hermachen, und ihn ohne Barmherzigkeit todtſchlagen.

Lehre.

Ein wohlgeartetes Gemüth läßt ſich durch gute Worte ziehen; ein unartiges Gemüth aber

muß durch Drohungen zu seiner Pflicht getrieben werden, wenn gelinde Mittel nicht anschlagen wollen.

Betrachtung.

Schrecken und Drohungen sind eben so nothwendig, böse Gemüther im Zaume zu halten, als Lob und Belohnungen unentbehrlich sind, folgsame Gemüther aufzumuntern. Dieser Satz aber ist vornehmlich bey erwachsenen Personen anzuwenden; denn in Ansehung der Kinder, kann leicht kein verderblicherer Irrthum seyn, als sie mit Gespenstern, Poltergeistern, Popanzen und dergleichen, zu schrecken, welches gemeiniglich die Gewohnheit thörichter Wärterinnen ist, und wodurch sich oft in dem Gehirne des Kindes Eindrücke der Furcht und des Schreckens festsetzen, die der Mann, mit aller seiner Mühe, niemals wieder austilgen kann.

CLXVII. Fabel.

Der Adler und die Schildkröte.

Eine Schildkröte bekam den seltsamen Einfall, bey einem Adler fliegen zu lernen. Der Adler sagte ihr, es sey dieses eine Sache, die wider alle Natur und Vernunft wäre; je mehr er Schwierigkeiten machte, desto hartnäckiger bestand sie darauf. Endlich nahm sie der Adler mit in die Luft, und als sie Thurmshoch gekommen waren, warf er sie herab, und zerschmetterte sie an einem Felsen.

Lehre.

Lehre.

Es ist eine ganz unnatürliche Eitelkeit, wenn ein Geschöpf nach einem andern Stande strebt, als für welchen es gemacht worden. Mancher Thor wird gewarnet genug, es fehlt ihm aber an Verstande, die Warnung anzunehmen; daher sich denn meistentheils seine wilde Unbedachtsamkeit in seinem Verderben endet.

Betrachtung.

Jedes Ding in der Natur hat seine angewiesene Stelle und seine eigenthümliche Beschaffenheit; und es ist mit Gewalt zu nichts zu bringen, was seiner Bestimmung zuwider ist. Die meisten von den lächerlichen Aufschößlingen, die sich in der Welt empor geschwungen haben, sind nichts anders als Schildkröten in der Luft; wenn sie nun eine Zeitlang in der Höhe herumgeflattert sind, fängt sich der, der sie mit heraufnahm, ihrer entweder an zu schämen, oder wird ihrer sonst überdrüßig, und läßt sie wieder fallen, so daß ihr Ende weit schimpflicher wird, als ihr Anfang gewesen war. Wir sehen tausend Beyspiele in der Welt, die eben so lächerlich sind, als das in der Fabel; da Menschen nach einem ganz andern Stande streben, als für den sie geschaffen worden. Die Erdichtung vom Phaeton auf dem Wagen der Sonne; vom Frosche, der sich bis zur Größe des Ochsen aufblasen will; von der Schildkröte, die gern auf den Flügeln der Winde daher fahren möchte, zielen sämtlich dahin ab, daß sie unsern ausschweifenden Leidenschaften Maas und Grenzen setzen und uns zugleich zeigen sollen, was unnatürliche Unternehmungen gemeiniglich für einen Ausgang zu haben pflegen.

CLXVIII. Fabel.

Der alte Krebs und der junge.

Kind, sagte ein Mutterkrebs, zu einem von ihren Jungen, du must fein gerade gehen, ohne so seitwerts zu kriechen und bey jedem Schritte zu wanken. Gut, Mutter, sagte der junge Krebs, aber seyd so gut, und geht mir mit eurem Exempel vor, so will ich euch nachfolgen.

Lehre.

Es ist sehr unverständig, wenn wir andere etwas thun heissen, was wir selbst weder thun, noch thun können.

Betrachtung.

Beyspiele können weit mehr ausrichten, als bloße Lehren; denn Worte ohne Ausübung sind leere Töne ohne Wirkung. Wenn wir selbst thun, was wir sagen, so bekräftigen wir die ertheilten Regeln; wenn aber unser Leben mit unsrer Lehre nicht übereinstimmt, so scheint es, als ob entweder die Lection für uns zu schwer sey, oder als ob wir selbst glaubten, daß es sich nicht der Mühe verlohne, dem gegebnen guten Rathe zu folgen. Ehe wir uns unterfangen wollen, unsern Nächsten zu bessern, müssen wir vorher unsre eigene Aufführung bessern, und nicht andre einer Sache wegen verdammen, die wir selbst thun. Diese Fabel kann daher als eine Lection für Aeltern angesehen werden,

169. Die Sonne und der Wind.

170. Der Esel in der Löwenhaut.

171. Der zum Artzt gewordene Frosch.

172. Der böse Hund.

173. Die zwey Freunde und der Bär.

174. Der kahle Ritter.

den, ihren Kindern kein böſes Exempel zu geben; denn da alle Fähigkeit der Kinder blos in der Fähigkeit nachzuahmen beſteht, ſo müſſen die Beyſpiele von Schwachheiten und Laſtern, wenigſtens einen eben ſo ſtarken Eindruck auf ihr wächſernes Herz machen, als die Beyſpiele von Tugenden. Und nicht allein im Hausſtande, ſondern auch, in öffentlichen Regierungen haben die Worte und Handlungen unſrer Vorgeſetzten, die Kraft und den Nachdruck einer Empfehlung. Das Sprichwort Regis ad exemplum &c. iſt ſo wahr, daß es eine moraliſche Unmöglichkeit iſt, ein vernünftiges Volk unter einer thörichten Regierung zu finden. Denn wenn man durch eine ſchändliche Aufführung ſein Glück machen kann, ſo werden die Menſchen ſowohl aus Neigung, als ihres Vortheils wegen, laſterhaft ſeyn.

CLXIX. Fabel.

Die Sonne und der Wind.

Es entſtand ein Streit zwiſchen der Sonne und dem Winde, welcher von ihnen beyden der ſtärkſte ſey, und man ward einig, dieſen Streit zum beſten desjenigen zu entſcheiden, welcher es dahin bringen könnte, daß ein Wandrer ſeinen Mantel ablegen müſſe. Sogleich fing der Wind an zu ſtürmen, und ließ Regen und Hagel auf den armen Wandrer herabfallen. Doch dieſer wickelte ſich nur deſto feſter ein, und ließ ſich von dem Wetter

ter im geringſten nicht abhalten, weiter fortzugehen. Nunmehr fing alſo die Sonne ihren Verſuch an, und ließ ihre Strahlen ſo kräftig auf den Wandrer fallen, daß er zuletzt die Wärme nicht mehr ausſtehen konnte, ſondern den Mantel abwarf, und ſich zur Erfriſchung in Schatten legte.

Lehre.

Güte und Zureden können ein wohlgeartetes Gemüth weit eher gewinnen, als das heftigſte, ſtürmiſchſte Betragen.

Betrachtung.

Der Streit zwiſchen der Sonne und dem Winde, und das Unvermögen des letztern, können uns lehren, was für Wirkungen die Verfolgung auf die menſchlichen Gemüther habe, und wie ſehr ſie dieſelben in ihren Grundſätzen, ſie mögen nun gut oder böſe ſeyn, beſtärke und verſtocke. An der Sonne hingegen erkennen wir die Gewalt einer milden und gütigen Natur, welche gemeiniglich die allerverhärteſten Gemüther erweichet und überwindet.

CLXX. Fabel.

Der Eſel in der Löwenhaut.

Ein Eſel fand eine Löwenhaut, und bekam den Einfall, ſich in dieſelbe zu hüllen, und in dieſer Verkleidung den Wald durchzuſtreichen. Eine kurze Zeit lang war der Wald ſein eigen, denn wo

er

er nur hinkam, da floh ein jeder vor ihm. Endlich aber kam es ihm auch ein, das Brüllen des Löwen nachzumachen. Doch dieses Brüllen war das deutliche Geschrey eines Esels; die Einwohner des Waldes kehrten also wieder um, und entdeckten noch über dieses die langen Ohren. Nun fielen sie alle über ihn her, rissen ihm die geborgte Haut ab, und spielten ihm so übel mit, daß er Ursache hatte, seinen thörichten Spaß zu bereuen.

Lehre.

Jeder Narr hat ein oder das andre Merkmal, woran er, Trotz aller Verkleidung, zu erkennen ist; und je mehr er auf sich nimt, desto verächtlicher und lächerlicher wird er, sobald er entlarvet ist.

Betrachtung.

Das gewöhnliche Merkmal eines Betriegers ist dieses, daß er sein Urbild übertreibt, so wie hier der Esel in der Löwenhaut funfzigmal mehr Lermen machte, als der wirkliche Löwe nur immer würde gemacht haben, und durch diese Verkleidung auch funfzigmal lächerlicher ward.

Will man seine Gedanken von dieser Erdichtung aus dem Walde, auf die Wahrheit der täglichen Erfahrung in der Welt richten, so wird man eine Menge Esel unter der Gestalt der Menschen wahrnehmen, die alle unendlich verächtlicher sind, als der Esel in der Löwenhaut war. Wie viel fürchterliche Esel haben wir in der Kleidung wackrer Männer gesehen! Wie viel abgeschmackte, unwissende

wiſſende Narren, die Leute von Einſicht und Gelehrſamkeit ſeyn wollten! Mit einem Worte, die Deutung dieſer Fabel trifft alle Arten vermeßner Prahler, und hat ihren Einfluß in alle Geſchäfte des menſchlichen Lebens. Denn aller Orten giebt es Quackſalber, Taſchenſpieler und Gauckler, die ſich für Leute von Anſehen, Gewiſſen, Vernunft und Religion ausgeben. Da aber die Natur die Zunge eines Weltweiſen noch nie in den Mund eines Dummkopfs verlegt hat, ſo darf dieſer nur zu ſprechen anfangen, wenn man ſogleich, aus dem Geſchrey und den Ohren, den ganzen verborgnen Eſel entdecken ſoll; und alsdann wird er der ſowohl verdienten Verachtung gewiß nicht entgehen.

CLXXI. Fabel.

Der zum Arzte gewordne Froſch.

Ein Froſch ſprang auf das höchſte Ufer eines Teiches, und machte gegen eine Menge Thiere, die um ihn her verſammelt waren, ein gewaltiges Geſchrey von ſeiner Geſchicklichkeit in der Arzneykunſt. Unter andern war auch ein Fuchs zugegen, der den Betrieger ſogleich erkannte, ihm einen verächtlichen Blick zuwarf nnd ſagte: Du biſt doch ein allerliebſter Kerl, daß du, Trotz deiner gelben Geſichtsfarbe und heiſchern Stimme, andre geſund zu machen unternehmen darſt. Zeige deine Geſchicklichkeit erſt an dir ſelbſt, und alsdenn wollen wir ſehen, was von dir zu halten iſt.

Lehre.

Lehre.

Arzt, hilf dir selbst, ist ein bekanntes Sprichwort; und ein Doktor, der selbst die Schwindsucht und Wassersucht hat, muß bey denen schlechtes Zutrauen erwecken, die in eben denselben Krankheiten ihre Zuflucht zu ihm nehmen.

Betrachtung.

Diese Fabel ist zugleich eine gute Bestrafung aller derjenigen, die der Fehler und Gebrechen, die sie an andern tadeln, selbst schuldig sind. Vergebens wird ein Trunkenbold wider die Völlerey, ein Wollüstling wider die Sinnlichkeit, ein hochmüthiger Mann wider den Stolz, oder ein Knicker wider den Geiz predigen. Dergleichen Lehren, so gut sie auch an und für sich selbst sind, müssen nothwendig viel von ihrem Nachdrucke verlieren, wenn sie von Personen ertheilt werden, die durch ihre Lebensart und Aufführung zeigen, daß sie selbst von der Kraft und Wahrheit derselben nicht überführt sind.

CLXXII. Fabel.

Der böse Hund.

Ein gewisser Mann hatte einen guten Haushund, den er eben deswegen nicht gern wegthun wollte, ob er gleich sonst viel Unheil anrichtete, und selten einen Fremden ungebissen wegließ. Er band ihm also eine Schelle um den Hals, um die Leute dadurch

dadurch zu warnen, ihm ja bey Zeiten aus dem Wege zu gehen. Der Hund aber hielt die Schelle für ein besondres Zeichen der Gunst seines Herrn, und war nicht wenig stolz darauf, bis ihn einer von seinen Bekannten seines Irrthums überwies. Du betriegst dich gewaltig, sprach er, daß du das für eine Zierde, und für ein Zeichen der Achtung hälst, was in der That nichts anders, als ein schimpfliches Merkmahl ist, das du wegen deines bösartigen Betragens bekommen hast.

Lehre.

Diese Fabel kann denjenigen zur Erinnerung dienen, die mit ihrer Schande groß thun.

Betrachtung.

Alsdenn sieht es sehr übel aus, wenn die Maßregeln des Guten und Bösen verkannt und vermengt werden, und man ein Brandmahl für ein Ehrenzeichen gelten läßt. Die Einbildung dieses Hundes war dem abgeschmackten Eifer jener Französinn nicht unähnlich, die sich der Ehre des königlichen Hauses annahm, weil sie, wie sie sagte, das königliche Wappen führe. Und dieses war gewissermaßen wahr, indem ihr die drey Lilien auf den Rücken gebrannt waren, welches die gewöhnliche Strafe für gewisse Verbrechen in diesem Königreiche zu seyn pflegt.

CLXXIII. Fabel.

Die zwey Freunde und der Bär.

Zwey Freunde, die zusammen reiseten, und unter sich eins geworden waren, einander in allen Fällen, die sich nur immer ereignen dürften, beyzustehen, stießen unter Wegens auf einen Bär. Ihm zu entlauffen war nicht mehr möglich. Der eine kletterte daher auf einen Baum, und der andre warf sich, mit dem flachen Gesichte gegen die Erde gekehrt, nieder, und hielt den Athem an sich. Der Bär kam grade auf den letztern zu, beroch und beschnauperte ihn, indem er die Nase an seinen Mund und seine Ohren hielt, nnd ließ ihn endlich, weil er ihn für nichts, als für einen todten Körper hielt, unverletzt da liegen. Kaum war der Bär weg, als sein Gefährte von dem Baume herabkam, und ihn mit einem höhnischen Lächeln fragte, was ihm denn der Bär gutes in die Ohren gewispert habe? Er gab mir die Lehre, antwortete dieser, mit Leuten keine Gemeinschaft zu haben, die ihre Freunde zur Zeit der Noth verlassen.

Lehre.

Wahre Freundschaft wird zur Zeit der Anfechtung, gleich dem Golde im Feuer, geprüfet; und der, welcher uns alsdenn verläßt, ist nicht werth, daß wir ihn jemals wieder unsers Vertrauens würdigen.

Betrachtung.

Was ist das Leben ohne Freundschaft? Ohne Freundschaft findet in der Welt weder Gesellschaft

noch Sicherheit Statt. Die einzige Probe derselben aber ist in der Widerwärtigkeit; und da finden sich sehr wenige, die sie aushalten. So ein Mensch aber, der seinen Freund in der Noth verlassen, und ihn, wie der Reisende auf dem Baume, noch dazu, wegen der kaum entgangnen Gefahr, verspotten kann, ist am wenigsten zu entschuldigen, und macht sich auch des allergeringsten Vertrauens unwürdig.

CLXXIV. Fabel.

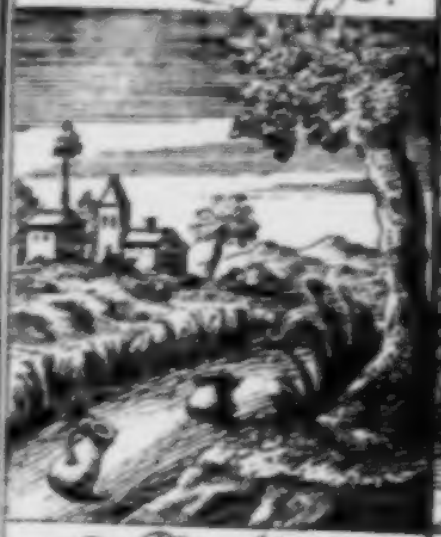
Der kahle Ritter.

Als die Perücken erst aufgekommen waren, und noch zu weiter nichts, als zur Bedeckung eines kahlen Kopfs gebraucht wurden, trug auch ein gewisser Ritter eine, die man für sein eigen Haar hielt. Als er aber einsmals in Gesellschaft ausritt, ward ihm von einem plötzlich entstandenen Winde, Perücke und Hut abgerissen, worüber die Gesellschaft, bey Erblickung seines kahlen Kopfs, herzlich zu lachen anfing. Der Ritter, seines Theils, ließ sich nichts anfechten, sondern lachte selbst mit und sprach: Wahrhaftig, meine Herren, das ist lustig genug; denn wie konnte ich immer hoffen, anderer Leute Haare zu behalten, da ich meine eignen nicht habe behalten können?

Lehre.

Man kann einer scharfen Spötterey nicht besser begegnen, als wenn man Gegenwart

175. Die zwey Topfe.



176 Das böse und das gute Glück.

177. Der Pfau und der Kranich.

178. Der Tieger u. der Fuchs.

179. Der Löwe und die Ochsen.

180. Die Tauben und der Habicht.

des Geiſtes genug hat, ſie ſelbſt anzufangen, oder wenigſtens mit einzuſtimmen.

Betrachtung.

Mit einem unverſtellten, aufrichtigen Betragen kömmt man überall am beſten weg; und wer allzuſorgfältig iſt, einen gewiſſen Fehler zu verbergen, der poſaunet ihn eben dadurch nicht ſelten aus. Auch iſt es in vielen Fällen, wenn ſich ein Menſch dem Lachen ausgeſetzt ſieht, kein geringer Kunſtgrif, die Spötterey andern vor dem Munde wegzunehmen, und ſich ſelbſt zum Beſten zu haben.

Die Sinnſchrift des Martials hingegen, auf ein gewiſſes Frauenzimmer, welches mit dem kahlen Ritter einerley Fehler verbergen wollte, und ſich deswegen falſcher Haare bediente, war um ſo viel ſtachlichter, je ſorgfältiger und ängſtlicher ſie war, dieſen Betrug zu verbergen. (Lib. VI. Epigr. XII.

CI. XXV. Fabel.

Die zwey Töpfe.

Zwey Töpfe, deren einer von Thon, und der andre von Kupfer war, wurden bey einer heftigen Ueberſchwemmung von dem Strome mit fortgeriſſen. Als nun der kupferne Topf ſahe, daß ihm der irdene beſtändig auswich, rief er ihm zu, ſich nicht zu fürchten, er wolle ihm nichts zu Leide thun. Verſetzlich nicht, das will ich dir wohl

glauben, antwortete der irdene Topf; allein wir sind von so verschiedener Beschaffenheit, daß wenn wir von ohngefehr gegen einander stoßen sollten, ich allein darunter leiden würde.

Lehre.

Ungleiche Gesellschaft ist gefährlich; nicht zwar, als ob der Große und der Geringe, der Reiche und der Arme, sich bey guter Laune, nicht zusammen vertragen könnten; weil sie aber alle Menschen sind, so kann es nicht fehlen, sie werden dann und wann an einander gerathen, und alsdenn muß der Schwächere allezeit zu kurz kommen.

Betrachtung.

Wahre Freundschaft kann nur zwischen Personen, die einander gleich sind, Statt finden. Der Reiche und der Arme, der Starke und der Schwache, werden selten lange mit einander auskommen. Und dazu braucht es weder bösen Willen, noch ausdrücklichen Vorsatz, Unheil zu stiften, sondern die Ungleichheit allein ist hinreichend. Eben derselbe Aufwand, der einem Reichen so wenig als nichts schadet, kann einen Armen zu Grunde richten. Die Menschen sollten sich daher fein zu ihres gleichen gesellen; denn ein Mann von geringem Vermögen, der mit einem Manne von grossem Vermögen, wie mit seines gleichen, umgehen will, wird sich eben so gewiß durch ihn ins Verderben bringen, als gewiß der kupferne Topf den irdenen zerbrechen muß, wenn sie wider einander stoßen.

CLXXVI. Fabel.

Das gute und böse Glück.

Ein Mann, der sich durch eine glückliche Handelschaft, aus sehr geringen Umständen empor geschwungen hatte, fing an zu prahlen, und sagte: O, wenn ein Mensch nur seine Sachen versteht! Alles was ich besitze, habe ich meiner eignen Geschicklichkeit zu danken. Der Geiz ist unersättlich, und also wollte auch dieser noch immer mehr haben, bis er endlich durch Bankerotte, Schiffbrüche und Seeräuber, in weit kürzerer Zeit, als er sich aufzuhelfen gebraucht hatte, wieder so herunter kam, daß er kaum das trockne Brod hatte. An diesem allen, sprach er, hat mein böses Glück Schuld! Von ungefehr mußte das Glück dazu kommen, und diese Beschuldigung mit anhören. O, sprach es zu ihm, du mußt wohl ein sehr unverschämter undankbarer Mensch seyn, daß du mir nur allein das Uebel, das dich betreffen hat, zuschreibst, und alles Gute auf deine eigne Rechnung setzest!

Lehre.

Wir sind sehr geneigt, jeden guten Fortgang uns selbst beyzumessen; und nur unsre Unglücksfälle schieben wir, voll Undanks, auf die Vorsehung, welche wir unter dem Worte **Glück** verstehen müssen.

Betrachtung.

Wir hängen unsre Herzen so sehr an den Werth der Wohlthaten, die wir bekommen, daß wir selten an den Ertheiler derselben denken, und daher gemeiniglich unsern Dank der zweyten Hand abstatten, ohne im geringsten auf die wahre Quelle zu sehen. Wir fallen, durch unser eigen Verschulden, in Irrthümer und Unglück; so bald wir uns aber darinn verwickelt sehen, legen wir andern die Schuld bey. Dieses oder jenes, sagen wir, war freylich nicht wohl gethan; aber was konnten wir dafür? Wir thaten es gezwungen, auf Anrathen, auf ungestümes Nöthigen, dem Ansehen großer Beyspiele zu Folge, und dergleichen. Auf eben die Weise nun, wie wir unsre eigne Schwachheit und Bosheit bemänteln, pflegen wir uns auch die Verdienste anderer anzumaßen. Was wir also hierbey zu thun haben, besteht darinn, daß wir unsre Vermessenheit ablegen, Gott für die Wohlthaten, die wir aus seinen Händen empfangen, danken, und uns in denjenigen Umständen, die wir so leicht für unser Unglück ansehen, und die gleichwohl, wenn wir uns ihrer gehörig bedienen, sehr oft zu unserm Besten, wo nicht in dieser, doch in der zukünftigen Welt, ausschlagen, seiner allweisen Vorsicht überlassen sollen.

CLXXVII. Fabel.

Der Pfau und der Kranich.

Als einsmals ein Pfau und ein Kranich mit einander in Gesellschaft waren, breitete der Pfau seinen Schweif aus, und forderte den andern auf, ihm ein eben so glänzendes Rad von Federn zu zeigen. Du prahlst mit deinen Federn, sagte der Kranich, die freylich für das Gesicht sehr schön sind, weiter aber auch zu nichts taugen, als die Augen der Kinder und Narren auf sich zu ziehen. Thue einmal, was ich thue, wenn du es kannst; und so gleich schwang er sich, mit einer anständigen Verachtung, hoch in die Luft, und lies den gaffenden Pfau unter sich, der ihm so lange starr nachsahe, bis ihm die Augen vergingen.

Lehre.

Nichts verräth einen schwachen Geist deutlicher, als wenn sich ein Mensch auf sein schönes Aeusserliche viel einbildet; es mag nun in der Schönheit der Person selbst, oder, welches noch eitler ist, in der Pracht der Kleider bestehen.

Betrachtung.

Ein Geist, der sich, gleich dem hochfliegenden Kraniche, durch die Tieffen der Wissenschaften schwingen, und die eingebildeten Pfaue der Welt, die seinem erhabnen Fluge zu folgen, ganz ungeschickt sind, mit einer großmüthigen Verachtung hinter sich lassen kann, ist dem glänzenden Gefieder

unendlich vorzuziehen, welches an der niedrigen Erde dahin schleicht, und völlig unvermögend ist, sich über die elenden Ergötzlichkeiten derselben, empor zu schwingen.

So viel können wir, zu unserm Nutzen, aus dieser Fabel lernen. Wenn wir sie aber im engern Verstande nehmen wollen, so müssen wir bedenken, daß die Natur an der Abwechslung ihr gröstes Vergnügen hat. Einige von ihren Werken sind dem menschlichen Geschlechte zur Zierde, andre zum Nutzen und zum Gebrauche. Alle aber haben ihre besondern Eigenschaften und Vorzüge; denn sie thut nichts umsonst. Der Pfau pranget mit der annehmlichen Pracht seines Schweifs; der Kranich ist auf die Stärke seiner Schwingen stolz. Beydes sind zwey Vortreflichkeiten, die verschiednen Gattungen zukommen; und beyde sind, vor sich betrachtet, gleich vollkommen. Doch das Gute selbst hat seine Grade; und das, was das nützlichste und nothwendigste ist, muß auch vor andern den Vorzug haben.

CLXXVIII. Fabel.

Der Tyger und der Fuchs.

Als ein Jäger auf der Jagd war, und alle Thiere vor ihm flohen, sprach ein Tyger: Laßt mich nur allein; ich will diesem Kriege bald ein Ende machen. Kaum hatte er es gesagt, als er sich von einem Pfeile verwundet fühlte. Da er ihn nun herauszuziehen bemüht war, fragte ihn ein

Fuchs:

Fuchs: welche verwegne Hand ihm dieſe Wunde beygebracht habe? Ich glaube, ſagte der Tyger, es muß ein Menſch geweſen ſeyn, und ich ſehe es nun zu ſpät ein, daß es ſich nicht wohl mit einem Gegner ſtreiten läßt, welcher von weitem, ohne daß ihn unſre Rache erreichen kann, zu verwunden weis.

Lehre.

Mit Perſonen, die uns an Macht oder Geſchicklichkeit überlegen ſind, zu ſtreiten, muß man ſorgfältig vermeiden.

Betrachtung.

Verſtand und Liſt ſind oft viel vermögender als Stärke; denn Unbedachtſamkeit und Verwegenheit ſetzt den Menſchen meiſtentheils aus ſeinem Vortheile. Es iſt ein wichtiges Stück der Weisheit, wenn ſich ein Menſch ſo zu faſſen weis, daß er wider alle Zufälle auf ſeiner Hut iſt; und in dieſer Abſicht muß er ſich ſorgfältig nach dem Charakter, der Stärke, den Bewegungen und den Abſichten ſeines Feindes erkundigen. Der Mangel an dergleichen Vorſicht iſt oft das Verderben der gröſten und ſchrecklichſten Kriegsheere geweſen, und hat dem verächtlichſten Feinde die Oberhand im Felde verſchafft. Da ſich der Tyger auf ſeine eigne Stärke, und die Schärfe ſeiner Zähne und Klauen allzuſehr verließ, und ſeinen Feind, deſſen Liſt und Ränke ihm unbekannt waren, verachtete, ſo war er ſelbſt an ſeinem Untergange Schuld.

CLXXIX. Fabel.

Die Löwe und die Stiere.

Eine Anzahl Stiere machten ein Bündniß, beſtändig mit einander zu weiden, und dem gemeinſchaftlichen Feinde mit vereinten Kräften die Spitze zu bieten. So lange als dieſes Bündniß dauerte, konnte ihnen niemand etwas anhaben; kaum aber waren ſie unter einander uneinig geworden, als der Löwe ſeinen Vortheil wahrnahm, und ſie alle, einen nach dem andern, zerriß.

Lehre.

Innerliche Uneinigkeiten ſind das Gift der gemeinen Wohlfahrt. Ein Haus oder ein Königreich, wie die heilige Schrift anmerkt, das mit ſich ſelbſt uneins iſt, kann nicht beſtehen.

Betrachtung.

Das vornehmſte Band aller Geſellſchaften iſt die Einigkeit, durch welche die Stärke und der Verſtand verſchiedner, gleichſam in ein mächtiges Ganze zuſammen fließt. So lange die Stiere unter einander einig waren, lebten ſie in vollkommener Sicherheit; kaum aber hatten ſie ſich getrennt, als ſie ſämtlich dem Löwen zur Beute wurden. Die alte und neue Geſchichte iſt mit Beyſpielen von dieſer Art angefüllt; da nehmlich verſchiedene kleinere vereinigte Staaten einem gemeinſchaftlichen mächtigen Feinde ſo lange glücklich die Spitze geboten, bis es ihm endlich gelungen, ſie zu tren-

nen,

nen, und er nach dieſer Trennung, einen nach dem andern mit Gemächlichkeit aufreiben könnten.

CLXXX. Fabel.

Die Tanne und der Brombeerſtrauch.

Ich ſtrecke mein Haupt, ſagte eine prahlende Tanne zu einem demüthigen Brombeerſtrauche, bis unter die Sterne; ich gebe Balken zu Palläſten und Maſten zu Schiffen; mein Oel iſt ein bewährtes Mittel wider Krankheit und Wunden; du hingegen, elender Brombeerſtrauch, kriechſt an der Erde herum, und biſt in der Welt zu nichts gut, als Unheil zu ſtiften. Ich unterſtehe mich nicht, ſagte der Brombeerſtrauch, dir dieſe Punkte, worauf du ſo ſtolz biſt, ſtreitig zu machen, oder mich mit dir zu vergleichen; ich will auch darauf nicht beſtehen, daß der, der dich zu einer ſtolzen Tanne gemacht hat, dich eben ſo wohl zu einem niedrigen Strauche hätte machen können; ſondern ich will dich nur fragen, ob du, wenn nunmehr der Zimmermann mit der Axt in den Wald kömmt, und dich zu fällen droht, nicht lieber ein Brombeerſtrauch, als eine Tanne, ſeyn möchteſt?

Lehre.

Armuth bewahret die Menſchen vor mancherley Gefahren; da hingegen der Reiche und der Mächtige das Augenmerk der Bosheit und des ungünſtigen Glücks iſt; denn je höher in den Wolken, deſto näher dem Donner.

Betrachtung.

Betrachtung.

Die Antwort, die der demüthige Brombeerstrauch der hochmüthigen Tanne gab, ist so pathetisch, daß sie, schon vor sich allein, eine sehr gute Lehre zu dieser Fabel seyn kann. Keines von den Werken Gottes ist so gering, daß es deswegen verachtet werden müßte; und keines so erhaben, das nicht erniedriget werden könnte; ja, je grösser die Staffel ist, worauf es steht, desto größer ist oft die Gefahr. Es ist daher ein unverzeihlicher Uebermuth, wenn ein Großer einen Geringen verachtet, da die Vorsicht doch so leicht den einen erhöhen, als den andern erniedrigen kann, ohne weder auf dieses noch jenes Würdigkeit oder Unwürdigkeit zu sehen. Die Geschichte bietet uns auch unzählige Beyspiele an, wo die stolze Tanne, ob sie gleich ein erster Minister, oder ein großer Fürst gewesen, dennoch von dem Beile des Nachrichters gefällt worden, da inzwischen der bescheidene Brombeerstrauch, oder der zufriedne arme Mann, in seiner niedrigen Dunkelheit, ein sichres und ungestörtes Leben genossen. Ferner können wir aus dieser Fabel lernen, daß jeder Stand des Lebens seine Vermischung vom Guten und Bösen hat. Wenn die Tanne auf den Gebrauch, den man von ihr macht, auf ihre Stärke und Gestalt stolz ist, so kann sie auf die Sicherheit des kriechenden Brombeerstrauchs nicht stolz seyn; denn der einen Nutzbarkeit reitzet die Axt des Zimmermanns, wegen der Armseligkeit des andern hingegen, hält es niemand der Mühe werth, sich an ihn zu machen. Endlich können wir noch dieses hinzufügen: So

wie

181. Der Geizige und der Neidische.

182. Die Krahe und der Wasserkrug.

183. Der Löwe und der Mann.

184. Der Knabe und der Dieb.

185. Der Mann und der Satyr.

186. Der Fuhrmann und d. Herkules.

wie Stolz und Uebermuth ein Laster ist, das selten seiner Strafe entgeht; so ist Demuth Gegentheils eine Tugend, die selten ohne Segen bleibt.

CLXXXI. Fabel.

Der Geitzhals und der Neidische.

Als ein Geitzhals und ein Neidischer, den Jupiter einsmals mit ihrem Gebete belästigten, ward ihnen gesagt, daß was der eine bitten werde, der andre doppelt bekommen sollte. Der Geitzige bat also, seinem Charakter gemäß, um große Reichthümer; er bekam sie, und der Neidische zugleich erhielt sie doppelt. Gleichwohl war dieser noch nicht zufrieden, und es schmerzte ihn, daß der Geitzige auch nur halb so viel haben sollte, als er. Was that er also? Er bat den Jupiter, daß er ein Auge verlieren möge; blos damit der andre, ausgemachter Maaßen, beyde verlieren müßte.

Lehre.

Geitz und Neid sind die allerungeselligsten und teuflischsten Laster. Der Geitz wollte gern alles allein haben; und der Neid murrt über das geringste Gute, das sein Nächster besitzet.

Betrachtung.

Der Geitzhals ist nach dieser Fabel in großer Verlegenheit. Denn da der Geitz niemals ganz ohne

ohne Neid ist, so mußte es einem Menschen, der gern alles selbst gehabt hätte, gewiß die größte Pein seyn, sich in der Nothwendigkeit zu sehen, einen andern, vermöge seiner eignen Wahl, zweymal so reich zu machen, als er selbst zu seyn wünschte. Es kann aber auch unmöglich der Neidische in einem stärkern Lichte gezeigt werden, als er hier erscheinet. Denn es verdrießt ihn nicht allein, daß der Geitzige halb so reich ist als er, ob er gleich sein doppeltes Vermögen einzig und allein desselben Gebete zu danken hat; sondern er entsagt auch allen Gütern, die er nun auch durch sein Gebet hätte erlangen können, blos weil sein Nächster noch einmal so viel bekommen müßte; und bittet so gar um einen Fluch, nehmlich, um den Verlust eines Auges, nur damit der andre seine beyden Augen verlieren müsse, und auf diese Weise unfähig werde, seine erlangten Schätze mit Zufriedenheit zu genießen. Dieses merkwürdige Beyspiel des Neides und des Geitzes, erinnert uns, wider so böse Leidenschaften ja wohl auf unsrer Hut zu seyn, weil sie nicht allein denjenigen, die sich von ihnen regieren lassen, zur Marter gereichen, sondern sie auch zum Greul und Abscheu vor Gott und den Menschen machen.

CLXXXII. Fabel.

Die Krähe und der Wasserkrug.

Eine durstige Krähe fand einen Wasserkrug, in welchem ein wenig Wasser war; nur stand es, zum Unglücke, so tief, daß sie nicht dazu kommen

men konnte. Erst versuchte sie den Krug zu zerbrechen, und hernach, ihn umzustürzen; allein er war ihr beydes zu feste und zu schwer. Endlich fiel sie auf eine List, durch die sie zu ihrem Zweck gelangte; sie warf nehmlich eine große Menge kleiner Kieselsteine nach und nach in das Wasser, bis es immer höher und höher trat, und sie es endlich erreichen konnte.

Lehre.

Was wir nicht durch Kraft und Vermögen zu erhalten im Stande sind, dazu können wir oft durch Kunst und Erfindung gelangen.

Betrachtung.

Wenn wir nach etwas, das uns oder unsrer Familie nützlich seyn kann, streben, müssen wir uns durch keine anscheinende Unmöglichkeiten, in unsern löblichen Bemühungen, aufhalten lassen. Wir müssen vielmehr unsre möglichsten Kräfte, in so weit es vergönnt ist, anwenden, und unsern Fleiß verdoppeln, um alle die Schwierigkeiten zu übersteigen, die der Erreichung unserer Absichten, und der Beförderung unsrer Wohlfahrt in den Weg gelegt werden. Auf wie viele schöne Erfindungen und Künste haben uns nicht Bedürfniß und Nothwendigkeit gebracht, auf die man ohne sie gewiß nicht gefallen wäre!

CLXXXIII. Fabel.

Der Löwe und der Mann.

Es entstand zwischen einem Löwen und einem Manne ein Streit, welcher von beyden das tapferste und stärkste Geschöpf sey. Siehe einmal;

mal, sprach der Mann; ich berufe mich hier auf diese Bildsäule; und hiermit wies er auf einen aus Stein gehauenen Mann, der einen Löwen unter seinen Füssen hatte. Ja, ja, versetzte der Löwe; wenn wir Löwen eben so gut mahlen und aushauen könnten, als ihr Menschen, so wollte ich dir, für einen Löwen, unter den Füßen eines Menschen, gewiß zwanzig Menschen unter den Klauen eines Löwen zeigen.

Lehre.

Es ist wider die Regeln der Billigkeit, daß ein Mensch in seiner eignen Sache Richter ist.

Betrachtung.

Die Phantasien der Dichter, Mahler und Bildhauer, können keine Beweise der Wahrheit abgeben; denn die Menschen sind in ihren eignen Sachen partheyisch, und niemand wird gern wider sich selbst reden. Es ist wider die gemeine Billigkeit, wenn ein Mensch beydes Richter und Parthey seyn will; und zwischen den Erdichtungen der Einbildungskraft, und dem, was wirklich in der Natur geschicht, ist ein großer Unterschied. Ferner kann uns diese Fabel lehren, daß man in keiner Sache, nach der Aussage bloß eines einzigen Theils, richten müsse, und daß der Handel ein ganz ander Ansehen bekomme, wenn man beyde Theile gegen einander abhöret.

CLXXXIV. Fabel.

Der Knabe und der Dieb.

Zu einem Knaben, der bey einem Brunnen ſtand, und ſich ſtellte, als ob er recht herzlich weinte und jammerte, kam ein Dieb, und fragte, warum er ſich ſo untröſtlich bezeigte? Der Faden, ſagte der Knabe, iſt mir zerriſſen, und ich habe einen ſilbernen Becher in den Brunnen fallen laſſen. Sogleich kleidete ſich der Dieb aus, und ſtieg in den Brunnen herab, um den Becher zu ſuchen. Eine Weile hernach, kam er wieder herauf, und alle ſeine Mühe war vergebens geweſen. Wie erſchrack er aber vollends nicht, als er fand, daß unterdeſſen der ſchelmiſche Knabe mit ſeinen Kleidern davon gelauffen war!

Lehre.

Ein Diamant kann nicht anders, als mit einem Diamante geſchnitten werden; und obgleich alles Stehlen ſträflich iſt, ſo glaube ich doch gewiß, daß derjenige am wenigſten ſchuldig iſt, der an einem Diebe zum Diebe wird. Der Knabe beſtrafte den Dieb; und die Geſetze, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ergriffen und beſtraften endlich auch den Knaben, wo nicht wegen dieſer, doch wegen andrer Schelmereyen; denn nach einem ſo frühen und glücklichen Anfange im Stehlen, wird er es gewiß bey dieſer Probe nicht haben bewenden laſſen.

Betrachtung.

Daß der Knabe einen Dieb überlistete und beraubte, verringerte sein Verbrechen nur um ein sehr weniges; und ohne Zweifel wird er dem ersten, der ihm hernach in den Lauf gekommen, eben dieselbe Schlinge wieder gelegt haben, und dieser hat eben so wohl ein ehrlicher Mann, als ein Dieb seyn können. Er würde nicht einmal zu entschuldigen gewesen seyn, wenn er es schon gewiß gewußt hätte, daß auch dieser zweyte ein Dieb sey; denn die Ruchlosigkeit des einen, kann keine Entschuldigung für die Bosheit des andern seyn. Nicht einmal das Böse, das uns andre zufügen, sollen wir mit Bösem vergelten, sondern blos und allein bedenken, ob das, was wir thun, vor sich betrachtet, gerecht oder ungerecht ist; denn es ist weit besser, Beleidigungen erdulden, als zufügen.

CLXXXV. Fabel.

Der Mann und der Satyr.

Ein Mann und ein Satyr waren in eine sehr vertrauliche Bekanntschaft gerathen. Einsmals führte der Mann die hohle Hand gegen den Mund, und blies in dieselbe. Wozu das, fragte der Satyr? Es friert mich an die Hand, antwortete jener, und drum habe ich sie warm blasen wollen. Zu einer andern Zeit sahe der Satyr, daß der Mann seine Suppe blies. Und wozu denn nun das, sprach er? Meine Suppe ist zu heiß, versetzte der Mann, und drum blase ich sie kalt. Nein, sagte

der

der Satyr, wenn du so bist, daß du aus einem Munde kalt und warm blasen kannst, so habe ich nichts mit dir zu thun.

Lehre.

Mit Leuten, die unter einer Kappe zwey Gesichter haben, ist nicht gut umgehen.

Betrachtung.

Diese Fabel, ohne auf die versteckte Moral zu sehen, zeigt die große Einfalt des Satyrs, der nicht einsehen konnte, wie zwey so verschiedene Wirkungen aus einerley Lippen kommen könnten. Unterdessen that er doch daran sehr wohl, daß er allen Umgang mit einem Menschen aufhob, den er für einen Zweyächsler hielt, welcher sich, wie er glaubte, in alle Zeiten und Gelegenheiten schicke, ohne im geringsten dabey auf Wahrheit und Gerechtigkeit zu sehen.

CLXXXVI. Fabel.

Herkules und der Fuhrmann.

Ein Fuhrmann, welcher mit seinem Wagen in einem tiefen Morastloche stecken geblieben war, stand da, sperrte das Maul auf, und bat den Herkules, ihm aus dem Schlamme zu helffen. Du fauler Schlingel, sprach Herkules, kannst du nicht selbst die Fäuste an das Rad legen? Denkst du, daß die Götter dich deiner Arbeit überheben müssen, und du dabey die Hände im Schooß legen darfst?

Lehre.

Wir müssen unser möglichstes dabey thun, wenn wir in unsern Angelegenheiten glücklich seyn wollen, und nicht stille sitzen und auf Wunder lauren, die der Himmel zu unserm Besten thun soll.

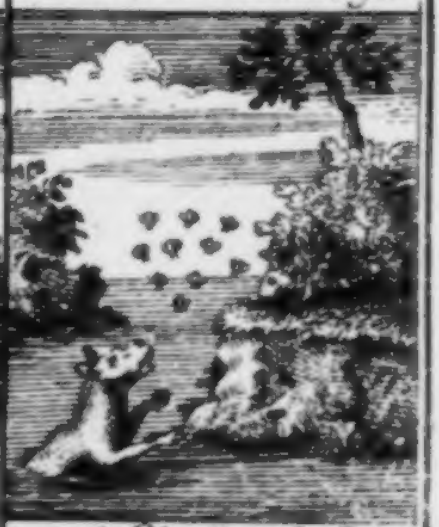
Betrachtung.

Gebete ohne Werke, taugen weder für andere, noch für uns selbst. Es liegt uns bey Anwendung derjenigen Kräfte, die uns die Vorsicht so wohl zu unserm, als zu unsers Nächstens Nutzen, mitgetheilet hat, eine doppelte Pflicht ob. Ein kahles, Herr erbarm dich unser, ist nicht hinlänglich, den Wagen aus dem Moraste zu heben, oder unserm Nächsten aus der Grube zu helfen; sondern wir müssen selbst Hand an das Werk legen. Diese Fabel von einer andern Seite zu betrachten, können wir fragen, wozu der Schall der Worte bey dem Beten diene, wenn keine rechte Andacht des Herzens und keine sorgfältige Anwendung der Mittel, die uns natürlicher Weise zum Zwecke bringen können, damit verbunden ist? Das will so viel sagen: Leib und Seele müssen bey allen Verrichtungen des christlichen Lebens so wohl, als des bürgerlichen, unzertrennlich seyn, bey welchen es anders Statt findet, daß man dabey beyder Vermögenheiten anwenden kann. Kurz; der, welcher Seel und Leib geschaffen hat, will auch, daß wir ihm mit beyden dienen, und ihn mit beyden verherrlichen sollen.

pag. 277.

187. Der Affe u. seine zwey Jungen

188. Der Fuchs und der Igel.



189. Der Bauer u. der Habicht

190. Die Schwalbe u. die Spinn.

191. Der Schwan u. der Storch.

192. Die Schlange u. der Igel.

CLXXXVII. Fabel.

Der Affe und seine zwey Junge.

Ein Affe hatte zwey Junge; in das eine war er ganz vernarrt, um das andre aber bekümmerte er sich wenig, oder gar nicht. Einsmals überfiel ihn ein plötzlicher Schreck; schnell sprang er auf, und nahm sein Schooßkind unter den Arm, ohne auf das andre Acht zu haben, welches ihm in der Geschwindigkeit auf die Achsel hockte. In dieser Eilfertigkeit lief er fort, und stieß, ganz blind vor Furcht, mit dem Kopfe seines Lieblings wider einen Stein, daß das Gehirn herausſprang, da unterdessen das andre Junge, welches ihm auf dem Rücken saß, glücklich und unbeschädiget davon kam.

Lehre.

Verzärtelte Kinder werden gemeiniglich unglücklich; und die, auf welche man am wenigsten gehalten hat, werden meistentheils die besten Leute.

Betrachtung.

Wir sind zwar von unsrer Liebe und unserm Abscheu nicht Meister; dem ohngeachtet aber müssen wir uns von unsrer Zärtlichkeit, nicht über die Grenzen einer vernünftigen Neigung bringen lassen, noch von unsern Kindern das eine ungleich lieber haben, als die andern. Kinder sind von Natur mißgünstig und neidisch; und wenn man ihren Muth so zeitig niederschlägt, so ist er in Gefahr

ganz und gar erſtickt zu werden. Ueber dieſes iſt wohl leicht kein gröſsres Närrchen, als der junge Herr, welcher die Ehre hat, ſeiner Mutter lieber Affe zu ſeyn. Sie erfüllt ihn mit der unmäſsigſten Eigenliebe, und da ſie ſchon in dem ſechzehnten Jahre einen Mann aus ihm machen will, ſo macht ſie, daſs er Zeit ſeines Lebens ein Knabe bleibt.

CLXXXVIII. Fabel.

Der Fuchs und der Igel.

Ein Fuchs, welcher über einen Fluſs ſchwimmen wollte, ward von dem Strohme mit fortgeriſſen, und blieb endlich, unten an einem hohen Ufer, liegen, wo er von einem Schwarme Fliegen zerſtochen ward, die ſich an ſeinem Blute ſatt ſaugten. Ein Waſſerigel that ihm den Antrag, die Fliegen wegzubeiſſen. Nein, nein, ſprach der Fuchs, laſs ſie nur ſeyn; denn die Fliegen, die jetzt auf mir ſitzen, haben ſich bereits ſo voll geſaugt, daſs ſie mir wenig mehr Schaden thun können, als ſie mir ſchon gethan haben. Wenn du ſie aber verjagſt, ſo werden andre hungrige an ihre Stelle kommen, mit welchen ich alsdenn noch zehnmal ſchlimmer daran bin.

Lehre.

Es iſt beſſer, ein gegenwärtiges Uebel, wenn es auch noch ſo ſchwer iſt, erdulden, als durch die Bemühungen, es los zu werden, ſich der Gefahr eines weit gröſſern auszuſetzen.

Betrach-

Betrachtung.

Dieſer Fabel bediente ſich Aeſopus gegen die Samier, bey Gelegenheit eines innerlichen Aufruhrs, und er war ſo glücklich, ſeinen Zweck damit zu erreichen. Sie iſt ungemein lehrreich, und beſtraft das unzufriedne Murren über die gegenwärtigen, ſo wohl öffentlichen, als beſondern Umſtände; denn indem wir kleinern Uebeln abzuhelfen bemüht ſind, fallen wie oft in weit gröſſere. Unter der Sonne iſt nichts vollkommen; ſondern jedes Gute iſt mit etwas Böſem, und jedes Böſe mit etwas Gutem vermengt; und dieſe natürliche Vermiſchung erſtreckt ſich über alle und jede menſchliche Angelegenheiten. Ueber das alſo, was noch zu ertragen iſt, müſſen wir die Geduld nicht verlieren, ſondern vielmehr, ehe wir unſern Zuſtand zu verändern ſuchen, alle Zufälle und Gefahren wohl überlegen, die unſer Unternehmen nach ſich ziehen kann, damit wir uns nicht am Ende, die ſelbſt vrrſchuldete Verſchlimmerung unſrer Umſtände zuzuſchreiben haben.

CLXXXIX. Fabel.

Der Landmann und der Habicht.

Ein Landmann war ſo glücklich, einen Habicht zu fangen, der eben einer Taube hitzig nachſetzte. Der Habicht wollte ſich vertheidigen, und wandte vor, daß er dem Landmanne nie etwas zu Leide gethan habe; und ich hoffe alſo, ſprach er, daß du ſo billig ſeyn, und auch mir nichts zu Leide

thun wirſt. Recht gut, verſetzte der Landmann; aber was hatte dir denn die Taube zuwider gethan? Wie du es mit dieſer würdeſt gemacht haben, ſo bin ich auch befugt, es mit dir zu machen. Ach, fuhr der Habicht fort, ich ſehe nun wohl, daß ich es verdient habe, einem Feinde in die Hände zu gerathen, der mir eben ſo zu mächtig iſt, als ich der Taube war. Aber was wird es der armen Taube helfen, daß ſie mir jetzt entgangen iſt? Es lauren zu viel Räuber auf ſie, und ſie wird gar bald einem andern in die Klauen gerathen.

Lehre.

Es iſt dem Laufe der Welt gemäß, daß der Stärkere den Schwächern unterdrückt; und es giebt gewiſſe Gewaltige, die durchaus nicht zulaſſen, daß jemand anders, als ſie, ungerecht handeln darf.

Betrachtung.

Raubvögel ſind ein Sinnbild räuberiſcher Gerichtsbedienten. Eine höhere Macht nimmt ihnen dasjenige mit Gewalt ab, was ſie andern mit Gewalt abgenommen haben. Es geſchieht aber nur allzuoft, daß man die Billigkeit der Wiedererſtattung, nach vollzogner Strafe, vergißt. Hier ſehen wir einen Landmann, der einen Habicht über der Verfolgung einer Taube ertappt; der Habicht will ſeine Sache vertheidigen; der Landmann nimt ſich der Taube wider ihn an, und nach einem ſchönen Verhör, wird der Habicht aus ſeinem eignen Munde verdammt, und die Taube von ihrem Unterdrücker erlöſet. So ward folglich eine Gewaltthätig-

thätigkeit durch die andre verhindert; die arme Unschuld wider einen mächtigen Feind beschützt, und an einem offenbaren Verfolger Gerechtigkeit ausgeübt. Diesem glänzenden Anscheine von Großmuth und Zärtlichkeit aber ohngeachtet, scheint es doch, daß der Mann die Taube blos deswegen von dem Habichte befreyet habe, damit er sie selbst essen möge; und wenn wir uns wohl umsehen, so werden wir finden, daß die meisten so genannte Vermittelungen, die im Namen der öffentlichen Gerechtigkeit unternommen werden, von dieser Art zu seyn pflegen.

CXC. Fabel.

Die Schwalbe und die Spinne.

Eine Spinne hatte wahrgenommen, daß die Schwalbe Fliegen fange, und weil sie dieses als einen Eingriff in ihre Vorrechte ansahe, so bekam sie den Einfall ein Netz zu weben, in welchem sie Schwalben fangen wolle. Doch die Schwalbe riß ohne die geringste Schwierigkeit durch das Gewebe durch, und flohe mit samt dem Netze davon. Gut, sagte die Spinne, ich sehe wohl das Vogel fangen meine Sache nicht ist; und hiermit kehrte sie wieder zu ihrer alten Handthierung zurück und fing Fliegen.

Lehre.

Ein weiser Mann wird ohne die gehörigen Mittel, zu seinem Zwecke zu gelangen, nichts unternehmen.

Betrachtung.

Ein jeder prüfe seine eigene Stärke, und zugleich die Stärke seines Feindes, ehe er mit ihm anbindet; denn derjenige muß nothwendig den Kürzern ziehen, der mit einem Gegner streitet, welcher ihm zu mächtig ist. Dieser gute Rath aber, sich mit keinem Stärkern einzulassen, muß da seinen Abfall leiden, wo es auf Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit ankömmt; denn der guten Sache muß man sich, aller Gewaltthätigkeit und Gefahr ohngeachtet, annehmen. Die Absicht dieser Fabel geht auf die richtige Erkennung und Beurtheilung uns zugefügter Beleidigungen. Es ist ein sehr unglücklicher Irrthum, Dinge für Beleidigungen aufzunehmen, die es nicht sind; und auch alsdenn, wenn die Beleidigung wirklich geschehen ist, ist es eine sehr kützliche Sache, das gehörige Verhältniß zwischen ihr und unsrer Ahndung zu treffen, und das Maaß unsrer Kräfte dabey nicht aus den Augen zu setzen. Die Schwalbe war eben so wohl ein Fliegenfänger, als die Spinne, und that der Spinne nicht mehr und nicht weniger Abbruch, als diese ihr that, indem die Fliegen für die eine so wohl als für die andre waren.

Wir sehen in der Welt eine Menge Staatsspinnen von dieser Art, welche die geringste Kleinigkeit oder Fliege, die aus dem gemeinen Schatze genommen wird, nicht anders betrachten, als ob ihr eigner Beutel dabey leide. Die Güte der Fürsten muß, wie die Güte Gottes, ohne Einschränkung seyn, und ihre Günstlinge müssen nicht jeden Bissen Brod, den ein ehrlicher Mann in den Mund steckt, für eine

Ver-

Verringerung ihrer Einkünfte halten. Ein jeder Mensch überlege also Erstlich, was er thun darf; Zweytens, was er thun kann; und Drittens setze er die Regeln der Tugend und Klugheit, nirgends aus den Augen.

CXCI. Fabel.

Der Schwan und der Storch.

Ein Storch der den Gesang eines sterbenden Schwans mit anhörte, sagte ihm, daß es wider alle Natur sey, in solchem Umständen zu singen, und war begierig die Ursache davon zu wissen. Da ich jetzt, antwortete der Schwan, in einen Stand treten soll, in welchem ich weder dem Hunger, noch den Gefahren der Verfolgung länger ausgesetzt seyn werde, kann ich wohl anders, als mich über eine so glückliche Veränderung freuen?

Lehre.

Der Tod ist die gewisse Befreyung von allen Beschwerlichkeiten, Leiden und Gefahren des Lebens.

Betrachtung.

Es ist eine große Thorheit, das zu fürchten, was man unmöglich vermeiden kann; noch eine weit größre Thorheit aber ist es, die Befreyung von allem Uebel zu fürchten; denn der Tod erlöset uns von allen Krankheiten, und entladet uns aller Sorgen. Doch ist es auch eine eben so groſ-

se

se Thorheit, uns auf ein unvermeidliches Schicksal nicht vorzubereiten. Wir müssen eben so gewiß wieder aus der Welt, als gewiß wir herein gekommen sind; und nichts, als das Bewußtseyn eines guten Lebens, ist uns in den letzten Stunden zu trösten vermögend. Die Erdichtung von dem Sterbeliede des Schwans soll, nach ihrer versteckten Bedeutung, nichts als eine Aufmunterung seyn, unser Ende so heiter und vergnügt seyn zu lassen, als es nur möglich ist, und dabey zu bedenken, wenn der Tod, als eine Befreyung von den Sorgen, Beschwerlichkeiten und Gefahren eines unruhigen Lebens, auch schon den Thieren angenehm ist, für was für einen weit größern Segen ihn jeder Tugendhafte zu halten habe, welcher nicht allein von allen Versuchungen, Fallstricken und Zerstreuungen einer bösen Welt dadurch erlöset, sondern auch zugleich in den Besitz eines ewigen Friedens, und in den Genuß unvergänglicher Freuden, versetzt wird.

CXCII. Fabel.

Der Igel und die Schlange.

Eine Schlange ließ sich in einem sehr kalten Winter erbitten, einen Igel mit in ihre Zelle zu nehmen; als er aber nun einmal drinnen war, ward der Raum so enge, daß die Stacheln des Igels der guten Schlange ungemein beschwerlich fielen. Sie sagte daher dem Igel, daß er zu-

zuſehen müſſe, wo er ſonſt wo unterkommen könne, weil ihre Höhle für ſie beyde viel zu enge ſey. Nun wohl, ſagte der Igel, wem es nicht gefällt, der mag ausziehen; ich für meinen Theil befinde mich hier ganz wohl, und wenn du es beſſer haben willſt, ſo ſuche es dir beſſer.

Lehre.

Es iſt nicht wohl gethan, wenn man Fremden ſo viel einräumt, daß man zuletzt ſelbſt ihrer Gnade leben muß.

Betrachtung.

Man muß bey allen Werken der chriſtlichen Milde, und des geſellſchaftlichen Umgangs, ja wohl auf die Gemüthsart und den Charakter derjenigen Perſonen, mit welchen wir uns zu thun machen, auf die Beſchaffenheit und den Umfang der Dinge ſelbſt, und auf alle die Folgen ſehen, die ſie, wenn ſie übel ausſchlagen ſollten, nach ſich ziehen können.

Wie viel Beyſpiele von Menſchen ließen ſich nicht finden, die nach allen möglichen Wohlthaten, allen Verbindungen der Ehre, Gerechtigkeit und Gaſtfreyheit zum Trotz, ihren Herren, Gönnern, und Beförderern nicht beſſer begegnet haben, als wir ſehen, daß der Igel hier der Schlange begegnet.

CXCIII. Fabel.

Die Mücke und die Biene.

Eine Mücke, die für Kälte und Hunger schon halb umgekommen war, kam einst des Morgens zu einem Bienenstocke, um eine Gabe zu bitten, und erbot sich zugleich die junge Familie der Bienen, für freye Wohnung und Kost, in der Musik zu unterrichten. Die Bienen baten aber ganz höflich, sie entschuldiget zu halten: denn, sagten sie, wir ziehen alle unsre Kinder zu unserm eigenem Gewerbe auf, damit sie durch ihren Fleiß ihren Unterhalt zu finden im Stande seyn mögen. Und daran, wie wir gewiß glauben, thun wir auch recht; denn sieh einmal, wozu die Musik, die du unsre Kinder lehren willst, dich selbst gebracht hat!

Lehre.

Fleiß und Arbeitsamkeit kann den Gemüthern der Kinder, sie mögen von einem Stande seyn, von welchem sie wollen, nicht gnug eingeprägt werden. Denn wer kann sich rühmen, so sicher zu stehen, daß ihn der Wechsel des ungewissen Lebens niemals treffen könne?

Betrachtung.

Die vielen unglücklichen Personen, die wir täglich, zum Vergnügen andrer, selbst aber mit sehr schweren Herzen, singen hören, sollten allen denjenigen

193 Die Mucke und die Biene.

194 Der Löwe, d: Esel u: der Hase

195 Die Tauben u: die Habicht.

196 Der Tod u: der alte Mann.

197. Der Fleis und die Faulheit.

198. Der Hahn und der Fuchs.

nigen zur Warnung dienen, welchen die Auferziehung von Kindern anvertraut ist, und sie lehren, wie nothwendig es sey, sie zum Fleiße und zur Arbeit anzuhalten, gesetzt auch, daß sie eine noch so hoffnungsvolle Aussicht vor sich hätten. Denn wenn dieses geschieht, so werden sie im Stande seyn, bey unverhofften Unglücksfällen, sich ihrer eignen Hände Arbeit zu nähren, und einen anständigen Unterhalt zu erwerben.

Mit der Mücke in der Fabel, sind auch ferner eine Menge unbedachtsamer und sorgloser Personen zu vergleichen. Sie schwärmen in dem Sommer ihres Glücks lustig herum, und denken an nichts weiter, als an ihre gegenwärtigen Ergötzlichkeiten. Wenn nun aber der Winter der Widerwärtigkeiten kömmt, so kriechen sie armselig herum, und ersuchen alle fleißige Bewohner eines jeden Bienenstocks, ihnen in der Bedürfniß beyzustehen, in die sie durch ihr eigen Verschulden gerathen sind: daher sie denn meistens Theils die abschlägliche Antwort, und die Spötterey, mit welcher die Bienen in der Fabel die Mücke abwiesen, gar wohl verdienen. Wir haben manches verzärtelte Kind gesehen, das in Singen und Tanzen unterwiesen, und in allen Ergötzlichkeiten der Welt erzogen worden, und gleichwohl den letzten Auftritt seines elenden Lebens, in Mangel und Elend beschließen mußte; welches ihm gewiß nicht würde begegnet seyn, wenn man es bey Zeiten von dem Werthe des Fleißes und der Unabhängigkeit unterrichtet, und ihm die Mittel, durch jenen zu dieser zu gelangen, bekannt gemacht hätte.

CXCIV. Fabel.

Der Löwe, der Esel, und der Hase.

Als einsmals zwischen den Vögeln und Thieren ein Krieg entstand, und der Löwe alle seine Unterthanen aufgeboten hatte, daß sie, zu bestimmter Zeit und an bestimmtem Orte, insgesamt in Waffen erscheinen sollten, fanden sich auch eine große Menge Esel und Hasen ein. Verschiedene von den Anführern waren der Meinung, sie als zum Kriegsdienste gänzlich unbrauchbare Geschöpfe, wieder fort zu schicken. Betriegt euch nicht, sagte der Löwe; die Esel werden sich sehr gut zu Trompetern schicken, und die Hasen werden vortrefliche Couriers abgeben können.

Lehre.

Gott hat nichts vergebens erschaffen. Kein Glied an dem politischen Körper ist so klein und unansehnlich, das nicht, an dieser oder einer andern Stelle, im gemeinen Wesen nützlich seyn könnte.

Betrachtung.

Jedes besondere Wesen hat auch eine besondere Eigenschaft, durch die es an einem Orte das ersetzen kann, was ihm an einem andern abgeht. Blos die Unwissenheit der Natur der Dinge ist Schuld, daß wir die geringern Geschöpfe verachten. Alle Dinge sind, jedes nach seiner Art, gut, und tragen alle, obgleich nach verschiednen Graden, zu der

Schön-

Schönheit, der Ordnung, und der Wohlfahrt des Ganzen das ihrige bey. Und so wie es in der Natur ist, so ist es auch in der bürgerlichen Gesellschaft, wo der Geringste, eben so wohl als der Gröste, seine angewiesene Stelle hat. Kurz, alle erschaffene Dinge, sind Werke der Vorsicht und der Natur, welche nichts vergebens gemacht haben.

CXCV. Fabel.

Die Tauben und die Habichte.

Es entstand einsmals unter den Habichten ein bürgerlicher Krieg; und die unschuldigen Tauben, welche, so lange als diese Uneinigkeit dauerte, sicher waren, schickten aus bloßem Mitleiden und gutem Herzen, Abgeordnete und Unterhändler ab, den Frie[illegible] unter ihnen wieder herzustellen. Kaum aber war dieser Streit beygelegt, als die Habichte, ihrer alten Sitten eingedenk, das Geschlecht der Tauben aufs neue zu verfolgen anfingen, welche alsdenn ihren Irrthum, einen gemeinschaftlichen Feind zu ihrem eigenen Verderben vereinigt zu haben, allzuspät erkannten.

Lehre.

Es ist eine gefährliche Sache, bey den Streitigkeiten böser und unruhiger Leute, einen Vermittler abzugeben. Wenn die Lasterhaften unter einander uneinig werden, so gereichen die Folgen ihrer Trennung, den Rechtschaffnen oft zum Vortheile.

Betrachtung.

Der Segen, der über die Friedensstifter ausgesprochen worden, erstreckt sich so weit nicht, daß er auch auf diejenigen Fälle gehen sollte, wo die Wirkung des Friedens, zum Verderben der Aussöhner ausschlagen muß. Wenn zwey große Mächte über die Oberherrschaft mit einander streiten, so ist es aller gesunden Staatsklugheit zuwider, daß eine dritte und schwächre Macht, die sich vor beyde zu fürchten hat, sie zu vereinigen suchen sollte. Denn wenn herrschsüchtige und unruhige Monarchen ihre Streitigkeiten unter einander beygelegt haben, so bekommen sie Muße, sich nach neuen Gelegenheiten zum Streite umzusehen, und verbinden ihre Kräfte wohl gar, um die Länder des dienstwilligen Schiedsrichters zu erobern und unter sich zu theilen. Man wird von dergleichen Beyspielen in der Geschichte mehr als eines finden.

CXCVI. Fabel.

Der Tod und der alte Mann.

Der Tod forderte einen alten Mann auf, und befahl ihm, zu folgen. Der Alte entschuldigte sich, wandte vor, die Reise nach jener Welt sey allzugroß, als daß er sie, ohn die geringste Warnung vorher erhalten zu haben, antreten könne, und bat daher um eine kurze Frist, blos um seinen letzten Willen noch zu machen. Ey, sprach

der

der Tod, ich habe dich gewarnt genug, und ich sollte meinen, daß du längst bereit und fertig seyn könntest. Denn hast du nicht täglich Beyspiele der Sterblichkeit, an allen Arten von Menschen, an Alten und Jungen, an Vornehmen und Geringen, vor deinen Augen gehabt? Und sind diese öftern Beyspiele des Todes andrer Leute, nicht hinlängliche Warnungen gewesen, an deinen eigenen zu denken? Und was willst du von dem Fieber sagen, das dich vor zehn Jahren befiel? Von dem Schwindel, der dir seit fünf Jahren öfters anwandelt? Von dem Schlage, der dich voriges Jahr getroffen? Weißt du nicht, daß jeder von diesen Zufällen ein vorausgeschickter Bothe war, der dir meine nahe Ankunft verkündigen sollte? Sperre dich also immer nicht länger, guter Freund; deine Zeit ist verstrichen; komm fort, sage ich dir!

Lehre.

Jeder Augenblick unsers Lebens, sollte als eine Zeit unsrer Vorbereitung zum Tode angesehen werden.

Betrachtung.

Es ist das seltsamste Gemische von Raserey und Thorheit, wenn Leute sagen, oder sich einbilden, daß irgend ein Mensch aus der Welt gerissen werde, ohne Zeit gehabt zu haben, sich zu seinem Tode zu bereiten. Allein der Aufschub dieser Zubereitung ist unser eigner Fehler; und so machen wir die Sünde selbst, zur Entschuldigung. Jedes Athemhohlen ist nicht nur ein Schritt zum Tode,

ſondern ſo gar ein Theil deſſelben. Der Tod ward mit uns gebohren, und wir tragen ihn mit uns herum. Er iſt der einzige beſtändige Gefährte, den wir in dieſer Welt haben, und gleichwohl denken wir ſo wenig an ihn, als ob wir gar nichts mit ihm zu thun hätten. Der Ausſpruch, wir ſterben täglich, iſt nach dem Buchſtaben wahr, und gleichwohl fühlen wir es nicht. Jedes Ding unter der Sonne hält uns eine Lection über die Sterblichkeit. Unſre Nachbarn, unſre Freunde, unſre Verwandten, die um uns herum ſterben, erinnern uns alle an unſre letzte Stunde. Und gleichwohl hören wir hier einen alten Mann, der vielleicht ſchon weit über die achtzig war, die plötzliche Ueberraſchung ſeines Todes bejammern.

CXCVII. Fabel.

Der Fleis und die Faulheit.

Ein fauler junger Menſch ward einſt gefragt, woher es komme, daß er ſo lange im Bette liegen bleibe. Ich bin gezwungen, verſetzte er, jeden Morgen Verhör zu halten; denn ſo oft, und ſo bald ich erwache, finde ich zwey Jungfrauen vor meinem Bette ſtehen. Die eine heißt Fleiß und die andre Faulheit; jene erinnert mich, aufzuſtehen; dieſe räth mir, liegen zu bleiben; und ſo führt jede von ihnen zwanzig Urſachen an, warum ich aufſtehen, und warum ich nicht aufſtehen ſoll. Nun aber iſt es die Schuldigkeit eines jeden billigen

Nach-

Richters, beyde Theile zu hören; und mittlerweile ich dieses thue, kömmt meistentheils die Zeit zum Mittagessen heran.

Lehre.

Wir bringen unsre Tage damit zu, daß wir überlegen, was wir thun sollen, und enden sie fast immer, ohne zu einem Entschlusse gekommen zu seyn.

Betrachtung.

Der Fall des Faullenzers in dieser Fabel, ist eben der Fall, in welchem sich das menschliche Geschlecht bey allen Pflichten des Lebens befindet, wo Vernunft und Gewissen uns auf den einen Weg rufen, und unsre Lüste uns auf den andern dahin reissen. Alle unsre Tage bringen wir mit nichtswürdigen Präliminarien zu, ohne in den wichtigsten Stücken unsrer Angelegenheiten, etwas gewisses zu beschliessen. Und gleichwohl wissen wir es gar wohl, was wir thun, und was wir nicht thun müssen, wenn wir nur das Licht einer vernünftigen Natur zu unserm Führer nehmen, und den Rathgeber hören wollen, den jeder Mensch in seinem Busen hat. Allein die Menschen sind meistentheils entweder zu faul, die Wahrheit zu suchen, oder für gewisse sinnliche Lüste zu partheyisch, auf die gefundene Wahrheit zu achten. Sie wollen lieber die Bequemlichkeit und das Vergnügen des Lebens geniessen, als die Irrthümer und Laster desselben bessern. Sie halten, mit unserm Faullenzer in der Fabel, Verhör; das ist, sie berathschlagen zwischen Leidenschaft und Gewissen; bis sie

am Ende abgeruffen worden; es sey nun zur Mittagsmahlzeit, oder zum Tode; das ist gleichviel; denn die Moral bleibt immer eben dieselbe.

CXCVIII. Fabel.

Der Hahn und der Fuchs.

Ein Fuchs spürte einen Hahn aus, der sich, mit samt seinen Weibern, auf einen Baum zur Ruhe begeben hatte, und hätte ihn gar zu gern herunter gehabt. Hast du die Neuigkeit nicht gehört? fragte er ihn. Was für eine Neuigkeit? sagte der Hahn. Die große Neuigkeit, versetzte der Fuchs, daß zwischen allen lebendigen Geschöpfen ein allgemeiner Friede geschlossen worden, und das keines, bey harter Strafe, dem andern, weder mittelbar noch unmittelbar, irgend eine Beleidigung mehr zufügen darf. Das ist ja die glückseligste Zeitung von der Welt! sagte der Hahn; und streckte zugleich seinen Hals aus, als ob er nach etwas, weit in der Ferne, sähe. Wornach guckst du? fragte der Fuchs. O, nach nichts; sagte der Hahn; ich sehe nur eine Kuppel großer Hunde, die mit offenem Munde, so schnell als sie laufen können, auf uns zu kommen. Wirklich? sprach Reinecke; es wird wohl also am besten seyn, daß ich mich fort mache. Und wie so? sagte der Hahn; der allgemeine Friede ist für dich ja wohl Sicherheits genug. Er sollte wohl, versetzte der Fuchs; wenn nun aber diese verzweifelten Hunde ihn nicht

hätten

199 Die Knaben und die Frösche
200 Die Frösche und die Stier.
201 Der Hase u. der Sperling
202 Die zwey Mäñer u. der Strik
203 Der Quaksalber u. der Bär
204 Das scheue Pferd.

hätten proclamiren hören? Alsdenn würde ich schöne ankommen — und hiermit zog er aus.

Lehre.

Treulosen Leuten muß man niemals Nachrichten glauben, die zu ihrem eignen Besten ersonnen zu seyn scheinen.

Betrachtung.

Es ist eine schwere Sache, wenn ein falscher Mann und eine falsche Erzehlung mit einander bestehen sollen; und wenn sie zusammen gehalten werden, so wird die Erdichtung meistentheils auf den Kopf des Betriegers zurück fallen. Es gehört keine geringe Sorgfalt und Geschicklichkeit dazu, wenn ein Mensch, der einen arglistigen, schwarzen Anschlag wider einen andern hat, sich nicht durch seine eign: Aussage schlagen, und in keinem Stücke bloß geben will.

CXCIX. Fabel.

Die Knaben und die Frösche.

Eine Gesellschaft muthwilliger Knaben lauerte, an dem Rande eines Teiches, auf die Frösche, und so oft als einer mit dem Kopfe hervor guckte, warffen sie ihn mit Steinen wieder unter das Wasser. Kinder, sagte einer von den Fröschen, ihr überlegt nicht, daß dieses, für euch zwar ein Spiel, für uns aber der Tod ist.

Lehre.

Härte und Grauſamkeit ſind unmenſchliche Laſter; und es iſt barbariſch, ſeinen Scherz mit etwas treiben, das einem andern tödtlich oder ſchädlich ſeyn kann.

Betrachtung.

Das Mißhandeln und Martern kleiner Hunde, junger Katzen, der Vögel und Fliegen, das unter Kindern ſo gebräuchlich iſt, iſt eine ſehr anſtößige und gefährliche Freyheit, die auf keine Weiſe geduldet werden ſollte; denn Härte und Unbarmherzigkeit in Knaben, wird zur Grauſamkeit und Tyranney in Männern. Zärtlichkeit und Mitleid ſind der Saame großmüthiger Menſchlichkeit; nur müſſen die Kinder auch bey Zeiten einen Unterſchied zwiſchen Barmherzigkeit und Weichlichkeit machen lernen. Auf dieſe Weiſe wird ein Grund von würdigen Gedanken gelegt, welche zu ihrer Zeit in rühmliche Thaten und Fertigkeiten reiffen, und den Mann geſchickt machen werden, ſeinem Vaterlande mit Nutzen und Ehren zu dienen. Dieſe Grundlage eines frommen und tugendhaften Mitleids, ſage ich, wird ihn in der Folge geneigt machen, anſtatt Trübſal mit Trübſalen zu häuffen, und den Schwachen und Unſchuldigen Thränen auszupreſſen, den Unterdrückten wider die mächtige Bosheit beyzuſtehen.

CC. Fabel.

Die Frösche und die Stiere.

Bey einem verzweifelten Gefechte zwischen einer Heerde Stiere, sprach ein Frosch, der an dem Ufer einer Lache saß und zusah, zu den andern Fröschen: Was wird aus uns werden? Und warum das? erwiederte einer von ihnen. Was haben die Stiere mit den Fröschen, die Lachen mit den Wiesen zu thun? Sehr viel, antwortete jener; das versichre ich euch. Denn diejenigen von den Stieren, welche den Kürzern ziehen, werden ganz gewiß ihre Zuflucht zu den Morästen nehmen, und uns alsdenn zertreten; ich, für mein Theil, will mich also immer in voraus so weit von ihnen entfernen, als möglich.

Lehre.

Wenn die Regenten uneins werden, leiden die Unterthanen, und der Kleine muß die Streitigkeiten der Großen büßen. Ueble Folgen mögen noch so weit von uns entfernt seyn, es ist doch immer sehr gut, sich vorzusehen, und auf das Uebelste, welches erfolgen könnte, bereit zu seyn.

Betrachtung.

Indem die Absicht mancher Handlungen auf die eine Seite zu gehen scheint, äußern sich ihre Wirkungen auf einer ganz andern, daß man also auch nur wahrscheinlichen Unfällen, mit aller Sorg-

falt und Mühe vorbauen muß. Ein Weiser ſiehet weit vor ſich hinaus, und läuft die ganze natürliche Reihe von Urſachen und Wirkungen in ſeinen Gedanken durch, um ſich, auf dieſe Weiſe, gegen das Schlimmſte, das ihm begegnen kann, gefaßt zu halten.

CCI. Fabel.

Der Haſe und der Sperling.

Ein Sperling ſaß eben auf einem nahen Strauche, als ein Adler auf einen Haſen herab ſchoß, der, ſobald er ſich in ſeinen Klauen fühlte, erbärmlich um Hülfe ſchrie. Schon recht, ſprach der naſenweiſe Sperling; warum läufſt du nicht davon? Ich ſollte meinen, deine geſchwinden Läufte hätten dich ſchon retten können. In eben dem Augenblick flog ein Habicht herbey, und ergriff den Sperling, welches für den ſterbenden Haſen kein geringer Troſt war, indem er ſahe, daß dieſes unbarmherzige Geſchöpf, das mit andern kein Mitleiden hatte, auch keines für ſich erlangen konnte, da es deſſelben eben am bedürftigſten war.

Lehre.

Es geht mit den Menſchen und Staaten, wie es mit den Vögeln und Thieren geht. Der Schwächere iſt allezeit die Beute des Stärkern, und dieſes von oben an, die ganze Staffel der Schöpfung hinunter. Wir ſollten daher mit

andrer Unglücke Mitleiden haben, denn niemand weis, wenn an ihn die Reihe kommen kann.

Betrachtung.

Hier sieht man die gerechte Strafe der Unbarmherzigkeit. Es spotte daher niemand mit dem Elenden, der selbst in Gefahr ist, elend zu werden, so wie es jeder werden kann; und in der That verdient es auch jeder zu seyn, der keine Zärtlichkeit für seinen Nächsten empfindet. Es ist der gröste Grad der Unmenschlichkeit, kein Mitleiden mit dem Unglücke seines Bruders zu haben; sich aber so gar über das Elend seines Nächsten zu freuen, und sein Gespötte damit zu treiben, ist nicht allein ein viehisches, sondern gar ein teufliſches Laſter.

CCII. Fabel.

Die zwey Menschen und der Strick.

Ein armer elender Mensch, welcher von allem Gelde entblößt war, und weder Credit noch Freunde hatte, wollte sich erhängen, in welcher Absicht er sich auch schon mit einem Stricke und einem Nagel versehen hatte. Als er nun diesen in eine alte Wand einschlagen wollte, um den Strick daran zu befestigen, traf er auf einen lockern Stein: der Stein fiel heraus, und ein Topf voll Geld stürzte nach. Den Augenblick ließ der Mensch den Strick fallen, und ging mit dem Funde davon. Kaum aber war er weg, als sich derjenige, welcher das Geld verborgen hatte, sehen

sehen ließ, und bey seinem Topfe einen Besuch ablegen wollte. Er fand, daß die Vögel ausgeflogen waren, und voller Verzweiflung über diesen Verlust, hob er den Strick auf und erhenkte sich selbst. Der einzige Trost, den er dabey hatte, war dieser, daß ihm das Glück, auf diese Weise, wenigstens die Unkosten, den Strick zu kauffen, erspart hatte.

Lehre.

Man kann wohl mit Recht sagen, das Geld sey die Wurzel alles Uebels; denn einige verzweifeln, weil es ihnen fehlt; und andre werden elend, weil sie es haben.

Betrachtung.

Armuth und Reichthum, wenn das letzte vom Geitze begleitet wird, sind näher mit einander verwandt, als viele Leute glauben; denn der reiche unersättliche Geitzhals, welchen die Sorge nach mehrerm nie ruhen läßt, ist vollkommen eben so elend, als der, welcher gar nichts hat. Ist es nicht immer gleich viel, ob das Geld hier, oder dort in der Erde vergraben liegt? Ob der schmutzige Knicker das gemünzte Geld hier in einem Topfe verscharrt; oder ob es erst, dort in den tiefen Bergwerken, zu künftigem Gebrauche reift? Es ist beydemal dem menschlichen Geschlechte gleich wenig nütze; nur daß das eine ein wenig tiefer liegt, als das andre. Wir können diese Betrachtung nicht besser, als mit Bemerkung der Thorheit derjenigen beschließen, die um andre reich

zu machen, selbſt vor Hunger ſterben, und zum Vortheile Fremder und Räuber, das armſeligſte Leben führen.

CCIII. Fabel.

Der Quackſalber und der Bär.

Ein Quackſalber ſtand auf einer Bühne aus, und prieß der aufmerkſamen Menge Volks, das ihn umringt hatte, ſeine Zettel und Arzeneyen an, bis ein Bär, mit einem Ringe in der Naſe den Weg daher geſchleppt ward, da ihn auf einmal alle Zuhörer verließen, und dem Bäre nachrenn-ten. Hierauf wandte ſich der Bär gegen den Hau-fen und ſagte: Hört nun, ihr lieben Freunde; es iſt mir recht lieb, daß es für euch ein ſo luſtiger An-blick iſt, mich an dem Ringe in der Naſe herum geſchleppt zu ſehen; allein vergönnt, daß wir ei-ner den andern auslachen dürfen; denn ihr wer-det von dieſem Quackſalber eben ſo bey den Ohren herumgeführt, als ich von meinem Führer bey der Naſe.

Lehre.

Ein Bär mit einem Ringe in der Naſe, iſt wei-ter nichts als ein Sinnbild von einem jeden un-ter uns, wie der Bär in der Fabel ganz richtig anmerkt; denn wir werden eben ſo wohl, als er, theils bey den Ohren oder Augen, theils bey unſern Lüſten und Neigungen herum geführt.

Betrachtung.

Betrachtung.

Eher ſollte niemand etwas an einem andern verdammen, oder darüber ſpotten, als bis er unterſucht hätte, ob er nicht vielleicht eben deſſelben Fehlers, oder eben derſelben Thorheit ſchuldig ſey. Auf dieſe Weiſe wird der Bär, auf eine andre werden die Menſchen herum geführt; und der ganze Unterſchied liegt vielleicht bloß darinn, daß der Bärführer in der Fabel nur ein dummes Vieh, der Betrüger oder Quackſalber aber deren tauſend an dem Ringe herum ſchleppt. Kurz, unſer ganzer Lebenslauf iſt wenig beſſer, als eine Reihe von Fehlern und Irrungen, und ein beſtändiger Uebergang von einer Schwachheit zu der andern.

CCIV. Fabel.

Das ſcheue Pferd.

Ein ſcheues Pferd, das immer vor ſeinem eignen Schatten erſchrack und wild ward, mußte einsmals eine ſehr ernſthafte und pathetiſche Strafpredigt von ſeinem Reiter hören: Was zum Henker fehlt dir denn? ſprach er. Es iſt ja nur ein bloßer Schatten, wovor du dich entſetzeſt. Und was iſt ein Schatten mehr, als ſo und ſo viel Luft, zu welcher kein Licht dringen kann? Er hat weder Zähne noch Klauen; kurz, er hat gar nichts, womit er dir den geringſten Schaden zufügen könnte. Er kann dir weder die Knochen brechen, noch den Weg verſperren; und was haſt du denn alſo

zu

zu befürchten? Wahrhaftig, verſetzte das Pferd, es läßt dir recht ſehr wohl, mir dieſen Vorwurf zu machen; dir, der du dich vor Geiſter, Geſpenſter und Kobolte, die weiter nichts als leere Erſcheinungen und Geburten deines Gehirns ſind, eben ſo ſehr fürchteſt, als ich mich vor meinem Schatten.

Lehre.

Nichts iſt gewöhnlicher, als das wir an andern etwas tadeln, was wir ſelbſt zu treiben pflegen.

Betrachtung.

Nach aller Gerechtigkeit, Klugheit und Menſchenliebe, ſollten wir die Fehler unſers Nächſten nicht anders, als einen Spiegel, brauchen, um unſre eigne Sitten in demſelben zu erkennen und darnach zu beſſern. Wenn wir ſehen, daß ein Pferd über ſeinen eignen Schatten ſcheu wird, was können wir beſſers thun, als die Thorheit und Eitelkeit unſrer eignen Uebereilungen und Irrthümer, in tauſend ähnlichen Fällen, erwägen? Denn was ſind alle die quälenden Entzückungen unſrer Hoffnung und Furcht, alle unſre ausſchweiffenden Wünſche und übeln Begierden anders, als Bilder von Dingen, die vollkommen eben ſo nichtig ſind, als der Schatten in der Fabel?

CCV. Fabel.

Die unmöglich abzuschaffende Schmeicheley.

Schon lange hatte das niedrige und kriechende Laster der Schmeicheley ungestraft in der Welt geherrscht; als es endlich, einem scharfen Befehle aller einstimmenden Götter zu Folge, mit dem Tode bestraft werden sollte, und gewisse Aufseher ernennt wurden, über die Befolgung des neuen Gesetzes zu halten. Ein halbes Jahr ging vorbey, und die Schmeicheley war noch eben so kühn und geschäftig, als vorher, und gleichwohl lief keine Klage wider sie ein. Hierauf wurden Spione und Kundschafter ausgeschickt, welche endlich einen Schriftsteller den Richtern als einen Schuldigen vorstellten, weil er einem gewissen großen Hofmanne Eigenschaften beygelegt habe, von welchen er ganz und gar nichts wisse; zum Exempel Witz, Ehre, Tugend und dergleichen. Der Gefangne leugnete im geringsten nicht, seinem Gönner diese Tugengen beygelegt zu haben, sondern berief sich auf ihn selbst, ob er ihm Unrecht gethan habe, oder nicht? Der Hofmann sprach den Schriftsteller nicht allein los, sondern nahm es auch ungemein übel, daß die Richter etwas für Schmeicheley halten wollten, was doch, wenn man es genau untersuche, nichts als Wahrheit und Gerechtigkeit sey. Man erließ hierauf die Aufseher ihres Amts, weil man es für ganz unmöglich hielt, ein Laster zu bestrafen, welches

207 Der ein Götzenbild tragende Esel.
206 Der Hund und sein Herr.
208 Der Hund und die Katze.
209 Der Bollenbeißer und der Esel.
210 Die Frau und der Tod.

welches niemand erkennen, und worüber sich niemand beklagen wollte.

Lehre.

Die bloße Selbstliebe ist es, welche die Schmeicheley auffordert und anreizt; und die Geneigtheit des einen, sie anzunehmen, ermuntert den andern, sie zu ertheilen.

Betrachtung.

Es ist für die menschliche Weisheit eine wahre Unmöglichkeit, solche Gesetze zu machen, die allen Bosheiten des Gemüths steuern könnten. Wer kann, zum Exempel, das Schmeicheln, die Heucheley, und andre solche Sünden des Herzens bestrafen, wenn kein Beweis wider sie vorhanden ist? Es kann jemand in den Augen der Gesetze ein sehr ehrlicher Mann seyn, der gleichwohl in den Augen Gottes und seines eignen Gewissens, der abscheulichste Bösewicht ist. Unterdessen verlohnt sichs aber doch der Mühe, darauf zu sinnen, wie sich sonst diejenigen Uebel am besten hemmen und unterdrücken lassen, über die sich die Macht der Gesetze nicht erstrecken kann. Und diese Absicht zu erreichen, muß man der Wirkung gleich in der Ursache vorbauen. Die Schmeicheley kann keinen Menschen verderben, der nicht erst sein eigner Schmeichler ist; denn bloß die gute Meinung, die wir von uns selbst haben, ist Ursache, daß wir von der guten Meinung, die andre von uns zu haben scheinen, hintergangen werden.

CCVI. Fabel.

Der Hund und sein Herr.

Ein wachsamer Hund ward einst von seinem Herrn ausgescholten, daß er des Nachts alle und jede, wenn sie ihm auch nicht zu nahe kämen, ohne Unterscheid, anbelle. Herr, sprach der Hund, es geschieht aus Eifer für eure Dienste; und ob ich gleich keinen unangebellt vorbey gehen lasse, so weis ich doch gewiß, wenn ich niemanden anders, als einen bösen Mann, anbellen soll, daß ich unter zehnmalen immer neunmal recht belle.

Lehre.

Die Geschichte der Betrieger und Scheine, wenn sie aufrichtig verfaßt werden sollte, würde nichts anders, als die Geschichte der menschlichen Natur seyn.

Betrachtung.

Es muß einem treuen Diener nahe gehen, wenn ihm, zum Lohne für seine äußersten Bemühungen, der ärgerliche Vorwurf einer überlästigen Dienstfertigkeit gemacht wird. Die Regel, die ein gewisser Kardinal einem von seinen Bedienten gab, der um seinen Mantel gekommen war, schickt sich sehr wohl zu unserm gegenwärtigen Zwecke. Der Bediente sagte, man habe ihm Rom so oft das heilige Rom genennt, daß er geglaubt habe, es könne ganz und gar keine Diebe daselbst geben. Künftig aber, sagte der Kardinal, wenn du wieder

in eine fremde Stadt kömmſt, ſo halte jeden Menſchen, den du ſiehſt, für einen Dieb; nur daß du keinen ſo neunſt. Dieſen Weg ſchlug der Hund ein, und that daran ſehr weislich; denn wer beſtändig auf ſeiner Hut iſt, der kann nicht leicht betrogen werden.

CCVII. Fabel.

Der Eſel mit dem Götzenbilde.

Ein Eſel trug, bey einer feyerlichen Proceſſion, ein Götzenbild, und überall, wo er hinkam, fielen die Leute vor ihm auf die Knie. Das alberne Thier fing an ſeine Ohren zu ſpitzen, und ſich auf alle mögliche Weiſe ein Anſehen zu geben, weil er ſich einbildete, er ſey es, den man anbete; bis ihn endlich einer von ſeinen Führern zurechte wies: Mein guter Langohr, ſprach er, du biſt, mit dieſer Laſt auf deinem Rücken, noch immer eben derſelbe Eſel, der du vorher wareſt, ehe ſie dir aufgelegt ward; das Bild, und nicht das Vieh iſt es, vor welchem man ſich beugt.

Lehre.

Es giebt Leute, welche die Ehrenbezeugungen, die ihnen in Anſehung derer, welchen ſie dienen, oder welche ſie vorſtellen, erwieſen werden, für einen ſchuldigen Zoll halten, den man ihrem eignen Werthe abtrage.

Betrachtung.

Die alberne Eitelkeit dieſes Eſels zeigt die Thorheit derjenigen, in gewiſſen Aemtern und Wür-

den ſtehenden Perſonen, die ſich, ohne Verdienſt, die Achtung anmaßen, mit der ihnen bloß in Betrachtung dieſer Würden begegnet wird. Mancher Geiſtliche (es thut uns leid, daß wir es ſagen müſſen) hat ſeinem Charakter keinen geringen Theil von Geringſchätzigkeit blos dadurch zugezogen, daß er die Ehrerbietung, die man ſeinem heiligen Amte erwieſen, ſeiner eignen Perſon angemaßt, er hat ſie verdienen mögen, oder nicht. Indem er alſo nach mehrerm geſtrebt, als ihm zugekommen, iſt ihm weniger, als ihm gebührte, zu Theil worden, und er iſt in Verachtung gerathen, welche das gewöhnliche Loos des Stolzes und des Uebermuths zu ſeyn pflegt.

. . . . . .

CCVIII. Fabel.

Der Hund und die Katze.

Nie vertrugen ſich zwey Thiere beſſer mit einander, als ein Hund und eine Katze, die in eben demſelben Hauſe jung geworden waren: ſie waren beyde ſo freundlich, ſo munter und kurzweilig, daß die Familie tauſend Vergnügen an ihren Luftſpringen, und verliebten Poſſen hatte. Nur einzig und allein bey der Mahlzeit merkte man, daß ſie ſich, ſo oft ein Brocken von der Tafel fiel, oder ihnen ein Bein zugeworfen ward, als die ärgſten Feinde unter dem Tiſche betrugen, und des Knurrens und Zähneflettſchens kein Ende war.

Lehre.

Eigennutz iſt das Bein, welches, auf die eine oder die andere Weiſe, die Menſchen verlei-

ten,

tet, ſich unter einander in die Haare zu gera-
then.

Betrachtung.

Hier haben wir ein vollkommnes Sinnbild von den gewöhnlichen Freundſchaften der Welt. Wir machen kleine Bekanntſchaften, laſſen uns in einen angenehmen Umgang ein, und bringen unſre Zeit ſo luſtig und vergnügt mit einander zu, daß man glauben ſollte, nichts unter der Sonne könne das gute Vernehmen ſtören. Doch kaum ſtößt uns ein beträchtlicher Vortheil auf, kaum wird uns, mit der Fabel zu reden, ein Bein zugeworfen; oder kaum entſteht in uns der geringſte eiferſüchtige Gedanke; ſo fallen auf einmal alle vorige Verbindungen weg, die geglaubte Freundſchaft iſt zu Ende, und das Poſſenſpiel ſchließt ſich mit Schlägen und Auskratzen der Augen. Dieſes gilt bey Fürſten und Staaten, bey öffentlichen und Privatperſonen, bey Verheyratheten und Ledigen, kurz, bey Leuten von allen Profeßionen und Geſinnungen.

CCIX. Fabel.

Der Hund und der Eſel.

Ein großer ſtarker Hund und ein Eſel, der mit Brod beladen war, thaten eine weite Reiſe mit einander. Sie waren beyde ſehr hungrig; und da inzwiſchen der Eſel dann und wann aus der Straße auswich, und ſich ein Maul voll Diſteln hohlte, bat ihn der Hund um etwas von dem Bro-

de, das er auf dem Rücken trug. Der Esel antwortete: was er trüge sey nicht seine, sondern gehöre einem andern zu, und er dürfe daher nicht damit schalten, wie er gerne wolle. Indem dieses vorging, kam ein Wolf auf sie zu. Der Esel fing an zu zittern, und sagte zu dem Hunde; er hoffe, daß er ihm beystehen werde, wenn ihn der Wolf anfallen sollte. Nein, versetzte der Hund; wer allein essen will, der mag auch allein fechten; und hierum überließ er seinen Reisegefährten der Barmherzigkeit des Wolfs.

Lehre.

Obgleich die Erhaltung unsrer selbst der vornehmste Endzweck der Gesellschaft ist; dennoch dürfen wir unsre Sicherheit und Wohlfahrt nicht mit fremden Gütern, auf die wir kein Recht haben, erkaufen.

Betrachtung.

Der Hund spielet in dieser Fabel die Rolle eines eigennützigen Menschen, der ohne Bedenken jeden Esel begleiten wird, wenn er Hoffnung hat, an seinem Vorrathe Theil zu nehmen. So bald er aber sieht, daß ihm seine filzigen Absichten fehlschlagen, macht er der vorgegebenen Freundschaft, mit der bittersten Verspottung, auf einmal ein Ende. Der Esel bezeigte sich in diesem Vorfalle als ein ehrliches Geschöpf, dem die Ladung Brods anvertrauet war, und der sich, ob ihn gleich eben so sehr hungerte als den Hund, dennoch lieber mit Disteln begnügen ließ, als daß er fremdes Gut angreiffen sollte. Er wollte die Freundschaft des

Hundes

Hundes unter ſolchen Bedingungen durchaus nicht erkaufen; er ſahe die Gefahr vor Augen, er ſahe, daß der Hund im Begriffe war, ihn der Gnade des Wolfs zu überlaſſen, und dennoch hielt er feſt bey ſeiner Redlichkeit, und konnte es nicht über das Herz bringen, den Hund, zu ſeinem Beſten, mit etwas, das ihm nicht gehörte, zu beſtechen.

CCX. Fabel.

Die Frau und der Tod.

Eine gute Ehegattinn fürchtete ihren Mann zu verlieren, und wollte darüber faſt von Sinnen kommen. Er lag krank, und war von den Aerzten bereits aufgegeben worden. Durchaus wollte die Frau, daß der Tod ſie an ſeiner Statt hohlen ſollte; ſie bat, ſie weinte, ſie ſchrie, bis der Tod endlich in einer ſchrecklichen Geſtalt vor ihr erſchien. Und den Augenblick war ſie mit ihrem Complimente fertig: Ich bitte ſehr, Herr Tod, ſich nicht zu irren, ſprach ſie; die Perſon derentwegen ſie kommen, liegt dort im Bette.

Lehre.

Es iſt etwas ſehr gewöhnliches, daß Leute, für ihre Freunde ſterben zu wollen, vorgeben; wenn es aber zur Sache kömmt, ſo ſieht man bald, daß ihre Verſicherung in leeren Worten beſtanden. Das Gefühl unſrer ſelbſt, wird alsdenn ſo ſtark, daß man, ich weis nicht was, lieber aufopfern, als ſein Wort halten würde.

Betrachtung.

Die Liebe, sagt das Sprichwort, fängt von sich selbst an; und wenn man alles wohl überlegt, so liebt niemand seinen Freund so sehr, daß er sich selbst nicht noch weit mehr lieben sollte. Niemand entsetzt sich vor dem Tode mehr, als die, bey welchen es zur Gewohnheit worden ist, nach ihm zu seufzen. O daß mich doch der Tod erlösen wollte! spricht dieser. Daß er mich doch, anstatt meines lieben Mannes, nehmen möchte! sagt jene. So bald sich ihnen der Tod aber wirklich zeigt, und sie bey ihrem Worte halten will, so wird die treue Ehegattinn ihn mit den höflichsten Ausdrücken abweisen und ihm sagen, daß die Person, derenwegen er komme, dort in dem Bette liege; eben so, wie der alte Mann, der seines Lebens überdrüssig war, da der Tod auf sein Rufen erschien, von ihm weiter nichts verlangte, als daß er ihm seine Holzbündel wieder aufhelfen sollte. Kurz, im Scherze dem Tode rufen, ist eitel und thöricht, und ihm im Ernste rufen, ist gottlos. Ueberhaupt aber ist dem Tode rufen, beydes lächerlich und unnöthig; denn der Tod wird ganz gewiß zu der bestimmten Zeit erscheinen, er mag gerufen seyn oder nicht; und wird meistentheils noch eher erscheinen, als er willkommen ist.

211 Der Wolf und der kranke Esel.

212 Der mißvergnügte Esel.

213 Der Eber und der Fuchs.

214 Der Wolf u. das Stachelschwein.

215 Der Uiberlustige u. Diebische Affe.

216 Der milzsüchtige Rasende.

CCXI. Fabel.

Der Wolf und der kranke Esel.

Ein Wolf legte seinen Besuch bey einem Esel ab, der an einem heftigen Fieber krank darnieder lag, und griff ihm ganz sanfte an den Puls. Nun, sprach er, guter Freund, wo fühlt ihr denn eure gröſten Schmerzen? Wie leutselig! sagte der Esel; aber es schmerzt mich eben da am meisten, wo ihr eure Finger hinlegt.

Lehre.

Die mitleidigen Kranckenbesuche vieler Leute, sind nichts anders als Besuche der Raben bey einem sterbenden Schafe; sie wittern Luder.

Betrachtung.

Sterbende, die ein groſses Vermögen hinterlassen, oder durch deren Tod ein einträgliches Amt offen wird, haben eine Menge solcher Besucher, die sich, so wie der Wolf in der Fabel, nach ihrer Gesundheit erkundigen, und sie können dergleichen Komplimente nicht anders, als für schmerzliche Verschlimmerungen ihrer Krankheit, mit dem armen sterbenden Esel, halten; indem sie gar wohl wissen, daſs ihre Genesung, diesen ihren gierigen Expectanten die unangenehmste Neuigkeit von der Welt seyn werde. Ihr natürliches Verlangen zu leben, muſs daher durch die angenehme Hoffnung, solche wölfische Besucher in ihrer Erwartung zu betriegen, um ein groſses vermehrt werden.

CCXII. Fabel.

Der unzufriedne Esel.

Ein Esel wünschte sich in einem harten Winter, anstatt der trocknen Bündel Stroh und des kalten Nachtlagers, ein wenig warmes Wetter, und nur einen Mundvoll frisches Gras, sich damit zu laben. Es währte nicht allzulange, so war das warme Wetter und auch das frische Gras da; zugleich aber brachten sie auch so viel Arbeit und Geschäfte mit, daß der Esel gar bald des Frühlings eben so überdrüßig ward, als er des Winters gewesen war. Hierauf schnte er sich nach dem Sommer; und da auch dieser gekommen war, und er seine Arbeit ungleich mehr vermehrt, als erleichtert fand, bildete er sich ein, er würde es nicht eher besser haben, als im Herbste. Doch auch im Herbste hatte er so viel Aepfel, Trauben, Holz, Wintervorrath und dergleichen zu tragen, daß er weit übler daran war, als er jemals gewesen zu seyn glaubte. Da er nun also den Zirkel des Jahrs durch war, und niemals einige Erleichterung gefunden hatte, wünschte er sich endlich den Winter wieder, damit er da seine Ruhe finden möge, wo er seine unzufriednen Klagen angefangen hatte.

Lehre.

Das Leben eines unruhigen Menschen fließt in einer beständigen Folge eitler Wünsche und unnützer Begierden dahin. Ein unzufriednes

Gemüth

Gemüth findet seine Beruhigung nie. Jede Zeit im Jahre hat ihre bestimmte Arbeit.

Betrachtung.

Für einen Unzufriednen kann man niemals das rechte Maaß finden; bald ist es ihm zu viel, bald zu wenig, bald zu zeitig, bald zu spät. Die geringste Liebe zur Neuigkeit erzeigt immer eine grössere, und je öfter wir uns verändern, desto gefährlicher und unruhiger finden wir diese juckende Begierde nach Abwechslung. Der Esel ward des Winters überdrüßig, des Frühlings überdrüßiger, noch überdrüßiger des Sommers, und des Herbsts am allerüberdrüßigsten; bis er sich am Ende gezwungen sah, seinen ersten Umständen den Vorzug zu geben, und das für sein leidlichstes Glück zu halten, was er vorher für sein gröstes Unglück angesehen hatte.

Das kömmt heraus, wenn eckle und thörichte Menschen, an den weisen und gütigen Einrichtungen des Schöpfers der Welt künsteln und sie verbessern wollen. Sie wissen nicht, was sie sind, und wissen auch nicht, was sie gern seyn möchten; sie wissen weiter nichts, als daß sie das nicht gern seyn möchten, was sie sind. Ihr gegenwärtiger Zustand in der Welt mag seyn wie er will, es wird sich immer eines oder das andre darinne finden, was ihn unerträglich macht; und sie vertragen sich daher mit sich selbst eben so schlecht, als sie sich mit ihren Freunden und Nachbarn vertragen; denn da wird kein Umstand in der Welt seyn, aus welchem sie nicht eine Gelegenheit zum Zanke zu nehmen wüßten. Das Gegenwärtige ist weiter nichts als

die

die allmählige und augenblickliche Annäherung des Zukünftigen. Wäre es also nicht besser, die Menschen blieben gleich Anfangs ruhig und zufrieden auf der Stelle sitzen, welche ihnen Gott angewiesen hat, und thäten ihre Schuldigkeit in demjenigen Stande des Lebens, zu welchem er sie berufen hat, willig und freudig, als daß sie zuletzt, nach theuer erkaufter Erfahrung ihrer Thorheiten, sie zu thun, gezwungen werden?

Dieses aber sagen wir nicht in der Absicht, einer anständigen Bemühung und einer vernünftigen Befleißigung solcher Mittel, die zur Verbesserung unsrer Glückumstände wirklich etwas beytragen können, den Weg zu versperren; man muß nur gleich Anfangs den Entschluß fassen, sich nicht unter die Würde eines weisen Mannes zu erniedrigen, der Ausgang unsrer Bemühung mag sey, wie er will. Denn wer mit dem Gegenwärtigen nicht zufrieden ist, wird diese Schwachheit auch bey allen folgenden Veränderungen nicht ablegen; und wer einmal etwas, das er nicht hat, heftig verlangt, wer einmal gegen das, was er hat, einen eckeln Ueberdruß fühlet, der hat sein Gleichgewicht bereits verlohren. Wenn wir also glücklich seyn wollen, so müssen wir uns auf einen Grund stützen, der niemals triegen kann, das ist, wir müssen nirgends die Grenzen der Mäßigung und Gerechtigkeit überschreiten. Alles das übrige gehört zu dem Kreislaufe des Esels, aus einer grössern Quaal in die andre.

CCXIII. Fabel.

Der Eber und der Fuchs.

Als ein Eber einsmals seine Hauer gegen einen Baum wetzte, nahte sich ihm ein Fuchs und sprach: Aber sage mir, warum thust du das? Ich thue das, antworte der Eber, um gleich bereit zu seyn, wenn mich irgend ein Feind anfallen wollte. Allein, versetzte der Fuchs, das hast du ja jetzt nicht nöthig; denn ich sehe noch keinen Feind. Wohl habe ich es nöthig, erwiederte der Eber; denn wenn der Feind schon da ist, so wird es zu spät, alsdenn zu wetzen, wenn man fechten sollte.

CCXIV. Fabel.

Der Wolf und das Stachelschwein.

Ein Wolf hatte Lust mit einem Stachelschweine anzubinden, wenn er es nur erst seiner Stacheln entwaffnen könnte, die es, wie Pfeile, auf seinen Feind abschnellen kann. Er sagte also zu dem Stachelschweine; es ließe ganz und gar nicht fein, zur Zeit des Friedens so bewaffnet zu gehen, als ob man um und um mit Krieg umgeben wäre. Lege doch also deine Stacheln ab; du kannst sie ja allezeit wieder anlegen, wenn du es für gut befindest. Sprichst du vom Kriege? versetzte das Stachelschwein. Das ist ja eben der Fall, worinn ich mich jetzt befinde, und zugleich

die

die Urſache, warum ich mich bewaffnet halten muß. Denn befinde ich mich nicht jetzt in der Geſellſchaft eines Wolfs?

Lehre dieſer zwey Fabeln.

Kein Menſch, kein Staat kann zur Friedenszeit ſicher ſeyn, wenn er nicht beſtändig auf ſeiner Hut und allezeit in Bereitſchaft iſt, einem plötzlich anfallenden Feinde entgegen zu gehen.

Betrachtung.

Es iſt das vornehmſte Stück der Klugheit, bey allen Geſchäften des menſchlichen Lebens auf unſrer Hut zu ſeyn, damit wir, beſonders von den Wölfen und Füchſen der Welt, weder überraſcht noch verrathen werden. Alle Pflichten des Regiments und der Geſellſchaft; ja alle, ſo wohl bürgerliche als geiſtliche Verrichtungen, wobey es auf Klugheit, Treue und Gewiſſen ankömmt, haben ihre eigne Zeit. Es iſt zu ſpät, dem Unheile vorzubauen, wenn die Gelegenheit dazu einmal vorbey iſt; und die Beobachtung der rechten Zeit iſt daher einer von den vornehmſten Punkten bey Beſchleinigung unſrer Angelegenheiten. Da iſt kein ſichrer und gewiſſer Friede, wo das Volk nicht beſtändig zum Kriege bereit iſt; denn die gemeine Wohlfahrt der Staaten, beruhet nicht ſo wohl auf der Treue der Menſchen und der Regierungen, als vielmehr auf den zufälligen und anſtändigen Gelegenheiten, den Frieden mit Nutzen zu brechen. Die öffentliche Gerechtigkeit allein, ohne Policey und Rathſchläge, kann keinen Staat aufrecht erhalten.

Die

Die Menſchen richten ſich natürlicher Weiſe nach denjenigen Meynungen und Ueblichkeiten, die ihren Anſprüchen und Forderungen gemäß ſind: und es iſt allzuviel, wenn man zu der Stärke der laſterhaften Neigung, Uebels zu thun, auch noch die mächtige Verſuchung, es ohne Gefahr thun zu können, hinzufügt. Des Ebers Wetzen ſeiner Hauer, war weiter nichts als eine nöthige Vorſicht bey Beſorgung des Schlimmſten; und das Stachelſchwein handelte ſehr weislich, daß es, in Gegenwart des Feindes, beſtändig auf ſeiner Hut blieb.

CCXV. Fabel.

Der Ueberläſtige und der Philoſoph.

Ein gewiſſer närriſcher, abgeſchmackter Stutzer bekam den Einfall, einen Beſuch bey einem Philoſophen abzulegen. Er fand ihn in ſeiner Studierſtube ganz allein, und konnte ſich nicht genug wundern, wie er ein ſo einſames Leben führen könne. Mein Herr, ſagte der Philoſoph, Sie betriegen ſich ſehr; denn ich befand mich, ehe Sie kamen, in ſehr angenehmer Geſellſchaft.

Lehre.

Was der lermende und gröſte Theil der Menſchen gute Geſellſchaft nennt, iſt einem weiſen Manne gemeiniglich das verdrießlichſte und abgeſchmackteſte Ding von der Welt; ein bloſſer

Zirkel

Inkel von Nichtswürdigkeit und Thorheit, dem es an allem fehlt, was einem denkenden Geiſte angenehm iſt. Wie unendlich lieber muß ein ſolcher Mann, mit den gelehrten Todten, als mit den leeren und unerbaulichen Lebendigen umgehen!

Betrachtung.

Es iſt eine von den empfindlichſten Peinigungen, die einem geſchäftigen Gelehrten wiederfahren kann, wenn er durch die Ueberläſtigkeit eines abgeſchmackten Beſuchs, in ſeinen Gedanken geſtört, und in der Reihe ſeiner Ueberlegungen unterbrochen wird; und iſt es ein vornehmer Thor, der dieſen Beſuch bey ihm ablegt, ſo iſt er um ſo viel ſchlimmer daran, weil der Stand dieſes Menſchen ihn zu allen gegenſeitigen Bezeigungen der Höflichkeit und Hochachtung verbindet. Dieſe Fabel will uns lehren, daß gute Bücher und gute Gedanken die beſte Geſellſchaft ſind, und daß ſich diejenigen ſehr irren, die ſich einbilden, ein weiſer Mann könne jemals allein ſeyn. Auch lehrt ſie, daß wir uns auf Unterbrechungen und Verhinderungen gefaßt machen, und ſo viel möglich den Plagen einer ſchlechten Geſellſchaft, durch ſorgfältige Vermeidung aller Gelegenheit dazu, ausweichen ſollen. Einen Mann von Verſtand und Tugend mit einem leichtſinnigen, abgeſchmackten Thoren in Geſellſchaft bringen, heißt in gewiſſem Verſtande eben das thun, was jener Tyrann that, welcher lebendige und todte Menſchen zuſammen band; und gleichwohl wollen die Unverſtändigen dieſes für eine

angenehme

angenehme Unterbrechung der Einſamkeit, für gute Geſellſchaft gehalten wiſſen.

CCXVI. Fabel.

Der milzſüchtige Reiſende.

Ein milzſüchtiger und ein luſtiger Mann, reiſeten mit einander einen Weg. Der erſtere hatte den Kopf voller Kummer und Sorgen, ächzete beſtändig und rief einmal über das andre: Wie wird es mir noch gehen! Wo werde ich zu leben hernehmen! Der andre verfolgte ſeinen Weg unter Scherz und Lachen, und überließ ſich und ſeine Angelegenheiten der Vorſicht und dem guten Glücke. Aber ſage mir nur, Bruder, ſprach der Milzſüchtige, wie du ſo fröhlich ſeyn kannſt? Gott weis, das Herze im Leibe möchte mir zerſpringen, wenn ich daran denke, daß ich vielleicht noch erhungern muß. Du biſt nicht klug, erwiederte der Luſtige; es gehe wie es gehe; mein Entſchluß bleibt feſt, und mein Gemüth iſt völlig beruhiget. O, verſetzte jener wieder, ich habe Leute gekannt, die eben ſo unbekümmert dahin lebten, aber ihre Zufriedenheit kam ihnen am Ende theuer zu ſtehen. Hierauf bekam der arme Thor einen neuen Anfall von Angſt und Verzweiflung, bis er endlich plötzlich auffuhr und ausrief: Himmel, wenn ich gar blind werden ſollte! Und hiermit ging er mit geſchloßnen Augen vor ſeinem Reiſegefährten vorweg, um zu verſuchen, wie es ungefehr ſeyn werde, wenn ihn

das Unglück treffen sollte. Indem er aber diese närrische Probe machte, fand sein lustiger Gesellschafter, der hinter ihm her ging, einen Beutel mit Gelde auf der Straße, der sein Vertrauen auf die Vorsicht reichlich belohnte; da hingegen der andre dieses Funds, zur Strafe seines Mißtrauens, verfehlte: denn der Beutel wäre, da er voran ging, gewiß seine gewesen, wenn er sich nicht außer Stand gesetzt hätte, ihn zu sehen.

Lehre.

Wer sich auf die Vorsicht verläßt, der kann gewiß glauben, daß er zur Zeit der Noth einen Freund finden wird; da hingegen das ängstliche Mißtrauen an der göttlichen Güte, den Menschen derselben immer unwürdiger, und durch die Furcht, elend zu werden, vor der Zeit elend macht.

Betrachtung.

Die zwey entgegengesetzten Gemüthsarten eines freudigen Vertrauens auf die Vorsicht, und einer argwöhnischen Verzweiflung an derselben, werden uns in dieser Fabel, mit ihren gewöhnlichen Wirkungen und Folgen, zum Troste und Unterrichte, klar und deutlich vor Augen gestellt. Die göttliche Güte verläßt keinen, der auf sie bauet, wenn er nur anders, der Lehre, die Herkules dem Fuhrmanne gab, zu Folge, die Hände selbst mit ans Werk legt.

Die elendesten Leute unter der Sonne sind jene Vermuther, jene kurzsichtige Verkündiger des Ausgangs, jene überkluge Fallsetzer, die beständig bey

217. Der ungehorsame junge Löwe

218. Jupiter und der Pachter

219. Die Freude u. die Traurigkeit

220. Der Bauer und der Esel.

221. Die ihre Heiligen anruffenden Seeleute

222. Das untaugliche Bündniſz.

ſich ausrechnen: Wie, wenn ſich dieſer oder jener Unfall, dieſe oder jene Veränderung ereignen ſollte! Und auf dieſe Weiſe dulden ſie wirklich alle das Uebel, das ſie befürchten; denn es iſt ganz gewiß, daß wir das, was wir fürchten, fühlen, und daß die Einbildung uns eben ſo wohl elend machen, als die Blattern hervorbringen, kann. Man rede einem Fantaſten nur viel von Geſpenſtern und Hexen vor, und er wird gar bald vor ſeinem eignen Schatten erſchrecken. Wider dieſe abergläubiſche und kleinmüthige Schwachheit iſt kein ſichrer Mittel, als daß wir erſt alle unſre Vernunft, die uns Gott gegeben hat, zu Hülfe nehmen, und uns nur von ihr leiten laſſen; und daß wir hernach, wenn wir unſre Schuldigkeit gethan haben, alles übrige dem Allweiſen und Allgütigen mit freudigem Vertrauen anheim ſtellen. Warum ſollte ich mich nicht eben ſo wohl mit der Hoffnung eines künftigen Glücks tröſten, als mit der Furcht eines bevorſtehenden Unglücks martern dürfen? Wer ſich auf Gottes Vorſorge nicht verlaſſen will, der macht ſich dadurch ſeines Schutzes in der That verluſtig.

CCXVII. Fabel.

Der ungehorſame junge Löwe.

Unter andern guten Lehren, die ein alter erfahrner Löwe ſeinem Jungen gab, war auch dieſe, daß er ſich niemals mit einem Menſchen in Streit einlaſſen ſollte; denn, ſagte er, du magſt es ma-

chen wie du willſt, du wirſt immer ſchlecht wegkommen. Der junge Löwe hörte ſeinen Vater an, behielt die Lehre in Gedanken, nahm ſie aber niemals zu Herzen. Als er nun nach und nach aufwuchs, und in der Blüthe ſeiner Jahre und Kräfte war, ſtreifte er nach einem Menſchen umher, mit dem er einen Kampf wagen könne. In ſeinem Herumſchwärmen traf er auf ein Joch Ochſen, und hernach auf ein wohl gezäumtes und geſatteltes Pferd, und fragte jedes von ihnen, ob ſie Menſchen wären? Weil ſie aber mit Nein antworteten, ſo gieng er weiter, und kam zu einem, welcher Holz ſpaltete. Höre doch, ſprach der Löwe, du ſcheinſt mir ein Menſch zu ſeyn. Und ich bin auch ein Menſch, antwortete der Mann. Das iſt mir lieb, erwiederte der Löwe, unterſtehſt du dich wohl, mit mir zu kämpfen? Warum nicht? ſprach der Mann. Dieſe Klötzer, ſiehſt du, kann ich in Stücken ſchlagen. Willſt du wohl deine Klauen hier zwiſchen dieſe Spalte, wo du das eiſerne Ding ſiehſt, ſtecken und einmal verſuchen, was du vermögend biſt? Der Löwe griff ſo gleich mit ſeinen Klauen in die Spalte des Klotzes, und that einen friſchen Ruck. Der Riß ſpaltete etwas weiter, aber der Keil fiel heraus, und ſo gleich ſchnellete das Holz wieder zuſammen, und der Löwe war an ſeinen geklemmten Pfoten gefangen. Hierauf machte ſich der Holzhacker fort, die nächſte Dorfſchaft aufzubringen, und der Löwe, der es nunmehr erkannte, wie übel er daran ſey, wandte alle ſeine Kräfte an, die Füße aus der Klemme zu ziehen, und endlich gelang es ihm auch, nur daß er die Klauen

im Stiche laſſen muſte. Und ſo kehrte er zu ſeinem Vater wieder zurück, ganz lahm und blutig, und konnte ſich nicht enthalten dieſes Geſtändniß zu thun: Ach, mein lieber Vater, dieſes würde mir nimmermehr begegnet ſeyn, wenn ich deinem Rathe gefolgt hätte.

Lehre.

Dem vorſetzlichen Ungehorſame gegen Aeltern folgt die Rache des Himmels, bald oder ſpät, aber doch gewiß auf dem Fuße nach.

Betrachtung.

Kinder ſollten über den Gehorſam, den ſie ihren Aeltern ſchuldig ſind, nicht klügeln, wenn anders in ihren Gebothen nichts liegt, was offenbar übel iſt; denn halsſtarrige und ungehorſame Kindern entgehen ſelten der beſondern Strafe, die ihnen das Geſtändniß gegen ihre Aeltern auspreßt: Dieſes würde mir nicht begegnet ſeyn, wenn ich eurem Rathe gefolgt hätte!

CCXVIII. Fabel.

Jupiter und der Pachter.

Ein Pachter bat den Jupiter, die Einrichtung der Luft und des Wetters auf ſeinem Grunde und Boden, ſeinem eignen Gutdünken zu überlaſſen. Jupiter, um ihn ſeines Uebermuths wegen zu ſtrafen, gewährte ihn ſeiner Bitte; und er konnte nunmehr Kälte und Wärme, Wind und

Stille, Näſſe und Dürre haben, wenn und wie er ſie wollte. Er machte aber, indem er ſich des einen oder des andern bald zu wenig, bald zu ſehr bediente, ſeine Dinge ſo ſchlecht, daß durchaus nichts fortkommen wollte, und er eine zehnmal ſchlechtere Erndte hatte, als ſeine Nachbarn, ob er ſich gleich zehnmal mehr Mühe gegeben hatte, als ſie. Er ward daher gar bald der eignen Beſorgung des Wetters, und der beſtändigen Unruhe, was dieſe oder jene von ſeinen Anſtalten für Wirkung haben werde, ſo ſatt, daß er den Jupiter bat, ihn ſeiner Sorgen zu entlaſſen, und die Einrichtung der Jahrszeiten ſelbſt wieder über ſich zu nehmen.

Lehre.

Wir ſollten Gott bitten, daß er ſo gnädig ſeyn wolle, unſere Bitten in vielen Fällen nicht zu erhören; denn ſonſt ſind wir oft in Gefahr, durch unſre eigne Wünſche unglücklich zu werden.

Betrachtung.

Der göttlichen Weisheit Regeln vorzuſchreiben, ſollten wir uns nie in den Sinn kommen laſſen. Welche Verwirrung würde nicht in der Welt entſtehen, wenn einem jeden, der mit den Bewegungen und Einflüſſen der himmliſchen Körper, mit dem Wechſel der Jahrszeiten, mit der Veränderung von Froſt und Hitze, von Regen und Sonnenſchein, nicht zu frieden wäre, dieſe Dinge nach eignem Gutdünken einzurichten, vergönnt würde! Unſre Wünſche und Begierden, dem Willen der Vorſehung gemäß einzuſchränken, erfordert unſre

Schul-

Schuldigkeit; denn ſie weis es doch am beſten, was uns nützlich iſt, und würde uns ſehr öfters ſtrafen, wenn ſie uns alles, warum wir bitten, gewähren wollte.

CCXIX. Fabel.

Freude und Leid.

Freude und Leid, zwey Zwillingsſchweſtern, ſtritten einsmals ſehr heftig, wer von ihnen den Vorzug haben ſollte; und da ſie nicht einig werden konnten, übergaben ſie die Sache dem Minos zur Entſcheidung. Minos verſuchte alle Mittel, ſie zu vereinigen, und dahin zu vermögen, daß ſie mit einander Hand in Hand, wie es zwey lieben Schweſtern zukomme, gehen möchten; weil er aber ſahe, daß dieſer Rath durchaus nicht anſchlagen wollte, ſo verordnete er, daß ſie beyde an eine Kette befeſtiget werden ſollten, ſo daß die eine beſtändig der andern auf dem Fuße nachfolge; und alsdenn, ſagte er, wird wenig oder nichts daran gelegen ſeyn, welche von beyden vorangehet.

Lehre.

Niemand muß im Glücke übermüthig werden, noch im Unglücke verzagen; denn Glück und Unglück wechſeln eben ſo natürlich mit einander ab, als Tag und Nacht.

Betrachtung.

Es iſt nun einmal das Loos der Menſchen, daß ſie bald glücklich, und bald unglücklich ſeyn ſollen.

Die allweiſe Vorſehung hat es ſo haben wollen, und es iſt auch zu unſerm Beſten, daß es wirklich ſo iſt. Lauter und unvermiſcht iſt nichts unter dem Himmel; und wenn etwas in der That ſo wäre, ſo würde ein ſolches einfaches Ding uns weder Vortheil noch Nahrung bringen können. Vermittelſt dieſer Vermiſchung, haben wir ſo wohl den Troſt der Hoffnung, durch den wir im Unglücke aufrecht erhalten werden, als auch die Beſorgniß der Veränderung, welche unſerm Uebermuthe im Glücke heilſame Grenzen ſetzt; ſo daß wir durch dieſe Abwechslung des Guten und Böſen in unſrer Philoſophie und in unſrer Religion beſtärkt werden. Denn dort werden wir an Gottes Allmacht und Gerechtigkeit, und hier an ſeine Güte und Barmherzigkeit erinnert; dort lernen wir, daß wir uns nicht auf unſre eigne Stärke verlaſſen ſollen, und hier wird uns das Vertrauen auf die alles regierende Vorſicht, und die Uebergebung in den göttlichen Willen eingeſchärft. Iſt es nicht die Krankheit, durch die wir die Geſundheit recht ſchmecken lernen? Iſt es nicht die Einſchränkung, die uns die Freyheit deſto werther macht? Und was lehrt uns den Werth des Ueberfluſſes beſſer ſchätzen, als der Mangel? Was wir Behäglichkeit nennen, iſt weiter nichts, als Unempfindlichkeit, oder Befreyung von Schmerzen; und wir ſind weder glücklich noch elend anders, als Vergleichungsweiſe. Es iſt zwar wahr, daß Hoffnung und Furcht gewiſſer Maaßen die Fallſtricke des Lebens ſind; aber in einem andern Verſtande ſind ſie auch die kräftigſten Erleichterungen deſſelben: denn

denn durch ihren rechten Gebrauch kann nunmehr der Menſch aus eigner Macht, ſo wohl die Gefahr zu verzweifeln, als die Gefahr übermüthig zu werden, vermeiden.

CCXX. Fabel.

Der Landmann und der Eſel.

Als ein Landmann, zur Zeit des Krieges, ſeinen Eſel einsmals auf einer Wieſe weiden ließ, entſtand ein plötzliches Geſchrey, der Feind ſey in der Nähe. So gleich rief der Landmann, voller Furcht, ſeinem Eſel zu, und verlangte, daß er ſo geſchwind, als möglich, mit ihm fortlauffen ſolle: denn ſonſt, ſagte er, nehmen ſie uns weg. Je nun, erwiederte der Eſel, wenn ſie uns auch wegnehmen? Ich mag hinkommen, wo ich hin will, ich werde überall nicht weniger und nicht mehr ein Sklave ſeyn, als ich hier bin. Mir kann es alſo gleich viel ſeyn, ob ich weggenommen werde oder nicht.

Lehre.

Wenn Menſchen wegen einer ihnen bevorſtehenden Gefahr in Furcht ſind, ſo nehmen ſie oft zu Perſonen ihre Zuflucht, um die ſie ſich doch niemals im geringſten verdient gemacht haben. Es iſt daher der Klugheit gemäß, uns bey unſerm Glücke ſo zu betragen, daß wir zur Zeit der Noth einen jeden als unſern Freund betrachten

dürfen; denn von dem Wankelmuthe des Glücks ist niemand ausgenommen.

Betrachtung.

Diese Fabel kann uns lehren, wie wenig ein Volk, welches in dem Stande der Knechtschaft und Unterdrückung lebt, geneigt ist, zur Zeit der Noth seinen Unterdrückern beyzustehen, oder etwas zu ihrem Besten zu unternehmen. Man sollte daher glauben, daß alle Regenten, bloß in Betrachtung ihres eignen Nutzens, darauf bedacht seyn müßten, von ihren eignen Unterthanen mehr geliebt, als gehaßt zu werden. Denn wenn ein Volk sich in so elenden Umständen sieht, daß sie schwerlich elender werden können, so kann es leicht darauf fallen, wenigstens den Versuch zu machen, ob das Joch eines andern Beherrschers nicht etwa leichter, als das sey, welches seinen Nacken, so manche Jahre nach einander, wund gerieben hat. Und die Sache mag endlich ausfallen wie sie will, so kann ihm doch nichts schlimmers begegnen, als daß es vor wie nach in der Sklaverey bleibt, es mag dieser oder ein anderer sein Herr seyn.

CCXXI. Fabel.

Das die Heiligen anrufende Schifsvolk.

Bey einem schrecklichen Sturme zur See, bemerkte einer von den Schiffern, daß von seinen übrigen Gefährten jeder einen besondern Heiligen

ligen anruffe. Lieben Freunde, sprach er, bedenkt ja wohl was ihr thut; denn wie wenn wir ersauffen müßten, ehe diese eure Mittelspersonen ihre Commißion ausrichten könnten? Wäre es also nicht besser, wir ruften ohne weitern Umschweif gleich den an, der uns, sonder Zuthun eines andern die nöthige Hülfe leisten kann?

Lehre.

Ein weiser Mann wird allezeit den nähsten und sichersten Weg, zu seinem Zwecke zu gelangen, wählen, und nie eine Sache von Wichtigkeit, die er selbst ausrichten kann, einem Anwalde anvertrauen.

Betrachtung.

Was hat man es nöthig, den Bedienten seine Aufwartung zu machen, wenn man freyen Zutritt zu dem Herrn haben kann? Und besonders, wenn der Herr eben so bereitwillig ist, zu geben, als der Supplicant fertig ist, zu bitten.

In Ansehung weltlicher Angelegenheiten, wird uns eine artige Historie von einem Könige von England, Karl dem IIten, erzählet. Er hatte bemerkt, daß ein Landedelmann sehr oft mit seinem ersten Minister zu sprechen suchte; da er nun einsmals durch das Zimmer ging, wo sich der Edelmann gleich allein befand, fragte er ihn um sein Gewerbe. Er antwortete ihm, daß er, wie er schon oft gethan, seinem ersten Minister aufwarten und ihn um ein gewisses Amt, das der König zu vergeben habe, ersuchen wolle. Der König fragte ihn weiter, was er dem Minister dafür geben

ben wolle? Der Edelmann ſagte 1000. Pfund. Gut, ſagte der König mit lachendem Munde, ihr ſollt es haben, und zwar für 500. Pfund; die andern 500. Pfund könnt ihr nur behalten. Und wenn noch ſonſt jemand von euren Freunden ſo einen Kauf thun will, ſo kann er ſich nur unmittelbar an mich wenden; er ſoll allezeit ums halbe Geld von mir bedient werden.

CCXXII. Fabel.

Das nicht Statt findende Bündniß.

Die Thiere machten mit den Fiſchen ein Bündniß wider die Vögel. Der Krieg nahm ſeinen Anfang; aber anſtatt das die Fiſche ihre Hülfsvölker hätten ſchicken ſollen, lieſſen ſie ſich entſchuldigen, weil ſie zu Lande nicht wohl marſchiren könnten.

Lehre.

Was hilft es, mit denen ein Bündniß zu machen, die uns in der Zeit der Noth unmöglich beyſtehen können? Dergleichen Contracte, die uns zu etwas, das wider unſre Natur iſt, verbinden wollen, ſind an und vor ſich ſelbſt nichtig.

Betrachtung.

Bey allen Verbindungen, es mögen öffentliche Bündniſſe oder beſondre Freundſchaften ſeyn, muß auf die Hülfe und den Beyſtand, den ein Theil dem andern

andern zu leiſten vermögend iſt, geſchehen werden; ſo daß man auf alle Umſtände der Fähigkeit, der Lage, des Intereſſe ꝛc. wohl vorher Acht haben muß, ehe man ſich weiter einläßt. Es iſt nicht lange, da ſich ein wirkliches Beyſpiel von dieſer Fabel ereignete. Die Ruſſen hatten ſich anheiſchig gemacht, dem Kayſer, gegen ihren gemeinſchaftlichen Feind, die Türken, mit 20000. Mann beyzuſtehen. Das Königreich Pohlen, welches in dieſem Kriege neutral war, liegt zwiſchen den contrahirenden Mächten inne; die Pohlen verſagten alſo den Ruſſen den Durchmarſch durch ihr Gebiete, um zu den kayſerlichen Völkern ſtoßen zu können. Hätte man dieſes nicht vorher bedenken, und Anſtalten darwider vorkehren ſollen, ehe ſich der Kayſer, auf das Anſtiften von Rußland in dieſen Krieg einließ?

CCXXIII. Fabel.

Das Alter muß man ehren.

Ein leichtſinniger unbedachtſamer Jüngling traf einen alten Mann an, deſſen Körper durch Alter nnd Schwachheit ziemlich die Geſtalt eines Bogens bekommen hatte. Hört doch Vater, ſprach er; wollt ihr wohl euren Bogen verkauffen? Spare dein Geld, junger Laffe, antwortete der Alte; wenn du zu meinen Jahren gelangeſt, ſo wirſt du ſo einen Bogen umſonſt bekommen.

Lehre.

Man kann ſchwerlich eine gröſsre Thorheit und Unverſchämtheit finden, als wenn junge Leute über die Schwachheiten des Alters ſpotten, welchen ſie doch nicht anders entgehen können, als wenn ſie jung ſterben; ja, man kann ſagen, daſs dergleichen Leichtſinnige nicht einmal ein langes Leben verdienen.

Betrachtung.

Wir werden alle gebohren, um zu ſterben; und es iſt eben ſo unwiderſprechlich gewiſs, daſs wir wieder aus der Welt müſſen, als gewiſs es iſt, daſs wir in die Welt gekommen ſind. Unſre Kindheit iſt ohnmächtig und hülfsbedürfig; unſre Jugend iſt unbändig; unſre Stärke und Blüte iſt an Dauer kaum einem ſchönen Morgen zu vergleichen; unſre Jahre kommen heran, unſre Schwachheiten eilen auf uns zu, und in unſern alten Tagen werden wir wieder ſo ohnmächtig, als wir in unſrer Kindheit waren. Womit können ſich alſo auch die beſten unter uns rühmen? Die bloſse Zeit, die bloſse menſchliche Gebrechlichkeit kann uns, auch ohne Zuthun eines Unfalls, zu unſerm Ende bringen; ſo daſs unſre Abnahme eben ſo wohl das Werk der Natur iſt, als es unſer Anfang, und unſer Wachsthum war. Des Jünglings abgeſchmackter Einfall mit dem krummen Bogen, war daher für nichts beſſers, als für eine unehrerbietige Verſpottung der weiſen Einrichtung des Schöpfers zu halten, und verrieth überdieſes noch die unverzeihliche

Thor-

223. Alter muss Ehre haben
224 Der Baer und die Bienen.
225. Der Jaeger u. der Gerber
227. Jupiters zwey Saeke.
228 Der Kaufmañ u. der Seefahrer.

Thorheit, über etwas zu lachen, was ihm am Ende ſelbſt, und vielleicht noch unter ſchlimmern Umſtänden, begegnen mußte.

CCXXIV. Fabel.

Der Bär und die Bienen.

Ein Bär ward von einer Biene geſtochen, und gerieth darüber ſo in Wuth, daß er wie unſinnig in den Bienengarten rennte, und alle Bienenſtöcke aus Rache übern Hauffen warf. Durch dieſe Gewaltthätigkeit aber zog er ſich ganze Schwärme Bienen auf den Hals, und als er nun faſt zu Tode geſtochen war, ſahe er es endlich ein, daß es weit beſſer geweſen wäre, wenn er eine Beleidigung überſehen hätte, als daß er ſich durch eine ungeſtüme Leidenſchaft tauſend neuen ausſetzte.

Lehre.

Man muß die Beleidigung eines Nichtswürdigen lieber überſehen, als ſich eine ganze Rotte von Buben auf den Hals ziehen.

Betrachtung.

Dieſe Fabel lehrt uns die Thorheit eines unvermögenden und unbedachtſamen Zorns, und daß kein Geſchöpf ſo verächtlich iſt, welches nicht durch Hülfe der Erbitterung und Menge, wider ſeinen Feind etwas ausrichten könne. Die Hitze und der Durſt nach Rache, ſtürzt die Menſchen immer

immer aus geringern Uebeln in gröſsre; so wie ein unüberlegtes Wort gemeiniglich tausend andre nach sich zieht. Dem Storme einer unbändigen Menge widersetzt man sich nur vergebens; denn Rache und Verzweiflung, machen auch das allerunansehnlichste und furchtsamste Geschöpf tapfer. Wäre es nicht weit besser gewesen, der Bär hätte den Stich einer einzigen elenden Biene geruhig verschmerzt, als daß er noch tausend andre, ihre Stacheln wider ihn zu brauchen, reitzte.

CCXXV. Fabel.

Der Jäger und der Gerber.

Ein Jäger sagte zu einem Gerber, er werde ehester Tage ausgehen, und einen Bär erlegen, dessen Fell er ihm verkauffen wolle. Der Gerber ward mit ihm wegen des Preises einig, ging auch wirklich, des Tages darauf, mit dem Jäger auf die Jagd, und stieg auf einen Baum, von da er die Hetze mit ansehen wollte. Der Jäger ging dem Bär muthig zu Leibe, und ließ zugleich seine Hunde gegen ihn los. Allein der Bär machte sich gar bald wieder frey, und rennte den Jäger, der seinen Streich verfehlt hatte, zu Boden. Indem dieser nun fiel, hielt er geschwind seinen Athem an sich, und lag stock stille, als ob er todt wäre. Der Bär beroch ihn, und ließ ihn endlich, weil er kein Leben in ihm zu merken glaubte, als einen todten Körper liegen. Als nun der Bär wieder fort, und

die

die Gefahr vorbey war, kam der Gerber von dem Baume herab, und hieß den Jäger aufſtehen. Aber höre doch, ſprach er, der Bär wiſperte dir ja etwas ins Ohr; was war es denn? O nichts, verſetzte der Jäger, er rieth mir nur, ich ſollte mich ein andermal zuvor des Bärs verſichern, ehe ich ſeine Haut verkaufte.

Lehre.

Niemand unternehme etwas, was ſeine Kräfte überſteigt. Auf ungewiſſe Dinge muß man ſich nicht verlaſſen, noch auf etwas gewiſſe Rechnung machen, was erſt morgen geſchehen ſoll.

Betrachtung.

Von dieſer ſcherzhaften Fabel eine ernſthafte Anwendung zu machen, müſſen wir anmerken, daß wir elende Sterbliche mehr als einen ſolchen lächerlichen Handel ſchließen. Wir geben oft unſre Zeit, Mühe und Freyheit, und alles was wir koſtbares haben, für ungewiſſe, ja wohl für ſolche Dinge hin, die wir ganz und gar nicht erlangen können; ſo daß uns am Ende weiter nichts, als die grauſame Betrachtung zu machen, übrig bleibt; daß wir unſre Hoffnung und Erwartung auf einen ſichrern und dauerhaftern Grund hätten bauen ſollen.

CCXXVI. Fabel.

Man kann nicht allen gefallen.

Ein alter Mann und ein kleiner Knabe trieben einen Eſel, den ſie auf dem nächſten Markte verkaufen wollten, vor ſich her. Aber ſagt mir

nur, wie ihr so albern seyn könnt? sprach einer von den Vorbeygehenden zu dem alten Manne; ihr und euer Sohn lauft zu Fuße, und der unbeladene Esel geht ganz gemächlich voran. Der Alte setzte also seinen Knaben auf den Esel, und ging allein zu Fuße. O, über den Jungen! rief bald darauf ein andrer; mußt du, fauler Schlingel, sagte er zu dem Knaben, reiten, und deinen alten Vater zu Fusse gehen lassen? Der Alte nahm hierauf den Knaben herab, und setzte sich selbst auf den Esel. Kaum waren sie ein wenig weiter gekommen, so sprach ein Dritter: Seht mir doch den faulen alten Dieb! Er selber reitet, und das kleine Kind muß neben ihm her kriechen; fast kann es nicht mehr fort. Der Vater nahm hierauf auch den Sohn auf den Esel, und setzte ihn hinter sich. Der erste, der ihnen nun begegnete, fragte den Alten, ob der Esel sein eigen sey? Ja, antwortete dieser. Das hätte ich wirklich nicht vermuthet; versetzte jener wieder. Sein eignes armes Vieh so zu überladen! Aber gewiß, sprach der alte Mann nunmehr zu sich selbst, bald werde ich nicht mehr wissen, was ich thun soll: Die Leute lachen mich aus, ich mag den Esel leer gehen lassen, oder nicht; es mag sich einer von uns, oder wir mögen uns alle beyde darauf setzen. Und hiermit banden sie dem Esel die Beine mit einem Stricke zusammen, steckten eine Stange durch, und trugen ihn so auf ihren Schultern zu Markte. Waren sie noch nicht ausgelacht worden, so geschah es jetzt; ein jeder, der ihnen begegnete, hielt sich aufs höhnischste darüber auf, bis der alte Mann endlich so aufgebracht ward, daß er den Esel in den

nächsten

nächſten Fluß warf, und voller Verdruß wieder nach Hauſe ging. Der arme Mann wollte es gern allen recht machen, und hatte das Unglück es keinem recht zu machen, und den Eſel noch oben drein zu verlieren.

Lehre.

Wer ſich nicht eher zu Bette legen will, als bis er es allen recht gemacht hat, der wird lange wachen müſſen.

Betrachtung.

Es kann kein Menſch weder glücklich noch ſicher ſeyn, der ſich in allen Stücken nach den Meinungen und Grillen andrer richten will. Allen zu gefallen, iſt eine gänzliche Unmöglichkeit; und nur einem *Wahnwitzigen kann es einkommen, ſich darnach zu* beſtreben. Was kann alſo ein weiſer Mann in dieſem Falle mehr thun, als daß er was recht und thulich iſt unterſcheidet, und alsdenn nach den Vorſchriften eines guten Gewiſſens verfährt, ohne ſich an das, was die Welt von ihm und ſeinen Handlungen urtheilet, viel zu kehren? Es iſt zwar wahr, daß ein kluger Mann, in ſo fern es ſich mit Ehren thun läßt, jedermanns Wohlwollen zu erwerben, bedacht ſeyn, und ſich vorſetzlicher Weiſe keine Feinde machen, oder dem geſchäftigen Tadel andrer gegründete Urſache geben muß: Doch da es bey dem allen unmöglich iſt, einem jeden zu gefallen, ſo muß er über ſich ſelbſt Richter ſeyn; denn nur ſeinen eignen Handlungen und den Urtheilen ſeines eignen Gewiſſens zu Folge, wird er verurtheilet oder losgeſprochen werden.

CCXXVII. Fabel.

Jupiters zwey Säcke.

Im Anfange, als Jupiter den Menſchen erſchaffen hatte, gab er ihm zwey Säcke; den einen zu den Fehlern ſeines Nächſten, welchen er hinter ſich auf dem Rücken tragen ſollte, und den andern zu ſeinen eignen Fehlern, welchen er ihm vor ſich, auf der Bruſt zu tragen befahl. Allein der neuerſchaffne Menſch verkehrte dieſe Einrichtung; ſeinen Sack warf er hinter ſich auf den Rücken, und der Sack ſeines Nächſten kam vor die Bruſt zu hängen; daher er denn auch ſo blind gegen ſeine Fehler, und ſo ſcharfſichtig gegen die Fehler ſeines Nächſten geworden iſt.

Lehre.

Jeder Menſch iſt in ſeiner eignen Sache partheyiſch, und zugleich beſitzt jeder die Schwachheit, daß er die Fehler ſeines Nächſten beſtändig vor Augen hat, die eignen Fehler aber, um ſie nicht ſehen zu dürfen, hinter ſich auf den Rücken wirft.

Betrachtung.

Wir werden hier eines doppelten Fehlers wegen gewarnt; der eine iſt der Mangel der Billigkeit und Nachſicht gegen unſern Nächſten, und der andre der Mangel der chriſtlichen Prüfung und Erkenntniß unſrer ſelbſt, aus welchen beyden Mängeln theils die Sünde der Verkleinerung, da wir andre ſchlimmer

mer machen, als ſie ſind, und theils die Sünde des Stolzes und der Heucheley, durch die wir uns für weit beſſer halten, entſtehet.

Wir leben wie Verſchwender, die es wiſſen, daß ſie bis über die Ohren in Schulden ſtecken, und ihre Rechnungen daher nicht gern durchſehen wollen. Ja die meiſten von uns machen es vielleicht noch weit ſchlimmer, indem ſie ganz und gar kein Rechnungsbuch führen, oder es wenigſtens nicht zu finden wiſſen. Eigenliebe iſt beſtändig mit Verachtung andrer, und mit gänzlicher Verkennung ſo wohl unſrer als fremder Handlungen verbunden; denn wir halten zwar wohl ein Regiſter von den Fehlern unſers Nächſten, aber keines von ſeinen guten Thaten, und noch weniger eines von dem, was wir ſelbſt verſchulden. Das „ich bin nicht, wie dieſer Zöllner, iſt der Gipfel unſrer Gerechtigkeit.

So geht es in der Welt, und es iſt gewiß ein ſehr ſchändlicher Irrthum, wenn ſich ein Menſch um ſo viel beſſer dünkt, jemehr er Fehler an andern wahrnehmen kann. Das ſchlimmſte aber bey dem allen iſt dieſes, daß wir uns ſo lange für völlig ſicher halten, als wir unſre Ubelthaten vor den Menſchen verbergen und uns ſelbſt aus den Augen und dem Gedächtniſſe bringen können, ohne weder an die Gerechtigkeit, die niemals ſchläft, noch an das allſehende Auge, dem keine von unſern Mißhandlungen unbekannt bleiben kann, zu denken.

CCXXVIII. Fabel.

Der Kaufmann und der Schiffer.

Ein Kaufmann fragte einen Schiffer, was für einen Tod sein Vater gestorben sey? Der Schiffer antwortete, sein Vater, sein Großvater und sein Großgroßvater wären alle ertrunken. Fürchtest du dich nicht also, fuhr der Kaufmann fort, gleichfalls zu ertrinken? Aber sage mir doch, versetzte der Schiffer, wie ist denn dein Vater, Großvater und Großgroßvater gestorben? Sie sind alle, antwortete der Kaufmann, auf ihrem Bette gestorben. Siehst du, sagte der Schiffer; warum sollte ich mich also mehr fürchten, zur See zu gehen, als du dich, zu Bette zu gehen fürchtest?

Lehre.

Wer sich mit fürchterlichen Folgen von bloßen Zufälligkeiten den Kopf warm machen will, der wird niemals ruhig werden. Ferner lehrt uns diese Fabel, daß wir in unserm Berufe den Tod nicht fürchten sollen.

Betrachtung.

Es steht großen Theils bey uns, wie wir leben wollen; aber wenn und wie wir sterben wollen, das steht ganz und gar nicht bey uns. Wir müssen uns daher gänzlich der Vorsicht überlassen, und den Tod willkommen heißen, wenn, wo und wie es Gott gefällig ist, ihn uns zuzuschicken. Der Grund und die Lehre dieser Fabel ist klar, stark und erbaulich:

lich: Wir müſſen den Tod entweder ganz und gar nicht fürchten, oder wir müſſen ihn alle Augenblicke des Lebens und unter allen Geſtalten, in welchen er jemals erſchienen iſt, fürchten, welches uns nothwendig ſo verwirren würde, daß wir aus bloßer Furcht zu ſterben, nicht leben könnten. Wir dürfen weder eſſen noch trinken, weder Athemholen noch ſchlafen, wenn wir uns einmal über die Beyſpiele ängſtigen, da der oder jener unter eben den Umſtänden geſtorben, unter welchen wir uns jetzt befinden. Kurz, jeder Augenblick des Lebens kann unſer letzter ſeyn, weil wir nicht nur täglich in der Gefahr des Todes, ſondern ſo gar in der beſtändigen Gewißheit deſſelben leben; daß es alſo gar nicht darauf ankömmt, wie oder woran der oder jener geſtorben, gnug daß es das unvermeidliche Schickſal ſo gewollt hat. Der eine ſtirbt auf ſeinem Bette, der andre auf der See, der dritte im Felde; der an dieſer Krankheit, und der an einer andern: Was ſind aber das anders, als ſo viel verſchiedene Wege zu einem und eben demſelben vorgeſteckten Ziele? Es giebt kein gewiſſer Gegengift wider die Furcht vor dem Tode, als das Bewußtſeyn eines tugendhaften Lebens; und wenn uns der Tod leicht werden ſoll, ſo müſſen wir mit der Gedanke von ihm vertraut zu werden ſuchen.

CCXXIX. Fabel.

Der Adler, die Katze, und die Sau.

Ein Adler, eine Katze und eine Sau lebten zusammen in einem Walde. Der Adler nistete auf den Wipfel einer hohen Eiche, die Katze heckte in dem hohlen Stamme derselben, und unten an den Wurzeln hatte die Sau ihre Ferkel geworffen. Die Katze war ein tückisches böses Geschöpf, und wendete sich folgender Gestalt gegen den Adler: Ew. Majestät mögen ja wohl auf ihrer Hut seyn; es ist ganz gewiß, etwas wider Dieselben, und vielleicht auch wider mich armes Thier, im Werke; denn da unten liegt eine Sau, die den ganzen Tag an den Wurzeln dieses Baums wühlt; sie wird gewiß nicht eher nachlassen, als bis der Baum umstürzt, und alsdenn mag der Himmel so wohl ihren, als meinen Jungen gnädig seyn. Kaum war es ihr auf diese Weise gelungen, den Adler mißtrauisch zu machen, als sie sich zu der Sau verfügte: Du bildest dir es wohl schwerlich ein, sprach sie, in was für Gefahr du bist; da oben auf dem Wipfel dieses Baums lauert ein Adler, der deine Ferkel gar zu gern erbeuten möchte; und so bald du dich einmal entfernen wirst, wird er er ganz gewiß sein Vorhaben ausführen. Hierauf begab sich die Katze wieder zu ihren Jungen, that als ob sie voller Furcht beständig auf ihrer Hut wäre, und ging nicht eher als des Nachts aus, sich und ihre Jungen zu versorgen. Mit einem Worte, der Adler durfte sich

aus

229 Der Adler, die Katze und die Sau

230 Der dürre Bauer jagt nach Bock.

231 Der eigenmächtige Adler.

232 Der unbesonnene junge Landherr.

233 Der Stier und die Mucke.

234 Der Reisende und die Grashüpfer.

aus Furcht vor der Sau nicht ausmachen, und die Sau durfte aus Furcht vor dem Adler nicht aus der Stelle gehen; so daß sie beyde so lange auf ihrer Hut waren, bis sie beyde verhungerten, und die Versorgung ihrer Kinder der Katze und ihren Kätzchen überlassen mußten.

Lehre.

In einem Staate oder in einer Familie, wo Ohrenbläser und Zeitungsträger geduldet werden, wird nimmermehr Friede seyn.

Betrachtung.

Die geschäftigen Klätscher und Aufhetzer sind die gefährlichst. Art von Leuten, mit der man zu thun haben kann; denn da ist kein Unheil, welches die tückische List eines Zweyächslers, wenn er leichtgläubige Thoren vor sich findet, nicht anrichten könnte. Und schwerlich wird man eine größre Pest der Regierung, des Umgangs, des gesellschaftlichen Friedens, der Verwandtschaften und Familien finden, als die dienstfertigen Zeitungsträger und Ohrenbläser. Sie allein sind vermögend die Menschen gegen einander aufzubringen; sie leben von Verleumden und Lästern, indem sie sich unter der Larve der Freundschaft und der Vertraulichkeit verbergen; sie sind es, die, wie ein engliches Sprichwort sagt, ihrer Nachbarn Häuser in Brand stecken, um ihre Eyer dabey sieden zu können. Die Sünde der Verleumdung ist ein teufliſches Laſter; und wenn sie listig gnug angesponnen wird, so ist sie vermögend, die ganze Welt in Flammen zu setzen, ohne das ein Mensch sagen

kann, wie und wo dieſe Flammen zuerſt ausgebrochen ſind. Dieſes Uebel kann dadurch befördert werden, wenn man ſeines Nächſten Gedanken, Worte oder Werke unrecht verſteht, unrecht auslegt, oder unrecht vorträgt; und keine Wunde iſt ſo tödtlich, als wo das Gift unter dem Scheine der Wohlgewogenheit wirken kann: ja es giebt Empfehlungen, Verſicherungen der Freundſchaft und Hochachtung, die einen Menſchen eben ſo gewiß tödten, als ihn eine Kugel tödten kann. Ein ſolches Verfahren erſtickt überall Treu und Glaube, und man ſpürt es eben ſo häufig bey Hofe und bey Staatshändeln, als bey den allergewöhnlichſten Zufällen des Lebens. Es iſt vermögend, allen rühmlichen Unternehmungen den Weg zu verſperren, alle großmüthige und patriotiſche Geſinnungen zu unterdrücken, und alle löbliche Neigungen gleich in der Geburt zu erſticken. Nächſt dieſem ſchändlichen Gewerbe aber, iſt für einen ehrlichen Mann kein größer Unglück, als wenn er der Barmherzigkeit derjenigen, die es treiben, oder zu befördern pflegen, überlaſſen iſt.

CCXXX. Fabel.

Der Bauerjunge und der Fluß.

Ein dummer Bauerjunge, der von ſeiner guten alten Mutter mit Käſe und Butter zu Markte geſchickt ward, ſahe ſich auf ſeinem Wege von einem Fluſſe aufgehalten, und legte ſich alſo, in Erwartung,

daß

daß er bald ablauffen werde, auf das Ufer deſſelben nieder. Gegen Mitternacht endlich kam er mit ſeinem ganzen Krame zu ſeiner Mutter wieder heim. Nun Sohn, ſprach ſie, wie ſoll ich das verſtehen? Ja Mutter, antwortete der Junge, dort iſt ein verzweifelter Fluß, der den ganzen Tag nicht aufgehört hat zu fließen; ich habe lange genug gewartet, und dachte, er würde endlich einmal ablauffen, aber er läuft noch.

Lehre.

Wir müſſen uns nicht einbilden, daß die Natur uns zu gefallen, oder zur Befriedigung irgend einer unſrer thörichten Grillen, ihren Lauf ändern werde.

Betrachtung.

Hieraus erkennen wir die Thorheit und Gefahr der Verzögerung. Der Träge und Unentſchloſſene läßt ſich die beſten Gelegenheiten aus den Händen gehen, indem er eben darauf harret. Es giebt Leute, die auf eine ſo unſinnige Art verdroſſen ſind, daß ſie es eher der Natur zumuthen, ihren gewöhnlichen Lauf aus Gefälligkeit für ſie, zu ändern, als daß ſie ſich ſelbſt die Mühe geben wollen, in ihren eignen Angelegenheiten einen einzigen Schritt aus dem Wege zu thun. Sie werden lieber warten, bis der Fluß abläuft oder vertrocknet, als ſich nach einer Brücke oder einem Fuhrte umſehen wollen. Sie überlegen nicht, daß die Natur in beſtändiger Bewegung iſt, und daß der Kreislauf ihrer Wirkungen ohne die geringſte Unterbrechung oder Ruhe fortgeht. Warum ſollte nicht eben ſo wohl

die

die Sonne an dem Firmamente schlafen, oder stille stehen, so wie es unsre Geschäfte erfordern, als die Flüsse ihren Lauf hemmen, um uns in unserm Wege nicht aufzuhalten?

CCXXXI. Fabel.

Der eigenmächtige Adler.

Es entstand einsmals unter den Vögeln die Frage, welcher von ihnen der allerschönste sey. Der Adler ertheilte seine Stimme sich selbst, und trug den Preis davon. Ja, ja, sprach ein hintenangesetzter Pfau mit leiser Stimme, du bist wirklich ein sehr schöner Vogel! Aber danke es deinem Schnabel und deinen Klauen, daß dir kein andrer Vogel den Vorzug streitig machen darf.

Lehre.

Die Ehrerbietung, mit der man gemeiniglich großen und mächtigen Personen begegnet, wenn sie nicht zugleich gute und rechtschaffne Leute sind, ist bloß äußerlich, und hat nicht so wohl Liebe, als Furcht und Schmeicheley zum Grunde.

Betrachtung.

Die ganze Welt wird durch Schmeichelen, Furcht oder Eigennutz regieret. Kurz, der Mächtige ist schön, ist witzig, ist tapfer, und hat alle mögliche gute Eigenschaften, wenn Sklaven und Schmarotzer seine Richter sind.

CCXXXII. Fabel.

Der unbedachtſame junge Erbe.

Ein thörichter Erbe, der eben nicht lange in den Beſitz der Güter eines weiſen Mannes getreten war, ließ alle grüne Zäune und Hecken, die um ſeinen Weinberg her waren, ausrotten, weil ſie ihm, wie er ſagte, keine Trauben brächten. Durch dieſe Ausrottung aber, ward ſein Grund und Boden Menſchen und Thieren offen, und der Weinberg war auf einmal ſo gut als verheeret. Endlich ſahe es der alberne junge Herr ein, wie thöricht er geweſen ſey, da er die Schutzwehr um ſeinen Weinberg wegnehmen laſſen, und Trauben von Dornen und Diſteln verlangt habe.

Lehre.

Man braucht eben ſo viel Fleiß und Sorgfalt, ſeine Güter zu behalten, als man ſie zu erlangen gebraucht hat; und zur gemeinen Sicherheit iſt der, welcher Wache ſteht, eben ſo nöthig als der, welcher in der Schlacht ficht.

Betrachtung.

Dieſe Fabel von dem Zaune und dem Weinberge, kann gar füglich auf die Geſetze, welche die Sicherheit des gemeinen Weſen zur Abſicht haben, angewendet werden. So lange als die Schranken dieſer Geſetze beybehalten und behauptet werden, wird weder der Friede noch die Ordnung des Staats

Ge-

Gefahr lauffen; so bald man sie aber entweder aus Nachläßigkeit eingehen läßt, oder zugiebt, daß Gewalt und Frechheit sie niederreissen, werden die wilden Thiere des Waldes einbrechen, und den Weinberg zur Wüste machen. Eben so muß auch in andern Fällen, die äußerliche Ehrerbietung gegen Anverwandte, Vormünder und Lehrmeister, als ein Zaun betrachtet werden, den man durchaus nicht niederreissen lassen darf; denn wenn einmal eine unanständige Vertraulichkeit die nothwendige Achtung, welche die Untergebnen gegen ihre Vorgesetzten haben müssen, unterdrückt, so muß nothwendig Geringschätzigkeit und Verachtung daraus entstehen, und alle gute Ordnung und Anständigkeit wird ein Ende haben.

CCXXXIII. Fabel.

Der Stier und die Mücke.

Eine Mücke, die sich auf das Horn eines Stiers gesetzt hatte, bat mit vieler Höflichkeit den Stier wegen der genommenen Freyheit um Verzeihung; doch, sprach sie, ehe dir meine Last gar zu schwer wird, will ich mich lieber wieder fortmachen. O mache dir deswegen keine Gedanken, antwortete der Stier; so wenig ich dich merkte, als du dich auf mich setztest, eben so wenig werde ich dich vermissen, wenn du wieder wegflichst.

Lehre.

Die Eitelkeit dieſer Fliege kömmt auf eine Thorheit heraus, die wir täglich an hundert geringſchätzigen, nichtigen Leuten wahrnehmen, welche ſich beſtändig unendlich wichtiger machen, als ſie wirklich ſind.

Betrachtung.

Dieſe Fabel kann auf alle die überläſtigen Beobachtungen einer übertriebnen Höflichkeit gezogen werden, die einer ſcharfen Ahndung gar wohl werth ſind. Denn für einen vernünftigen Mann, der in Geſchäften ſitzt, iſt es gewiß die verdrießlichſte Peinigung unter der Sonne, wenn er mit einem gezwungnen Complimentieraffen zu thun haben muß, der, um artig zu ſeyn, beſtändig nach der ſtrengſten Etiquette verfährt; beſonders wenn dieſer von einem Stande iſt, nach welchem er äuſſerliche Achtung und Ehrerbietigkeit verlangen kann.

CCXXXIV. Fabel.

Der Reiſende und die Feldheime.

Ein muthwilliger Reiſender, der an einem ſchwühlen Tage ſeinen Weg zu Pferde fortſetzte, ward von dem ſchwirrenden Getöſe, das die Feldheime in ſeinen Ohren verurſachten, ſo aufgebracht, daß er in voller Hitze abſtieg, und ſie alle um-

umbringen wollte. Einige zertrat er mit den Füßen, nach andern schlug er mit der Peitsche, und dieses trieb er den ganzen Tag, bis er endlich so müde war, daß er sein Pferd an einen Baum binden, und sich mitten unter das noch immer schwirrende Ungeziefer, dessen Getöse ihn so beleidigt hatte, niederlegen mußte.

Lehre.

Eigenwillige und mürrische Leute werden durch die geringste Kleinigkeit aufgebracht; so wie hier der wunderliche Reisende so gar über den günstigen Einfluß der Sommersonne, die das ganze Pflanzenreich belebte, und Thiere, Vögel und Ungeziefer, bis auf die Feldheime, zur Freude erweckte, erbittert ward.

Betrachtung.

Um diese Fabel in einer allgemeinen und ernsthaftern Bedeutung zu nehmen, so können wir die verschiedenen Auftritte des menschlichen Lebens gar wohl als eine beständige Reise zur Ewigkeit betrachten, auf welcher wir uns nur allzuoft durch nichtswürdige Kleinigkeiten von unsern Pflichten abziehen lassen. Jeder geringe Zufall bringt uns von dem großen Werke ab, welches unsre Gedanken allein beschäftigen sollte; so daß wir, anstatt die Pflichten eines vernünftigen Wesens zu erfüllen, von unsern ungestümen Leidenschaften dahin gerissen

235 Der Adler u. die Kaninchen

236 Die Rebhüner u. d. Wachtelhund

237 Der Lahme und der Blinde.

238 Die drey vermeinten Buß fertigen

239. Die sich in ihrer Rechnung betrogen sehende Milchmagd.

240 Der morgende Tag ist nicht unser.

ſen, und den jungen Jagdhunden gleich werden, die lieber Dohlen und Krähen, als dem Wilde, auf welches ſie gehetzt werden, nachjagen.

CCXXXV. Fabel.

Der Adler und die Kaninchen.

Ein Adler kam über ein Neſt Kaninchen, und nahm ſie für ſeine Jungen mit fort. Das alte Kaninchen beſchwor ihn bey allen den Mächten, die ſich der Unſchuldigen und Unterdrückten annehmen, Mitleiden mit ihren armen Kindern zu haben. Allein der Adler, voller Stolz und Unwillen, zerriß ſie vor ihren Augen. Hierauf machten alle Kaninchen gemeinſchaftliche Sache, und fingen den Baum an zu untergraben, auf welchem der Adler ſein Neſt hatte, ſo daß er bey dem erſten heftigen Sturme umſtürzen mußte, und die jungen Adler mit ſamt dem Neſte herabfielen. Einige davon wurden durch den Fall zerſchmettert, und die übrigen, im Angeſichte des beleidigten Mutterkaninchens, von Raubvögeln und wilden Thieren gefreſſen.

Lehre.

Es iſt, auch von den gröſten und mächtigſten Perſonen, höchſt unklüglich gehandelt, einen geringern unnöthiger Weiſe zu erbittern, da ſelbſt der Stolz eines Pharao, durch elende Fröſche und Läuſe gedemüthiget ward.

Betrachtung.

Das allerverächtlichſte Geſchöpf kann, zu einer oder der andern Zeit, durch dieſe oder jene Mittel, im Stande ſeyn, ſich auch an dem allergrößten zu rächen; und dieſes zwar nicht ſo wohl durch ſeine eigne Kräfte, als vermöge der Mitwirkung der göttlichen Gerechtigkeit, welche nie eine Unterdrückung ungeſtraft laſſen wird. Im Falle einer gewaltſamen Ungerechtigkeit, müſſen die Größten nicht übermüthig werden, und die Kleinſten nicht verzweifeln.

Hier triumphirt die Gewalt über die Schwachheit; eine ſtrafbare Grauſamkeit über die hülfloſe Unſchuld, und zwar eine unerbittliche Grauſamkeit, die gegen die Thränen und Bitten einer zärtlichen Mutter, zum Behuf ihrer Kinder, taub und unempfindlich war. Dieſen unbarmherzigen Stolz des Adlers nun zu erniedrigen, bediente ſich die Vorſicht der allerverächtlichſten Mittel und Geſchöpfe, durch die ſie die Rache an ihm vollzog; woraus wir denn erkennen, daß ſich der Himmel der Sache des Schwächern und Unſchuldigen beſonders annimt, und daß ſeine Strafgerichte dem Unterdrücker auf dem Fuße nachfolgen.

CCXXXVI. Fabel.

Die Rebhüner und der Hünerhund.

Ein Flug Rebhüner machte, aus Furcht gefangen zu werden, mit einem Hünerhunde den Vertrag, alle übrigen Hunde von seiner Art dahin zu vermögen, daß sie ihnen keinen Schaden zufügten. Der Hund setzte seine Ehre zum Pfande, daß sie in Zukunft von keinem seiner Art etwas zu befürchten haben sollten; denn, sagte er, wir sind entschlossen, so bald wir einen von euch spüren, uns so gleich platt auf die Erde zu werffen, und auf eine andere Seite hin zu sehen, ohne den geringsten Schritt weiter zu thun. Wenig Tage darauf, wurden die Rebhüner ebendenselben Hund mit seinem Herrn auf der Jagd gewahr. Auf einmal blieb der Hund zurück und that wie er versprochen hatte, so daß die armen Vögel, für Freuden über die treue Befolgung seines Versprechens, ganz auſser sich waren; allein sie wußten nicht, daß er eben so wohl mit dem Jäger, als mit ihnen, dieses Zeichens wegen einig geworden war, welcher denn auch wirklich das Netze über sie zuzog, und den ganzen Flug gefangen bekam.

Lehre.

Das ist der Lauf der Welt, und so wird bey den meisten Angelegenheiten verfahren. Die

Schelme betriegen die Narren, und die Schwächern werden den Stärkern zum Raube.

Betrachtung.

Ehrliche Leute, weil sie selbst von keinem Betruge wissen, argwohnen auch keinen, und werden daher sehr oft von arglistigen und heimtückischen Schelmen in die Schlinge gelockt. Klug wie die Schlange, und ohne Falsch wie die Taube, sind zwey Eigenschaften, die man nur selten beysammen antrifft; und es sollte eine allgemeine Regel für jeden ehrlichen Mann seyn, weniger zu trauen und mehr zu argwohnen, als er gemeiniglich zu thun pflegt; wenigstens sollte er nicht gleich auf jeden Scheinfreund, den er noch nie auf die Probe stellen können, so viel Vertrauen setzen, daß seine Person oder sein Glück, unglücklicher Weise dabey Gefahr lauffen könnte. Dem ohngeachtet aber muß ein billiger Mann von jedem das Beste hoffen; allein er muß es nur hoffen, und nicht ganz gewiß erwarten, damit der Schade, wenn er sich endlich betrogen sieht, nicht unersetzlich wird. Leute aber, welche ohne Unterschied an andrer Ehrlichkeit zweifeln und von Natur argwöhnisch sind, sind gemeiniglich selbst nicht die besten; denn da sie wissen, wie verderbt sie selbst sind, so halten sie jeden für ihres gleichen. Doch muß man auch auf der andern Seite nicht verabsäumen, eine kluge Behutsamkeit anzuwenden, und ein Mann, der überall Versicherungen der Dienstbeflissenheit und Liebe antrifft,

kann

kann gar wohl zu sich selbst sagen: Ich habe keine Ursache an den Betheuerungen meines Freundes zu zweifeln, und ich will hoffen, daß er alles, was er sagt, aufrichtig meinet; da aber, weit klügere, als ich bin, von Leuten hinter das Licht geführt und betrogen werden, von welchen sie es am wenigsten vermuthet, so will ich mein Glück nicht ganz in seine Hände setzen und alle kluge Vorsicht aufgeben; sondern eher auf das sehen, was möglicher Weise geschehen kann, als auf das, was nach meiner Vermuthung wahrscheinlicher Weise geschehen sollte; und durch diese Mittel hoffe ich nicht allein mich selbst, sondern auch meinen Freund zu erhalten. So wird ein weiser Mann denken, und so wird er, doch ohne Nachtheil seines guten Herzens, handeln.

CCXXXVII. Fabel.

Der Lahme und der Blinde.

Ein Blinder und ein Lahmer, welche nahe Nachbarn waren, mußten beyde, Geſchäfte halber, an einen Ort reiſen, der einige Meilen von ihren Wohnungen abgelegen war. Damit ſie nun ihren gemeinſchaftlichen Zweck erreichen möchten, wurden ſie einig, daß der Blinde, dem es an geſunden Knochen nicht fehlte, den Lahmen auf ſeine ſtarken Schultern nehmen, und der Lahme, der ein gutes Geſicht hatte, dem Blinden den Weg, den er gehen müſſe, bemerken ſollte. Auf dieſe Weiſe half einer des andern Fehlern ab, ſo daß ſie zuſammen ihre Reiſe glücklich hin und wieder zurück thun konnten, welches keiner vor ſich allein vermögend geweſen wäre.

Lehre.

Die Vorſehung hat alles in der Welt ſo weislich eingerichtet, daß wir einer des andern alle Augenblicke bedürfen.

Betrachtung.

Alle und jede Menſchen ſind als ſo viel Glieder an eben demſelben Körper anzuſehen; und wenn wir zu dem Beſten unſers Nächſten etwas beytragen,

gen, ſo ſind wir nicht allein dem Ganzen nützlich, ſondern befördern zugleich auch unſre Wohlfahrt. Jeder Menſch hat ſeine Unvollkommenheiten und Fehler, ſo wie der Blinde und Lahme in der Fabel; daß es folglich eine eben ſo erſprießliche als tugendhafte That iſt, wenn einer dem andern beyſpringt und unter die Arme greift. Was dem einen mangelt, das kann der andre erſetzen; und eines jeden eigne Bedürfniſſe ſind das Band der menſchlichen Geſellſchaft. Ohne dieſe Bedürfniſſe würde weder Freundſchaft noch Umgang Statt finden; und da die Vorſehung unſere Mängel in eine Quelle des Segens zu verwandeln gewußt hat, ſo iſt es unſer eigner Nutzen, gutthätig und geſellſchaftlich zu ſeyn.

CCXXXVIII. Fabel.

Die drey vermeinten Bußfertigen.

Ein Wolf, ein Fuchs und ein Eſel bekamen einsmals einen ſtarken Anfall von Reue über alles das Böſe, das ſie begangen hatten, und waren entſchloſſen, ihre Sünden einander zu beichten.

Ich bekenne, ſagte der Wolf, daß ich einſt in der Hitze eine ſchöne fette Sau umgebracht habe. Zwar verdiente ſie es wirklich; denn das gäßliche unbarmherzige Thier hatte zwey Ferkel, die ſie in dem Stalle faſt für Hunger ſterben ließ, da ſie unterdeſſen in dem nächſten Walde ihren Wanſt mit Eicheln füllte. Da nun die Mut-

ter also todt war, so hielt ich es für ein verdienstvolles Werk der Barmherzigkeit, auch die armen Ferkel von ihrer Marter zu befreyen; und bloß und allein aus diesem Grunde, schaffte ich sie gleichfalls aus der Welt. Dieses, setzte der Wolf mit thränenden Augen hinzu, dieses vermehrt meinen Schmerz — Beruhige dein zärtliches Herz, ehrlicher Isegrim, sagte der Fuchs; denn du hattest die beste Absicht von der Welt, als du die Sau, wegen der Verlassung ihrer Jungen, bestrafteſt, und hernach dem Elende der armen mutterlosen Ferkel ein Ende machteſt.

Ich für mein Theil, fuhr der Fuchs fort, bin ein sehr böser Sünder gewesen; denn unter andern Räubereyen habe ich mich auch eines stattlichen Hahns, als er eben mitten unter seinen Weibern krähte, bemächtiget, und ihm den Kopf abgerissen. Es ist wahr, durch seinen unerträglichen Uebermuth und durch sein beständiges Lermen, zwang er mich gleichsam dazu; denn das Strozen und Krähen hatte bey ihm kein Aufhören, so daß niemand in der ganzen Nachbarschaft vor ihm schlafen konnte. Doch was meine Uebelthat, wenn es anders eine Uebelthat zu nennen ist, noch vergrößerte, war dieses, daß die närrischen Hühner darüber so zu schreyen und zu toben anfingen, daß ich zu meiner eignen Vertheidigung — — Jupiter mag mir es vergeben! — genöthiget ward, ihnen eben so, wie dem Hahne, mit zu spielen. Und hiermit erhub der Fuchs gleichfalls ein erbärmliches Geheule über seine Missethaten. Stille, stille doch, mein guter Reinicke, sagte der Wolf; ich

sehe

ſehe nicht, daß du in Anſehung des ruchloſen Hahns etwas anders gethan haſt, als was die ſtrenge Gerechtigkeit von dir forderte; und was die Hühner anbelangt, ſo ſagſt du ja ſelbſt, daß du es zu deiner eignen Vertheidigung thun müſſen, und ich kann nicht begreiffen, wie du es, als ein ehrlicher Fuchs, hätteſt anders machen ſollen.

Auf dieſe Weiſe ſprachen der Wolf und der Fuchs, als wahre Wölfe und Füchſe, einander von ihren Sünden los. Und nunmehr kam die Reihe zu beichten an den Eſel. Ich fraß einsmals, ſprach er, ein wenig Stroh von der Streu meines Herrn, welches der Stallknecht war, und darauf geſchah es, daß ſich der gute Mann erkältete: allein ich ward von dem äußerſten Hunger dazu getrieben; und bitte alſo, laßt Gnade für Recht ergehen. Du willſt von Gnade reden, ſchrie der Wolf? Siehſt du nicht, du Böſewicht, daß es deinem Herrn das Leben hätte koſten können? Ja ganz gewiß, ſprach der Fuchs; ich habe in meinem Leben von keiner abſcheulichern Bosheit gehört! — Und hiermit fielen ſie beyde über ihn her, und zerriſſen den armen Eſel in Stücken.

Lehre.

Wenn Diebe und Straßenräuber einander richten, ſo kan man ſchwerlich ein ander Urtheil erwarten, als der Wolf und der Fuchs einer über des andern Verbrechen fällte; da hingegen der Eſel, der ihnen in die Klauen gerathen war, ſeiner tau-

ſendmal gröſſern Unſchuld ungeachtet, ein Opfer ihrer vorher abgeredten Bosheit werden muſſte.

Betrachtung.

Die vorgegebene unnatürliche Liebloſigkeit der Sau in Verlaſſung ihrer Jungen, ob ſie gleich nur deswegen ihrer Nahrung nachging, damit ſie, zur Erhaltung derſelben, ihre Milch vermehren möge; des Wolfs darauf folgende Zerreiſſung der Ferkel, unter dem Vorwande ſie von ihrer Marter zu befreyen; des Fuchſes Ermordung des Hahns, weil er die Nachbarn in ihrer Ruhe ſtöre, und hierauf auch der Hühner, unter dem Scheine der Selbſtvertheidigung, waren die nichtswürdigſten Entſchuldigungen und Bemäntelungen, mit welchen ſich ein Wolf nur bey einem Fuchſe, und ein Fuchs nur bey einem Wolfe, vertheidigen konnte; ſie mußten aber nothwendig die Bosheit und Heucheley der Verbrecher, vor dem allſehenden Auge, deſſen Scharfſichtigkeit durch keinen ſolchen elenden Vorwand zu täuſchen iſt, unendlich vermehren. Ueberhaupt iſt dieſe Fabel eine ernſthafte Betrachtung über die Ruchloſigkeit der meiſten Menſchen, die, ſo lebhaft ſie auch von ihren Sünden überzeugt ſind, ſie gleichwohl, nach Art des Wolfs nnd des Fuchſes, auf alle Weiſe zu verkleiſtern und zu verringern ſuchen. Ich brachte, ſagte der Wolf, die Sau um: aber es geſchah in der Hitze: und eben ſo ſagt der Sünder, es iſt wahr, ich habe mich dieſer oder jener ſinnlichen Luſt ſchuldig gemacht, aber es geſchah in der Hitze der Jugend

gend, da die Leidenſchaft die Oberhand haben, und alle Menſchen mehr oder weniger mit ſich fortreiſſen. Und ſo wie der Fuchs und der Wolf einander gar leicht, der abſcheulichſten Verbrechen wegen, losſprachen und ohne Barmherzigkeit über den Eſel herfielen, und ihn wegen eines geringen Fehlers, zu welchen ihn die äußerſte Noth verführt hatte, zerriſſen: ſo gehen auch nicht wenig Menſchen über ihre eignen erſchrecklichen Laſter hin, und verläſtern ohne Nachſicht einen armen Nächſten, der nicht halb ſo böſe iſt, als ſie; oder verfolgen, in andern Fällen, einen von der Noth gedrungnen Uebelthäter mit der ſtrengſten Rache, deſſen Fehler mit ihren Sünden ganz und gar in keine Vergleichung kommen. Solche Ungeheuer aber, die keine Vergebung ertheilen wollen, ob ſie gleich ſelbſt Verzebung zu erhalten hoffen, können an jenem Tage nichts anders als der ſchrecklichſten Vergeltung gewärtig ſeyn; denn da werden alle ihre partheyiſchen Entſchuldigungen, vor dem gerechten und untrüglichen Richterſtuhle wegfallen, und mit dem Maaße, womit ſie andern gemeſſen haben, wird ihnen wieder gemeſſen werden.

CCXXXIX. Fabel.

Die ſich in ihrer Rechnung betrie-gende Milchmagd.

Ein Bauermädchen, das eine Gelte mit Milch auf ihrem Kopfe zu Markte trug, rechnete den ganzen Weg über aus, wie viel ſie in kurzer Zeit durch ihre Milch und vermittelſt einer guten Wirthſchaft, könne gewonnen haben. Für dieſe Milch, ſprach ſie, werde ich ſo und ſo viel baares Geld bekommen. Für das Geld will ich mir ſo und ſo viel Eyer kauffen. Aus dieſen Eyern bekomme ich Federvieh; für das Federvieh ſchaffe ich mir, mit Erlaubniß des Fuchſes, ein junges Schweinchen; das Schweinchen wird zu einem fetten Schweine, und für das Schwein fällt alsdenn ein guter Pfennig in meinen Beutel. Und wer wehrt mir, daß ich mir nunmehr eine Kuh und ein Kalb kaufe, und habe ich nur erſt die, ſo weis ich ſchon, der Liebſte wird auch nicht außenbleiben. Dieſer Gedanke brachte ſie für Freuden auſſer ſich, und ehe ſie ſichs verſah, da lag die Gelte mit Milch! Dieſer Zufall nun machte ihrer ganzen Hiſtorie von den Eyern, dem Federvieh, dem Ferkel, dem Schweine, der Kuh, und dem Kalbe und allen ihren übrigen ſüßen Grillen, auf einmal ein Ende.

Lehre.

Auf die jungen Hühner, die erſt ausgebrütet werden ſollen, müſſen wir uns keine Rechnung ma-

machen; das iſt, wir müſſen unſre Glückſeligkeit auf keinen ſo ſchlüpfrigen Grund bauen, dergleichen weit entfernte Zufälligkeiten ſind.

Betrachtung.

In dem Falle, in welchem ſich die Milchmagd befand, befinden ſich nur allzuviel Menſchen. Wir gehen von einem Anſchlage zu dem andern, und laſſen uns von einer Hoffnung zu der andern verleiten, nicht anders als ob wir ewig leben würden. Der eine nimt ſich das vor, und der andre jenes; und o wie glücklich hoft jeder zu ſeyn, wenn er ſeine Abſicht wird erreicht haben! Doch kaum ſcheinen ſie dem Zwecke aller ihrer Hoffnungen und Wünſche nahe gekommen zu ſeyn, ſo erſcheinet der Tod, eine ganz andre Art von Liebſten, als womit ſich das arme Mädchen ſchmeichelte; die ſchaumichte Milch ihrer ungegründeten Erwartungen läuft auf den Boden, und alles was ihnen auf ihrem Krankenbette übrig bleibt, iſt die kränkende Betrachtung über die Eitelkeit aller ihrer Hoffnungen; bis ſich endlich ihre ganze Geſchichte mit einem traurigen Memento für andre beſchließt, ihre Glückſeligkeit nicht auf die überhingehenden Vergnügen eines ungewiſſen Lebens zu gründen.

CCXL. Fabel.

Die gefährliche Verzögerung von einem Tage zum andern.

Ein Mensch, welcher ein sehr ruchloses Leben geführet hatte, ward endlich durch die lebhaften Vorstellungen eines vernünftigen Freundes und durch Hülfe eines fieberhaften Anfalls, so weit gebracht, daß er auf seine Besserung ernstlich bedacht zu seyn versprach, und morgen damit den Anfang machen wollte. Doch das besorgte Fieber blieb außen, und da der morgende Tag erschien, so setzte er seine Bekehrung auf den andern Morgen fest, doch auch dieser und noch viele andre verflossen, ohne daß er sein böses Leben im geringsten änderte. Als dieses sein Freund gewahr ward, sagte er zu ihm: Es ist mir sehr leid, daß mein uneigennütziger Rath bey dir so wenig gefruchtet hat. Ich muß dir aber sagen, daß es mit deiner beständigen Verzögerung von einem Tage auf den andern, ganz das Ansehen hat, als ob dir an deiner Bekehrung überhaupt wenig gelegen sey. Soll ich dir also noch ferner glauben, so mußt du in diesem Augenblicke deine Buße und Besserung anfangen; denn ohne dir deine so oft gebrochene Gelübde vorzurücken, bitte ich dich nur dieses zu überlegen, daß die Zeit, welche einmal vorbey ist, nicht wieder kömmt; daß der morgende Tag nicht in unsrer Gewalt steht, und daß der gegenwärtige Augen-

genblick der einzige iſt, deſſen wir uns rühmen können.

Lehre.

Diejenige Reue unſers Herzens kann unmöglich aufrichtig ſeyn, die ihre Wirkungen nicht den Augenblick äußert, ſondern von einem Tage zu dem andern damit verzögert. Die richtige Anmerkung des Freundes in der Fabel, iſt eine ſo gute Moral, daß es annöthig iſt, noch mehr hinzuzufügen.

Betrachtung.

Wer dieſe Fabel gehörig betrachtet, wird finden, daß ſie ſehr wohl auf ihn paßt. Wir verſprechen, und verſchieben beſtändig die Erfüllung unſers Verſprechens; wir ſündigen und hören nie auf zu ſündigen, und ſo oft unſer Gewiſſen aufwacht, ſuchen wir es durch eitle Anſchläge und halbe Entſchließungen, ins künftige ein neues und beſſers Leben zu führen, wieder einzuſchläfern. Und ſo ſetzen wir, mit dem jungen Menſchen in der Fabel, unſre Wollüſte von Zeit zu Zeit fort; Morgen, heißt es, wollen wir uns beſſern, aber der Tod erſcheinet immer eher, als dieſer Morgen. Das iſt die Art des Faulen, des Wollüſtlings, des Geitzigen; kurz eines jeden Menſchen. Wenn wir aber nur die Eitelkeit und Beſchwerlichkeit eines lüderlichen Lebens; die Gottloſigkeit, Gelübde zu thun, die wir niemals Willens ſind zu halten, und die wir ſogleich brechen; die Thorheit,

ſich auf etwas zu ſtützen, was keines Weges in unſrer Gewalt ſteht; die Nothwendigkeit, jeden Augenblick unſers Lebens wohl anzuwenden, und die unausſprechliche Gefahr der verſäumten Gelegenheit betrachten wollten: ſo würden wir Leib und Seele nicht auf die Ungewißheit einer ſpäten Buße wagen, und die unumgänglichen Pflichten eines Menſchen und Chriſten nicht ſo hinten an ſetzen. Denn der morgende Tag ſteht nicht bey uns, und der gegenwärtige Augenblick iſt das einzige, was wir unſer nennen können.

Regiſter.

A.

Der Adler und die Kaninchen — Seite 353
Der eigenmächtige Adler — 348
Der Adler, die Katze und die Sau — 344
Der Adler und der Fuchs — 92
Der Adler und die Dohle — 97
Der Adler und die Eule — 240
Der Adler und die Schildkröte — 248
Die Aepfel und die Pferdäpfel — 159
Der zum König erwählte Affe — 136
Der Affe und der Delphin — 198
Der Affe und ſeine zwey Junge — 277
Das Alter muß man ehren — 333
Die Ameiſe und die Fliege — 51
Die Ameiſe und die Feldheime — 244
Die Amme und das eigenſinnige Kind — 247
Die Axt und der Wald — 68

B.

Der Bär und die Bienen — 335
Der Bauch und die Glieder — 70
Der Bauer und die Schlange — 45
Der Bauerjunge und der Fluß — 346
Der Berg in Kindesnöthen — 36
Die Bienen und Rebhühner — 161
Der Bienenherr — 195
Das nicht Statt findende Bündniß — 332
Die drey vermeinten Bußfertigen — 359

D.

Die Diebe und der Hahn — 204
Die Dohle mit den geborgten Federn — 49

E.

Der Eber und das Pferd 76
Der Eber und der Fuchs 317
Die Eiche und die Weide 241
Der geizige Eigenthumsherr 104
Der Eisvogel 196
Der unbedachtsame junge Erbe 349
Der Esel und der Schooßhund 24
Der Esel und sein undankbarer Herr 37
Der Esel, der Affe und der Maulwurf 39
Der Esel und der Wolf 55
Der beladene Esel und das Pferd 83
Der Esel, der Löwe und der Hahn 176
Der wilde Esel und der zahme 213
Die den Jupiter bittenden Esel 214
Der Esel und die Frösche 217
Der wundgeriebene Esel und der Rabe, 219
Der Esel in der Löwenhaut 252
Der Esel mit dem Götzenbilde 307
Der unzufriedne Esel 314

F.

Der Falke, der Habicht und die Tauben 33
Die zwey Feinde zur See 114
Das Fischen im trüben Wasser 197
Der Fischer und seine Pfeiffe 133
Der endlich glückliche Fischer 133
Die Fledermaus und das Wiesel 60
Die Fledermaus, der Brombeerstrauch und der Wasserrabe 168
Die neutrale Fledermaus 61
Der Fleis und die Faulheit 292
Die Frau und ihre Mägde 239
Die Frau und der Tod 311
Die zwey Freunde und der Bär 257
Freude und Leid 327

Die Frösche und die Stiere 297
Der Frosch, die Maus und der Habicht 6
Die Frösche bitten um einen König 31
Der Frosch und der Ochse 53
Die an Wasser Mangel leidenden Frösche 165
Die benachbarten Frösche 193
Der zum Arzte geworbne Frosch 254
Der Fuchs und der Hahn 3
Der Fuchs und der Rabe 20
Der Fuchs und der Storch 47
Der Fuchs und der geschnitzte Kopf 48
Der Fuchs und die Ziege 105
Der Fuchs, der seinen Schwanz verlohren hatte 125
Der Fuchs, und der Brombeerstrauch 127
Der Fuchs und die Jäger 128
Der Fuchs und die Traube 152
Der Fuchs und der Igel 278

G.

Der Gärtner und sein Hund 178
Man kann nicht allen gefallen 337
Der Geitzhals, welcher sein Geld vergraben hatte 170
Der Geitzhals und der Neidische 269
Das gute und böse Glück 261

H.

Der kranke Habicht und seine Mutter 27
Der Hahn und der Diamant 1
Die Hähne und das Rebhuhn 106
Die zwey kämpfenden Hähne 143
Der Hahn und der Fuchs 294
Die Hasen und die Frösche 40
Der Hase und die Schildkröte 157
Die Hasen, die Füchse und die Adler 209
Der Hase und der Sperling 298
Herkules und der Fuhrmann 275
Die Henne und die Schwalbe 223

Der trinkende Hirſch 64
Der einäugige Hirſch 172
Der Hirſch und der Löwe 173
Der Hirte und der junge Wolf 180
Der Hund und der Schatten 8
Der Hund und der Dieb 34
Der alte Hund und ſein Herr 37
Der Hund, das Schaf und der Wolf 44
Der Hund und der Fleiſcher 79
Der Hund und der Wolf 88
Der Hund in der Krippe 98
Der Hund und der Wolf 139
Der Hund, der Hahn und der Fuchs 166
Der Jagdhund und der Haushund 201
Der böſe Hund 255
Der Hund und ſein Herr 306
Der Hund und die Katze 308
Der Hund und der Eſel 309

I.

Der Jäger und der Gerber 336
Der Igel und die Schlange 284
Der verſchwendriſche Jüngling und die Schwalbe 148
Jupiter und die bittenden Thiere 101
Jupiter und die Biene 146
Jupiter und der Hirte 228
Jupiter und der Eſel 236
Jupiter und der Pachter 325
Jupiters zwey Säcke 340

K.

Der Kaufmann und der Schiffer 342
Der Knabe und der Dieb 275
Der Knabe und der blinde Lerm 95
Der Knabe und ſeine Mutter 120
Der Knabe und die Schlange 154
Die Knaben und die Fröſche 295

Der Köhler und der Walker 84
Die Krähe und die Muſchel 19
Die Krähe und der Hund 205
Die Krähe und der Waſſerkrug 270
Der alte Krebs und der junge 250

L.

Der Lahme und der Blinde 358
Der Landmann und die Schlange 13
Der Landmann und der Storch 94
Der Landmann und der Eſel 329
Der Landmann und der Habicht 279
Die Lerche und ihre Jungen 72
Die Lerche und der Vogelſteller 169
Die Leute und der vermeinte Schiffbruch 211
Der Löwe, der Bär und der Fuchs 6
Der Löwe mit andern Thieren auf der Jagd 10
Der Löwe und der Eſel 14
Der alte Löwe 22
Der Löwe und die Maus 26
Der kranke Löwe und der Fuchs 74
Der verliebte Löwe 140
Die Löwinn und der Fuchs 142
Der Löwe, der Fuchs und der Wolf 182
Der Löwe, der Eſel und der Fuchs 220
Der Löwe und der Froſch 231
Der Löwe, der Fuchs und der Eſel, auf der Jagd 233
Der Löwe und der Stier 266
Der Löwe und der Mann 271
Der ungehorſame junge Löwe 323
Der Löwe, der Eſel und der Haſe 288

M.

Der von einem Hunde gebiſſene Mann 112
Der vornehme Mann und der Löwe 123
Der Mann und der hölzerne Abgott 130

Der alte Mann und der Tod 134
Der Mann, den eine Fliege geſtochen 162
Der Mann und ſeine zwey Weiber 163
Der Mann und der Satyr 274
Der ruhmredige Maulesel 138
Der Maulwurf und ſeine Mutter 160
Die gebratnen Meerſchnecken 191
Die zwey Menſchen und der Strick 299
Merkur und der Reiſende 119
Merkur und der Zimmermann 150
Merkur und der Bildhauer 199
Die ſich in ihrer Rechnung betriegende Milchmagd 364
Die Mücke und der Löwe 229
Die Mücke und die Biene 286
Der eingebildete Muſikus 203

N.

Die Natter und die Feile 66
Die Nachtigall und die Fledermaus 199

P.

Der Pachter und ſeine Hund 90
Der Pfau und die Elſter 232
Der Pfau und der Kranich 262
Das Pferd und der Eſel 57
Das ſcheue Pferd 302
Der gereiſte Prahler 107

Q.

Der Quackſalber und der Bär 301

R.

Der Rabe und der Schwan 186
Der Rabe und die Schlange 207

Die

Die Rebhüner und der Hünerhund 353
Das Reh und der Hirſch 144
Die zwey Reiſenden und der Geldbeutel 192
Der miſsſüchtige Reiſende 321
Der Reiſende und die Feldheime 351
Der kahle Ritter 258

S.

Das Schaf und die Krähe 100
Der zum Kaufmann gewordne Schäfer 122
Das die Heiligen anruffende Schifsvolk 330
Die zwey Schelme und der Koch. 77
Die Schlange und der Krebs 179
Die unmöglich abzuſchaffende Schmeicheley 304
Die Schwalbe und andre Vögel 29
Die Schwalbe und die Krähe 188
Die Schwalbe und die Spinne 281
Der Schwan und der Storch 283
Der unwiſſende Seefahrer 56
Die Sonne und der Wind 251
Die Stadtmaus und die Landmaus 15
Der gewarnte Sterndeuter 116
Der Stier und die Ziege 246
Der Stier und die Mücke 350

T.

Die Tanne und der Brombeerſtrauch 267
Die Taube und der Mahler 225
Die Taube und die Krähe 226
Die Tauben und die Habichte 289
Der Thonfiſch und der Delphin 266
Der Tod und der alte Mann 113

T

Die zwey Töpfe 259
Der zum Gefangnen gemachte Trompeter 87
Der Trunkenbold und sein Weib 184
Der Tyger und der Fuchs 264

U. V.

Der Vater und seine Söhne 82
Der Vater und seine Kinder 131
Der Ueberlästige und der Philosoph 319
Venus und die Katze 80
Der bestrafte Versucher 208
Die gefährliche Verzögerung 366
Der Vogelsteller und die Taube 86
Der Vogelsteller und die Amsel 117
Der Vogelsteller und das Rebhun 256

W.

Das Weib und die fette Henne 110
Die Wespen im Honigtopfe 147
Der Wolf und das Lamm 4
Der Wolf und der Kranich 11
Der Wolf und die Sau 35
Der Wolf, die Ziege und das Zickel 43
Der Wolf und der Fuchs 63
Die Wölfe, die Schafe und die Hunde 67
Der Wolf und der Löwe 152
Der Wolf und das Zickel 202
Der Wolf und das Schaf 208
Der Wolf und das Zickel 235
Der Wolf und der kranke Esel 313
Der Wolf und das Stachelschwein 317

Z.

Die wilde Ziege und der Weinstock 174

T • T

Nathan der Weiſe.

Ein

Dramatiſches Gedicht,

in fünf Aufzügen.

Intreite, nam et heic Dii ſunt!

APVD GELLIVM.

Von

Gotthold Ephraim Leſſing.

Sächs. Landes-Bibl.

1779.

Nathan der Weiſe.

Personen.

Sultan **Saladin.**

Sittah, dessen Schwester.

Nathan, ein reicher Jude in Jerusalem.

Recha, dessen angenommene Tochter.

Daja, eine Christin, aber in dem Hause des Juden, als Gesellschafterinn der Recha.

Ein junger **Tempelherr.**

Ein **Derwisch.**

Der **Patriarch** von Jerusalem.

Ein **Klosterbruder.**

Ein **Emir** nebst verschiednen **Mameluken** des Saladin.

Die Scene ist in Jerusalem.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

(Scene: Flur in Nathans Hauſe.)

Nathan von der Reiſe kommend. Daja ihm entgegen.

Daja.

Er iſt es! Nathan! — Gott ſey ewig Dank,
Daß Ihr doch endlich einmahl wiederkommt.

Nathan.

Ja, Daja; GOtt ſey Dank! — Doch warum endlich?
Hab' ich denn eher wiederkommen wollen?
Und wiederkommen können? Babylon
Iſt von Jeruſalem, wie ich den Weg,
Seit ab bald rechts, bald links, zu nehmen bin

Genöthigt werden, gute hundert Meilen;
Und Schulden einkassiren, ist gewiß
Auch kein Geschäft, das merklich fördert, das
So von der Hand sich schlagen läßt.

Daja.

O Nathan,
Wie elend, elend hättet Ihr indeß
Hier werden können! Euer Haus . . .

Nathan.

Das brannte.
So hab' ich schon vernommen. — Gebe Gott,
Daß ich nur alles schon vernommen habe!

Daja.

Und wäre leicht von Grund aus abgebrannt.

Nathan.

Dann, Daja, hätten wir ein neues uns
Gebaut; und ein bequemeres.

Daja.

Schon wahr! —
Doch Recha wär' bey einem Haare mit
Verbrannt.

Nathan.

Verbrannt? Wer? meine Recha? sie? —
Das hab' ich nicht gehört. — Nun dann! So hätte
Ich keines Hauses mehr bedurft. — Verbrannt
Bey einem Haare! — Ha! sie ist es wohl!
Ist wirklich wohl verbrannt! — Sag' nur heraus!
Heraus nur! — Tödte mich: und martre mich
Nicht länger. — Ja, sie ist verbrannt.

Daja.

Wenn sie
Es wäre, würdet Ihr von mir es hören?

Nathan.

Warum erschreckst du mich denn? — O Recha!
O meine Recha!

Daja.

Eure? Eure Recha?

Nathan.

Wenn ich mich wieder je entwöhnen müßte,
Dieß Kind mein Kind zu nennen!

Daja.

Nennt Ihr alles,
Was Ihr besitzt, mit eben so viel Rechte
Das Eure?

Nathan.

Nichts mit grösserm! Alles, was
Ich sonst besitze, hat Natur und Glück
Mir zugetheilt. Dieß Eigenthum allein
Dank' ich der Tugend.

Daja.

O wie theuer laßt
Ihr Eure Güte, Nathan, mich bezahlen!
Wenn Güt', in solcher Absicht ausgeübt,
Noch Güte heißen kann!

Nathan.

In solcher Absicht!
In welcher?

Daja.

Mein Gewissen . . .

Nathan.

Daja, laß
Vor allen Dingen dir erzählen . . .

Daja.

Mein
Gewissen, sag' ich . . .

Nathan.

Was in Babylon
Für einen schönen Stoff ich dir gekauft.
So reich, und mit Geschmack so reich! Ich bringe
Für Recha selbst kaum einen schönern mit.

Daja.

Was hilfts? Denn mein Gewissen, muß ich Euch
Nur sagen, läßt sich länger nicht betäuben.

Nathan.

Und wie die Spangen, wie die Ohrgehenke,
Wie Ring und Kette dir gefallen werden,
Die in Damascus ich dir ausgesucht;
Verlanget mich zu sehn.

Daja.

So seyd Ihr nun!
Wenn ihr nur schenken könnt! nur schenken könnt!

Nathan.

Nimm du so gern, als ich dir geb': — und schweig!

Daja.

Und schweig! — Wer zweifelt, Nathan, daß
Ihr nicht
Die Ehrlichkeit, die Großmuth selber seyd?
Und doch . . .

Nathan.

Doch bin ich nur ein Jude. — Gelt,
Das willst du sagen?

Daja.

Was ich sagen will,
Das wißt Ihr besser.

Nathan.

Nun so schweig!

Daja.

Ich schweige.
Was Sträfliches vor Gott hierbey geschieht,
Und ich nicht hindern kann, nicht ändern kann, —
Nicht kann, — komm' über Euch!

Nathan.

Nathan.

Komm' über mich! —
Wo aber iſt ſie denn? wo bleibt ſie? — Daja,
Wenn du mich hintergehſt! — Weiß ſie es denn,
Daß ich gekommen bin?

Daja.

Des frag' ich Euch!
Noch zittert ihr der Schreck durch jede Nerve.
Noch mahlet Feuer ihre Phantaſie
Zu allem, was ſie mahlt. Im Schlafe wacht,
Im Wachen ſchläft ihr Geiſt: bald weniger
Als Thier, bald mehr als Engel.

Nathan.

Armes Kind!
Was ſind wir Menſchen!

Daja.

Dieſen Morgen lag
Sie lange mit verſchloſſnem Aug', und war
Wie todt. Schnell fuhr ſie auf, und rief: „Horch! horch!
„Da kommen die Kameele meines Vaters!
„Horch! ſeine ſanfte Stimme ſelbſt!“ — Indem
Brach ſich ihr Auge wieder: und ihr Haupt,
Dem ſeines Armes Stütze ſich entzog,

Stürzt auf das Küssen. — Ich, zur Pfort' hinaus!
Und sieh; da kommt Ihr wahrlich! kömt Ihr wahrlich! —
Was Wunder! ihre ganze Seele war
Die Zeit her nur bey Euch — und ihm. —

Nathan.

Bey ihm?
Bey welchem Ihm?

Daja.

Bey ihm, der aus dem Feuer
Sie rettete.

Nathan.

Wer war das? wer? — Wo ist er?
Wer rettete mir meine Recha? wer?

Daja.

Ein junger Tempelherr, den, wenig Tage
Zuvor, man hier gefangen eingebracht,
Und Saladin begnadigt hatte.

Nathan.

Wie?
Ein Tempelherr, dem Sultan Saladin
Das Leben ließ? Durch ein geringres Wunder
War Recha nicht zu retten? Gott!

Daja.

Ohn' ihn,
Der ſeinen unvermutheten Gewinſt
Friſch wieder wagte, war es aus mit ihr.

Nathan.

Wo iſt er, Daja, dieſer edle Mann? —
Wo iſt er? Führe mich zu ſeinen Füßen.
Ihr gabt ihm doch vors erſte, was an Schätzen
Ich euch gelaſſen hatte? gabt ihm alles?
Verſpracht ihm mehr? weit mehr?

Daja.

Wie konnten wir?

Nathan.

Nicht? nicht?

Daja.

Er kam, und niemand weiß woher,
Er ging, und niemand weiß wohin. — Ohn' alle
Des Hauſes Kundſchaft, nur von ſeinem Ohr
Geleitet, drang, mit vorgeſpreiztem Mantel,
Er kühn durch Flamm' und Rauch der Stimme nach,
Die uns um Hülfe rief. Schon hielten wir
Ihn für verloren, als aus Rauch und Flamme
Mit eins er vor uns ſtand, im ſtarken Arm

Empor sie tragend. Kalt und ungerührt
Vom Jauchzen unsers Danks, setzt seine Beute
Er nieder, drängt sich unters Volk und ist —
Verschwunden!

Nathan.

Nicht auf immer, will ich hoffen.

Daja.

Nachher die ersten Tage sahen wir
Ihn untern Palmen auf und nieder wandeln,
Die dort des Auferstandnen Grab umschatten.
Ich nahte mich ihm mit Entzücken, dankte,
Erhob, entbot, beschwor, — nur einmahl noch
Die fromme Kreatur zu sehen, die
Nicht ruhen könne, bis sie ihren Dank
Zu seinen Füßen ausgeweinet.

Nathan.

Nun?

Daja.

Umsonst! Er war zu unsrer Bitte taub;
Und goß so bittern Spott auf mich besonders . . .

Nathan.

Bis dadurch abgeschreckt . . .

Daja.

Daja.

Nichts weniger!
Ich trat ihn jeden Tag von neuem an;
Ließ jeden Tag von neuem mich verhöhnen.
Was litt ich nicht von ihm! Was hätt' ich nicht
Noch gern ertragen! — Aber lange ſchon
Kommt er nicht mehr, die Palmen zu beſuchen,
Die ſeines Auferſtandnen Grab umſchatten;
Und niemand weiß, wo er geblieben iſt. —
Ihr ſtaunt? Ihr ſinnt?

Nathan.

Ich überdenke mir,
Was das auf einen Geiſt, wie Rechas, wohl
Für Eindruck machen muß. Sich ſo verſchmäht
Von dem zu finden, den man hochzuſchätzen
Sich ſo gezwungen fühlt; ſo weggeſtoßen,
Und doch ſo angezogen werden; — Traun,
Da müſſen Herz und Kopf ſich lange zanken,
Ob Menſchenhaß ob Schwermuth ſiegen ſoll.
Oft ſiegt auch keines; und die Phantaſie,
Die in den Streit ſich mengt, macht Schwärmer,
Bey welchen bald der Kopf das Herz, und bald
Das Herz den Kopf muß ſpielen. — Schlimmer Tauſch! —
Das Letztere, verkenn' ich Recha nicht,
Iſt Rechas Fall: ſie ſchwärmt.

Daja.

Daja.

Allein so fromm,

So liebenswürdig!

Nathan.

Ist doch auch geschwärmt!

Daja.

Vornehmlich Eine — Grille, wenn Ihr wollt,
Ist ihr sehr werth. Es sey ihr Tempelherr
Kein irdischer und keines irdischen;
Der Engel einer, deren Schutze sich
Ihr kleines Herz, von Kindheit auf, so gern
Vertrauet glaubte, sey aus seiner Wolke,
In die er sonst verhüllt, auch noch im Feuer,
Um sie geschwebt, mit eins als Tempelherr
Hervorgetreten. — Lächelt nicht! — Wer weiß!
Laßt lächelnd wenigstens ihr einen Wahn,
In dem sich Jud' und Christ und Muselmann
Vereinigen; — so einen süßen Wahn!

Nathan.

Auch mir so süß! — Geh, wackre Daja, geh;
Sieh, was sie macht; ob ich sie sprechen kann. —
Sodann such' ich den wilden, launigen
Schutzengel auf. Und wenn ihm noch beliebt,

Hier-

Hienieden unter uns zu wallen; noch
Beliebt, so ungesittet Ritterschaft
Zu treiben: find' ich ihn gewiß; und bring'
Ihn her.

Daja.

Ihr unternehmet viel.

Nathan.

Macht dann
Der süße Wahn der sußern Wahrheit Platz: —
Denn, Daja, glaube mir; dem Menschen ist
Ein Mensch noch immer lieber, als ein Engel —
So wirst du doch auf mich, auf mich nicht zürnen,
Die Engelschwärmerinn geheilt zu sehn?

Daja.

Ihr seyd so gut', und seyd zugleich so schlimm!
Ich geh! — doch hört! — doch seht! — da kömt sie selbst.

Zweyter Auftritt.

Recha, und die Vorigen.

Recha.

So seyd Ihr es doch ganz und gar, mein Vater?
Ich glaubt', Ihr hättet Eure Stimme nur

Vorausgeschickt. Wo bleibt Ihr? Was für Berge,
Für Wüsten, was für Ströme trennen uns
Denn noch? Ihr athmet Wand an Wand mit ihr,
Und eilt nicht, Eure Recha zu umarmen?
Die arme Recha, die indeß verbrannte! —
Fast, fast verbrannte! Fast nur. Schaudert nicht!
Es ist ein garst'ger Tod, verbrennen. O!

Nathan.

Mein Kind! mein liebes Kind!

Recha.

Ihr mußtet über
Den Euphrat, Tygris, Jordan; über — wer
Weiß was für Wasser all? — Wie oft hab' ich
Um Euch gezittert, eh das Feuer mir
So nahe kam! Denn seit das Feuer mir
So nahe kam: dünkt mich im Wasser sterben
Erquickung, Labsal, Rettung. — Doch Ihr seyd
Ja nicht ertrunken: ich, ich bin ja nicht
Verbrannt. Wie wollen wir uns freuen, und GOtt,
GOtt loben! Er, er trug Euch und den Nachen
Auf Flügeln seiner unsichtbaren Engel
Die ungetreuen Strom' hinüber. Er,
Er winkte meinem Engel, daß er sichtbar
Auf seinem weißen Fittiche, mich durch
Das Feuer trüge —

Nathan.

Nathan. (bey Seite.)

Weißem Fittiche!
Ja, ja! der weiße vorgeſpreitzte Mantel
Des Tempelherrn.

Recha.

Er ſichtbar, ſichtbar mich
Durchs Feuer trüg', von ſeinem Fittiche
Verweht. — Ich alſo, ich hab' einen Engel
Von Angeſicht zu Angeſicht geſehn;
Und meinen Engel.

Nathan.

Recha wär' es werth;
Und würd' an ihm nichts ſchönres ſehn, als er
An ihr.

Recha. (lächelnd.)

Wem ſchmeichelt Ihr, mein Vater? wem?
Dem Engel, oder Euch?

Nathan.

Doch hätt' auch nur
Ein Menſch — ein Menſch, wie die Natur ſie täglich
Gewährt, dir dieſen Dienſt erzeigt: er müßte
Für dich ein Engel ſeyn. Er müßt' und würde.

Recha.

Recha.

Nicht ſo ein Engel; nein! ein wirklicher;
Es war gewiß ein wirklicher! — Habt Ihr,
Ihr ſelbſt die Möglichkeit, daß Engel ſind,
Daß GOtt zum Beſten derer, die ihn lieben,
Auch Wunder könne thun, mich nicht gelehrt?
Ich lieb' ihn ja.

Nathan.

Und er liebt dich; und thut
Für dich, und deines gleichen, ſtündlich Wunder;
Ja, hat ſie ſchon von aller Ewigkeit
Für euch gethan.

Recha.

Das hör' ich gern.

Nathan.

Wie? weil
Es ganz natürlich, ganz alltäglich klänge,
Wenn dich ein eigentlicher Tempelherr
Gerettet hätte: ſollt' es darum weniger
Ein Wunder ſeyn? — Der Wunder höchſtes iſt,
Daß uns die wahren, echten Wunder ſo
Alltäglich werden können, werden ſollen.
Ohn' dieſes allgemeine Wunder, hätte

Ein denkender wohl ſchwerlich Wunder je
Genannt, was Kindern bloß ſo heißen müßte,
Die gaffend nur das Ungewöhnlichſte,
Das Neuſte nur verfolgen.

Daja. (zu Nathan.)

Wollt Ihr denn
Ihr ohnedem ſchon überſpanntes Hirn
Durch ſolcherley Subtilitäten ganz
Zerſprengen?

Nathan.

Laß mich! — Meiner Recha wär'
Es Wunders nicht genug, daß ſie ein Menſch
Gerettet, welchen ſelbſt kein kleines Wunder
Erſt retten müſſen? Ja, kein kleines Wunder!
Denn wer hat ſchon gehört, daß Saladin
Je eines Tempelherrn verſchont? daß je
Ein Tempelherr von ihm verſchont zu werden
Verlangt? gehofft? ihm je für ſeine Freyheit
Mehr als den ledern Gurt gebothen, der
Sein Eiſen ſchleppt; und höchſtens ſeinen Dolch?

Recha.

Das ſchließt für mich, mein Vater. — Darum eben
War das kein Tempelherr; er ſchien es nur. —
Kömmt kein gefangner Tempelherr je anders

Als zum gewiſſen Tode nach Jeruſalem;
Geht keiner in Jeruſalem ſo frey
Umher: wie hätte mich des Nachts freywillig
Denn einer retten können?

Nathan.

Sieh! wie ſinnreich.
Jetzt, Daja, nimm das Wort. Ich hab' es ja
Von dir, daß er gefangen hergeſchickt
Iſt worden. Ohne Zweifel weißt du mehr.

Daja.

Nun ja. — So ſagt man freylich; — doch man ſagt
Zugleich, daß Saladin den Tempelherrn
Begnadigt, weil er ſeiner Brüder einem,
Den er beſonders lieb gehabt, ſo ähnlich ſehe.
Doch da es viele zwanzig Jahre her,
Daß dieſer Bruder nicht mehr lebt, — er hieß,
Ich weiß nicht wie; — er blieb, ich weiß nicht wo: —
So klingt das ja ſo gar — ſo gar unglaublich,
Daß an der ganzen Sache wohl nichts iſt.

Nathan.

Ey, Daia! Warum wäre denn das ſo
Unglaublich? doch wohl nicht — wie's wohl geſchieht —
Um lieber etwas noch unglaublichers
Zu glauben? — Warum hätte Saladin,

Der

Der ſein Geſchwiſter insgeſammt ſo liebt,
In jüngern Jahren einen Bruder nicht
Noch ganz beſonders lieben können? — Pflegen
Sich zwey Geſichter nicht zu ähneln? — Iſt
Ein alter Eindruck ein verlorner? — Wirkt
Das Nehmliche nicht mehr das Nehmliche? —
Seit wenn? — Wo ſteckt hier das Unglaubliche? —
Ey freylich, weiſe Daja, wär's für dich
Kein Wunder mehr; und deine Wunder nur
Bedürf — verdienen, will ich ſagen, Glauben.

Daja.

Ihr ſpottet.

Nathan.

Weil du meiner ſpottteſt. — Doch
Auch ſo noch, Recha, bleibet deine Rettung
Ein Wunder, dem nur möglich, der die ſtrengſten
Entſchlüſſe, die unbändigſten Entwürfe
Der Könige, ſein Spiel — wenn nicht ſein Spott —
Gern an den ſchwächſten Fäden lenkt.

Recha.

Mein Vater!
Mein Vater, wenn ich irr', Ihr wißt, ich irre
Nicht gern.

Nathan.

Vielmehr, du läßt dich gern belehren. —
Sieh! eine Stirn, so oder so gewölbt;
Der Rücken einer Naſe, ſo vielmehr
Als ſo geführet; Augenbraunen, die
Auf einem ſcharfen oder ſtumpfen Knochen
So oder ſo ſich ſchlängeln; eine Linie,
Ein Bug, ein Winkel, eine Falt', ein Mahl,
Ein Nichts, auf eines wilden Europäers
Geſicht: — und du entkömmſt dem Feuer, in Aſien!
Das wär' kein Wunder, wunderſücht'ges Volk?
Warum bemüht ihr denn noch einen Engel?

Daja.

Was ſchadets — Nathan, wenn ich ſprechen darf —
Bey alle dem, von einem Engel lieber
Als einem Menſchen ſich gerettet denken?
Fühlt man der erſten unbegreiflichen
Urſache ſeiner Rettung nicht ſich ſo
Viel näher?

Nathan.

Stolz! und nichts als Stolz! Der Topf
Von Eiſen will mit einer ſilbern Zange
Gern aus der Gluth gehoben ſeyn, um ſelbſt
Ein Töpf von Silber ſich zu dünken. — Pah! —

Und

Und was es ſchadet, fragſt du? was es ſchadet?
Was hilft es? dürft ich nur hinwieder fragen. —
Denn dein „Sich Gott um ſo viel näher fühlen,“
Iſt Unſinn oder Gotteslästerung. —
Allein es ſchadet; ja, es ſchadet allerdings. —
Kommt! hört mir zu. — Nicht wahr? dem Weſen, das
Dich rettete, — es ſey ein Engel oder
Ein Menſch, — dem möchtet ihr, und du beſonders,
Gern wieder viele große Dienſte thun? —
Nicht wahr? — Nun, einem Engel, was für Dienſte,
Für große Dienſte könnt ihr dem wohl thun?
Ihr könnt ihm danken; zu ihm ſeufzen, beten;
Könnt in Entzückung über ihn zerſchmelzen;
Könnt an dem Tage ſeiner Feyer faſten,
Almoſen ſpenden. — Alles nichts. — Denn mich
Deucht immer, daß ihr ſelbſt und euer Nächſter
Hierbey weit mehr gewinnt, als er. Er wird
Nicht fett durch euer Faſten; wird nicht reich
Durch eure Spenden; wird nicht herrlicher
Durch eur Entzücken; wird nicht mächtiger
Durch eur Vertrauen. Nicht wahr? Allein ein Menſch!

Daja.

Ey freylich hätt' ein Menſch, etwas für ihn
Zu thun, uns mehr Gelegenheit verſchafft.
Und GOtt weiß, wie bereit wir dazu waren!

Allein er wollte ja, bedurfte ja
So völlig nichts; war in sich, mit sich so
Vergnügsam, als nur Engel sind, nur Engel
Seyn können.

Recha.

Endlich, als er gar verschwand . . .

Nathan.

Verschwand? — Wie denn verschwand? — Sich
untern Palmen
Nicht ferner sehen ließ? — Wie? oder habt
Ihr wirklich schon ihn weiter aufgesucht?

Daja.

Das nun wohl nicht.

Nathan.

Nicht, Daja? nicht? — Da sieh
Nun was es schadt! — Grausame Schwärmerinnen! —
Wenn dieser Engel nun — nun krank geworden! . . .

Recha.

Krank!

Daja.

Krank! Er wird doch nicht!

Recha.

Recha.

Welch kalter Schauer
Befällt mich! — Daja! — Meine Stirne, ſonſt
So warm, fühl! iſt auf einmahl Eis.

Nathan.

Er iſt
Ein Franke, dieſes Klima's ungewohnt;
Iſt jung; der harten Arbeit ſeines Standes,
Des Hungerns, Wachens ungewohnt.

Recha.

Krank! krank!

Daja.

Das wäre möglich, meint ja Nathan nur.

Nathan.

Nun liegt er da! hat weder Freund, noch Geld
Sich Freunde zu beſolden.

Recha.

Ah, mein Vater!

Nathan.

Liegt ohne Wartung, ohne Rath und Zuſprach,
Ein Raub der Schmerzen und des Todes da!

Recha.

Wo? wo?

Nathan.

Er, der für eine, die er nie
Gekannt, gesehn — genug, es war ein Mensch —
Ins Feur sich stürzte . . .

Daja.

Nathan, schonet ihrer!

Nathan.

Der, was er rettete, nicht näher kennen,
Nicht weiter sehen mocht', — um ihm den Dank
Zu sparen . . .

Daja.

Schonet ihrer, Nathan!

Nathan.

Weiter
Auch nicht zu sehn verlangt', — es wäre denn,
Daß er zum zweyten Mahl es retten sollte —
Denn genug, es ist ein Mensch . . .

Daja.

Hört auf, und seht!

Nathan.

Der, der hat ſterbend ſich zu laben, nichts —
Als das Bewußtſeyn dieſer That!

Daja.

Hört auf!
Ihr tödtet ſie?

Nathan.

Und du haſt ihn getödtet? —
Hättſt ſo ihn tödten können. — Recha! Recha!
Es iſt Arzney, nicht Gift, was ich dir reiche.
Er lebt! — komm zu dir! — iſt auch wohl nicht krank?
Nicht einmahl krank!

Recha.

Gewiß? — nicht todt? nicht krank!

Nathan.

Gewiß, nicht todt! — denn GOtt lohnt Gutes, hier
Gethan, auch hier noch. — Sieh! — Begreifſt du aber,
Wie viel andächtig ſchwärmen leichter, als
Gut handeln iſt? wie gern der ſchlafſte Menſch
Andächtig ſchwärmt, um nur, — iſt er zu Zeiten
Sich ſchon der Abſicht deutlich nicht bewußt —
Um nur gut handeln nicht zu dürfen?

Recha.

Ah,
Mein Vater! laßt, laßt Eure Recha doch
Nie wiederum allein! — Nicht wahr, er kann
Auch wohl verreist nur seyn? —

Nathan.

Geht! — Allerdings. —
Ich seh, dort mustert mit neugier'gem Blick
Ein Muselmann mir die beladenen
Kameele. Kennt ihr ihn?

Daja.

Ha! Euer Derwisch.

Nathan.

Wer?

Daja.

Euer Derwisch; Euer Schachgesell!

Nathan.

Al-Hafi? das Al-Hafi?

Daja.

Itzt des Sultans
Schatzmeister.

Nathan.

Wie? Al-Hafi? Träumſt du wieder? —
Er iſts! — wahrhaftig, iſts! — kömmt auf uns zu.
Hinein mit Euch, geſchwind! — Was werd' ich hören!

Dritter Auftritt.

Nathan und der Derwiſch.

Derwiſch.

Reißt nur die Augen auf, ſo weit Ihr könnt!

Nathan.

Biſt du's? biſt du es nicht? — In dieſer Pracht,
Ein Derwiſch! . . .

Derwiſch.

Nun? warum denn nicht? Läßt ſich
Aus einem Derwiſch denn nichts, gar nichts machen?

Nathan.

Ey wohl, genug! — Ich dachte mir nur immer,
Der Derwiſch — ſo der rechte Derwiſch — woll'
Aus ſich nichts machen laſſen.

Derwiſch.

Derwiſch.

Beym Propheten!
Daß ich kein rechter bin, mag auch wohl wahr ſeyn.
Zwar wenn man muß —

Nathan.

Muß! Derwiſch! — Derwiſch muß?
Kein Menſch muß müſſen, und ein Derwiſch müßte?
Was müßt' er denn?

Derwiſch.

Warum man ihn recht bittet,
Und er für gut erkennt: das muß ein Derwiſch.

Nathan.

Bey unſerm Gott! da ſagſt du wahr. — Laß dich
Umarmen, Menſch. — Du biſt doch noch mein Freund?

Derwiſch.

Und fragt nicht erſt, was ich geworden bin?

Nathan.

Trotz dem, was du geworden!

Derwiſch.

Könnt' ich nicht
Ein Kerl im Staat geworden ſeyn, des Freundſchaft
Euch ungelegen wäre?

Nathan.

Wenn dein Herz
Noch Derwiſch iſt, ſo wag' ichs drauf. Der Kerl
Im Staat, iſt nur dein Kleid.

Derwiſch.

Das auch geehrt
Will ſeyn. — Was meint Ihr? rathet! — Was wär' ich
An Eurem Hofe?

Nathan.

Derwiſch; weiter nichts.
Doch neben her, wahrſcheinlich — Koch.

Derwiſch.

Nun ja!
Mein Handwerk bey Euch zu verlernen. — Koch!
Nicht Kellner auch? — Geſteht, daß Saladin
Mich beſſer kennt. — Schatzmeiſter bin ich bey
Ihm worden.

Nathan.

Du? — bey ihm?

Derwiſch.

Verſteht:
Des kleinern Schatzes, — denn des gröſſern waltet
Ein Vater noch — des Schatzes für ſein Haus.

Nathan.

Nathan.

Ein Haus iſt groß.

Derwiſch.

Und gröſſer, als Ihr glaubt;
Denn jeder Bettler iſt von ſeinem Hauſe.

Nathan.

Doch iſt den Bettlern Saladin ſo feind —

Derwiſch.

Daß er mit Strumpf und Stiel ſie zu vertilgen
Sich vorgeſetzt, — und ſollt' er ſelbſt darüber
Zum Bettler werden.

Nathan.

Brav! — So mein' ichs eben.

Derwiſch.

Er iſts auch ſchon, trotz einem! — Denn ſein Schatz
Iſt jeden Tag mit Sonnenuntergang
Viel leerer noch, als leer. Die Fluth, ſo hoch
Sie morgens eintritt, iſt des Mittags längſt
Verlaufen —

Nathan.

Weil Kanäle ſie zum Theil
Verſchlingen, die zu füllen oder zu
Verſtopfen, gleich unmöglich iſt.

Derwiſch.

Derwiſch.

Getroffen!

Nathan.

Ich kenne das!

Derwiſch.

Es taugt nun freylich nichts,
Wenn Fürſten Geyer unter Aeſern ſind.
Doch ſind ſie Aeſer unter Geyern, taugts
Noch zehnmahl weniger.

Nathan.

O nicht doch, Derwiſch!
Nicht doch!

Derwiſch.

Ihr habt gut reden, Ihr! — Kommt an:
Was gebt Ihr mir? ſo tret' ich meine Stell'
Euch ab.

Nathan.

Was bringt dir deine Stelle?

Derwiſch.

Derwiſch.

Mir?

Nicht viel. Doch Euch, Euch kann ſie trefflich wuchern.
Denn iſt es Ebb' im Schatz, — wie öfters iſt, —
So zieht Ihr Eure Schleuſen auf: ſchießt vor,
Und nehmt an Zinſen, was Euch nur gefällt.

Nathan.

Auch Zins vom Zins der Zinſen?

Derwiſch.

Freylich!

Nathan.

Bis
Mein Kapital zu lauter Zinſen wird.

Derwiſch.

Das lockt Euch nicht? — So ſchreibet unſrer Freundſchaft
Nur gleich den Scheidebrief! Denn wahrlich hab'
Ich ſehr auf Euch gerechnet.

Nathan.

Wahrlich? Wie
Denn ſo? wie ſo denn?

Derwiſch.

Derwiſch.

Daß Ihr mir mein Amt
Mit Ehren würdet führen helfen; daß
Ich allzeit offne Kaſſe bey Euch hätte. —
Ihr ſchüttelt?

Nathan.

Nun, verſtehn wir uns nur recht!
Hier nichts zu unterſcheiden. — Du? warum
Nicht du? Al-Hafi Derwiſch iſt zu allem,
Was ich vermag, mir ſtets willkommen. — Aber
Al-Hafi Defterdar des Saladin,
Der — dem —

Derwiſch.

Errieth ichs nicht? Daß Ihr doch immer
So gut als klug, ſo klug als weiſe ſeyd! —
Geduld! Was Ihr am Hafi unterſcheidet,
Soll bald geſchieden wieder ſeyn. — Seht da
Das Ehrenkleid, das Saladin mir gab.
Eh es verſchoſſen iſt, eh es zu Lumpen
Geworden, wie ſie einen Derwiſch kleiden,
Hängts in Jeruſalem am Nagel, und
Ich bin am Ganges, wo ich leicht und barfuß
Den heißen Sand mit meinen Lehrern trete.

Nathan.

Dir ähnlich genug!

Derwiſch.

Und Schach mit ihnen ſpiele.

Nathan.

Dein höchſtes Gut!

Derwiſch.

Denkt nur, was mich verführte! —
Damit ich ſelbſt nicht länger betteln dürfte?
Den reichen Mann mit Bettlern ſpielen könnte?
Vermögend wär' im Huy den reichſten Bettler
In einen armen Reichen zu verwandeln?

Nathan.

Das nun wohl nicht.

Derwiſch.

Weit etwas abgeſchmackters!
Ich fühlte mich zum erſtenmahl geſchmeichelt;
Durch Saladins gutherz'gen Wahn geſchmeichelt —

Nathan.

Der war?

Derwiſch.

Derwiſch.

„Ein Bettler wiſſe nur, wie Bettlern
„Zu Muthe ſey; ein Bettler habe nur
„Gelernt, mit guter Weiſe Bettlern geben.
„Dein Vorfahr, ſprach er, war mir viel zu kalt,
„Zu rauh. Er gab ſo unhold, wenn er gab;
„Erkundigte ſo ungeſtüm ſich erſt
„Nach dem Empfanger; nie zufrieden, daß
„Er nur den Mangel kenne, wollt' er auch
„Des Mangels Urſach wiſſen, um die Gabe
„Nach dieſer Urſach fliſig abzuwägen.
„Das wird Al-Haſi nicht! So unmild mild
„Wird Saladin im Haſi nicht erſcheinen!
„Al-Haſi gleicht verſtopften Röhren nicht,
„Die ihre klar und ſtill empfangnen Waſſer
„So unrein und ſo ſprudelnd wieder geben.
„Al-Haſi denkt; Al-Haſi fühlt wie ich!“ —
So lieblich klang des Vogelers Pfeife, bis
Der Simpel in dem Netze war. — Ich Geck!
Ich eines Gecken Geck!

Nathan.

Gemach, mein Derwiſch,
Gemach!

Derwiſch.

Ey was! — Es wär' nicht Geckerey,
Bey Hunderttauſenden die Menſchen drücken,
Ausmärgeln, plündern, martern, würgen; und
Ein Menſchenfreund an Einzeln ſcheinen wollen?
Es wär' nicht Geckerey, des Höchſten Milde,
Die ſonder Auswahl, über Böſ' und Gute
Und Flur und Wüſteney, in Sonnenſchein
Und Regen ſich verbreitet, — nachzuäffen,
Und nicht des Höchſten immer volle Hand
Zu haben? Was? es wär' nicht Geckerey ...

Nathan.

Genug! hör auf!

Derwiſch.

Laſt meiner Geckerey
Mich doch nur auch erwähnen! — Was? es wäre
Nicht Geckerey, an ſolchen Geckereyen
Die gute Seite dennoch auszuſpüren,
Um Antheil, dieſer guten Seite wegen,
An dieſer Geckerey zu nehmen? Heh?
Das nicht?

Nathan.

Al-Haß, mache, daß du bald
In deine Wüſte wieder kömmſt. Ich fürchte

Grad'

Grad' unter Menſchen möchteſt du ein Menſch
Zu ſeyn verlernen.

Derwiſch.

Recht, das fürcht' ich auch.
Lebt wohl!

Nathan.

So haſtig! — Warte doch, Al-Haſi.
Entläuft dir denn die Wüſte? — Warte doch! —
Daß er mich hörte! — He, Al-Haſi! hier! —
Weg iſt er; und ich hätt' ihn noch ſo gern
Nach unſerm Tempelherrn gefragt. Vermuthlich,
Daß er ihn kennt.

Vierter Auftritt.

Daja eilig herbey. Nathan.

Daja.

O Nathan, Nathan!

Nathan.

Nun?
Was gibts?

Daja.

Er läßt ſich wieder ſehn! Er läßt
Sich wieder ſehn!

Nathan.

Wer, Daja? wer?

Daja.

Er! er!

Nathan.

Er? Er? — Wann läßt ſich der nicht ſehn! — Ja ſo,
Nur euer Er heißt er. — Das ſollt' er nicht!
Und wenn er auch ein Engel wäre, nicht!

Daja.

Er wandelt unterm Palmen wieder auf
Und ab; und bricht von Zeit zu Zeit ſich Datteln.

Nathan.

Sie eſſend? — und als Tempelherr?

Daja.

Was quält
Ihr mich? — Ihr gierig Aug' erriecht ihn hinter
Den dicht verſchränkten Palmen ſchon; und folgt
Ihm unverrückt. Sie läßt Euch bitten, — Euch

Beſchwö-

Beſchwören, — ungeſäumt ihn anzugehn.
O eilt! Sie wird Euch aus dem Fenſter winken,
Ob er hinauf geht oder weiter ab
Sich ſchlägt. O eilt!

Nathan.

So wie ich vom Kameele
Geſtiegen? — Schickt ſich das? — Geh, eile du
Ihm zu; und meld' ihm meine Wiederkunft.
Sieh Acht, der Biedermann hat nur mein Haus
In meinem Abſeyn nicht betreten wollen;
Und kömmt nicht ungern, wenn der Vater ſelbſt
Ihn laden läßt. Geh, ſag', ich laß' ihn bitten,
Ihn herzlich bitten . . .

Daja.

All umſonſt! Er kömmt
Euch nicht. — Denn kurz: er kömmt zu keinem Juden.

Nathan.

So geh, geh wenigſtens ihn anzuhalten;
Ihn wenigſtens mit deinen Augen zu
Begleiten. — Geh, ich komme gleich dir nach.
(Nathan eilet hinein, und Daja heraus)

Fünfter Auftritt.

Scene: ein Platz mit Palmen,

unter welchen der Tempelherr auf und nieder geht. Ein Klosterbruder folgt ihm in einiger Entfernung von der Seite, immer als ob er ihn anreden wolle.

Tempelherr.

Der folgt mir nicht vor langer Weile! — Sieh,
Wie schielt er nach den Händen! — Guter Bruder, —
Ich kann euch auch wohl Vater nennen; nicht?

Klosterbruder.

Nur Bruder — Layenbruder nur; zu dienen.

Tempelherr.

Ja, guter Bruder, wer nur selbst was hätte!
Bey Gott! bey Gott! ich habe nichts —

Klosterbruder.

Und doch
Recht warmen Dank! Gott geb' Euch tausendfach
Was Ihr gern geben wolltet. Denn der Wille
Und nicht die Gabe macht den Geber. — Auch

Ward

Ward ich dem Herrn Almoſens wegen gar
Nicht nachgeſchickt.

Tempelherr.

Doch aber nachgeſchickt?

Kloſterbruder.

Ja; aus dem Kloſter.

Tempelherr.

Wo ich eben jetzt
Ein kleines Pilgermahl zu finden hoffte!

Kloſterbruder.

Die Tiſche waren ſchon beſetzt: komm' aber
Der Herr nur wieder mit zurück.

Tempelherr.

Wozu?
Ich habe Fleiſch wohl lange nicht gegeſſen:
Allein was thuts? die Datteln ſind ja reif.

Kloſterbruder.

Nehm' ſich der Herr in Acht mit dieſer Frucht.
Zu viel genoſſen taugt ſie nicht; verſtopft
Die Milz; macht melancholiſches Geblüt.

Tempelherr.

Wenn ich nun melancholisch gern mich fühlte? —
Doch dieser Warnung wegen wurdet Ihr
Mir doch nicht nachgeschickt?

Klosterbruder.

O nein! — Ich soll
Mich nur nach Euch erkunden; auf den Zahn
Euch fühlen.

Tempelherr.

Und das sagt Ihr mir so selbst?

Klosterbruder.

Warum nicht?

Tempelherr.

Ein verschmitzter Bruder! — Hat
Das Kloster Eures gleichen mehr?

Klosterbruder.

Weiß nicht.
Ich muß gehorchen, lieber Herr.

Tempelherr.

Und da
Gehorcht Ihr denn auch ohne viel zu klügeln?

Kloster-

Kloſterbruder.

Wär's ſonſt gehorchen, lieber Herr?

Tempelherr.

Daß doch
Die Einfalt immer Recht behält! — Ihr dürft
Mir doch auch wohl vertrauen, wer mich gern
Genauer kennen möchte? — Daß Ihrs ſelbſt
Nicht ſeyd, will ich wohl ſchwören.

Kloſterbruder.

Ziemte mirs?
Und frommte mirs?

Tempelherr.

Wem ziemt und frommt es denn,
Daß er ſo neubegierig iſt? Wem denn?

Kloſterbruder.

Dem Patriarchen; muß ich glauben. — Denn
Der ſandte mich Euch nach.

Tempelherr.

Der Patriarch!
Kennt der das rothe Kreuz auf weißem Mantel
Nicht beſſer?

Kloſterbruder.

Kenn' ja ichs!

Tempelherr.

Nun, Bruder? nun? —
Ich bin ein Tempelherr; und ein gefang'ner —
Setz' ich hinzu: gefangen bey Tebnin,
Der Burg, die mit des Stillſtands letzter Stunde
Wir gern erſtiegen hätten, um ſodann
Auf Sidon los zu gehn; — ſetz' ich hinzu:
Selbzwanzigſter gefangen, und allein
Vom Saladin begnadigt: ſo weiß
Der Patriarch, was er zu wiſſen braucht; —
Mehr, als er braucht.

Kloſterbruder.

Wohl aber ſchwerlich mehr,
Als er ſchon weiß. — Er wüßt' auch gern, warum
Der Herr vom Saladin begnadigt worden;
Er ganz allein.

Tempelherr.

Weiß ich das ſelber? — Schon
Den Hals entblößt, kniet' ich auf meinem Mantel,
Den Streich erwartend: als mich ſchärfer Saladin
Ins Auge faßt, mir näher ſpringt, und winkt.

Man

Man hebt mich auf; ich bin entfeſſelt; will
Ihm danken; ſeh' ſein Aug' in Thränen; ſtumm
Iſt er, bin ich; er geht, ich bleibe. — Wie
Nun das zuſammenhängt, enträthſle ſich
Der Patriarche ſelbſt.

Kloſterbruder.

Er ſchließt daraus,
Daß Gott zu großen, großen Dingen Euch
Müß' aufbehalten haben.

Tempelherr.

Ja, zu großen!
Ein Judenmädchen aus dem Feur zu retten;
Auf Sinai neugier'ge Pilger zu
Geleiten; und dergleichen mehr.

Kloſterbruder.

Wird ſchon
Noch kommen! — Iſt inzwiſchen auch nicht übel. —
Vielleicht hat ſelbſt der Patriarch bereits
Weit wicht'gere Geſchäfte für den Herrn.

Tempelherr.

So? meint Ihr, Bruder? — Hat er gar Euch ſchon
Was merken laſſen?

Klosterbruder.

Ey, ja wohl! — Ich soll
Den Herrn nur erst ergründen, ob er so
Der Mann wohl ist.

Tempelherr.

Nun ja; ergründet nur!
(Ich will doch sehn, wie der ergründet!) — Nun?

Klosterbruder.

Das kürzste wird wohl seyn, daß ich dem Herrn
Ganz grade zu des Patriarchen Wunsch
Erbiete.

Tempelherr.

Wohl!

Klosterbruder.

Er hätte durch den Herrn
Ein Briefchen gern bestellt.

Tempelherr.

Durch mich? Ich bin
Kein Bothe. — Das, das wäre das Geschäft,
Das weit akorreicher sey, als Judenmädchen
Dem Feur entreißen?

Kloster-

Kloſterbruder.

Muß doch wohl! denn — ſagt
Der Patriarch — an dieſem Briefchen ſey
Der ganzen Chriſtenheit ſehr viel gelegen.
Dieß Briefchen wohl beſtellt zu haben, — ſagt
Der Patriarch, — werd' einſt im Himmel Gott
Mit einer ganz beſondern Krone lohnen.
Und dieſer Krone, — ſagt der Patriarch, —
Sey niemand würd'ger, als mein Herr.

Tempelherr.

Als ich?

Kloſterbruder.

Denn dieſe Krone zu verdienen, — ſagt
Der Patriarch, — ſey ſchwerlich jemand auch
Geſchickter, als mein Herr.

Tempelherr.

Als ich?

Kloſterbruder.

Er ſey
Hier frey: könn' überall ſich hier beſehn;
Verſteh', wie eine Stadt zu ſtürmen und
Zu ſchirmen; könne, — ſagt der Patriarch, —
Die Stärk' und Schwäche der von Saladin
Neu aufgeführten, innern, zweyten Mauer

Am

Am beſten ſchätzen, ſie am deutlichſten
Den Streitern Gottes, ſagt der Patriarch,
Beſchreiben.

Tempelherr.

Guter Bruder, wenn ich doch
Nun auch des Briefchens nähern Inhalt wüßte.

Kloſterbruder.

Ja den, — den weiß ich nun wohl nicht ſo recht.
Das Briefchen aber iſt an König Philipp. —
Der Patriarch — Ich hab' mich oft gewundert
Wie doch ein Heiliger, der ſonſt ſo ganz
Im Himmel lebt, zugleich ſo unterrichtet
Von Dingen dieſer Welt zu ſeyn, herab
Sich laſſen kann. Es muß ihm ſauer werden.

Tempelherr.

Nun dann? der Patriarch? —

Kloſterbruder.

Weiß ganz genau,
Ganz zuverläßig, wie und wo, wie ſtark,
Von welcher Seite Saladin, im Fall
Es völlig wieder losgeht, ſeinen Feldzug
Eröffnen wird.

Tempelherr.

Daß weiß er?

Kloſterbruder.

Ja und möcht'
Es gern dem König Philipp wiſſen laſſen:
Damit der ungefähr ermeſſen könne,
Ob die Gefahr denn gar ſo ſchrecklich, um
Mit Saladin den Waffenſtillestand,
Den Euer Orden ſchon ſo brav gebrochen,
Es koſte was es wolle, wieder her
Zu ſtellen.

Tempelherr.

Welch ein Patriarch! — Ja ſo!
Der liebe tapfre Mann will mich zu keinem
Gemeinen Bothen; er will mich — zum Spion. —
Sag' deinem Patriarchen, guter Bruder,
So viel du mich eraründen können, wär'
Das meine Sache nicht. — Ich müſſe mich
Noch als Gefangenen betrachten; und
Der Tempelherren einziger Beruf
Sey mit dem Schwerte drein zu ſchlagen, nicht
Kundſchafterey zu treiben.

Kloſterbruder.

Dacht' ichs doch! —
Will's auch dem Herrn nicht eben ſehr verübeln. —
Zwar kömmt das Beſte noch. — Der Patriarch
Hiernächſt hat ausgegattert, wie die Veſte

Sich nennt, und wo auf Libanon sie liegt,
In der die ungeheuern Summen stecken,
Mit welcher Saladins vorsichtger Vater
Das Heer besoldet, und die Zurüstungen
Des Kriegs bestreitet. Saladin verfügt
Von Zeit zu Zeit auf abgelegnen Wegen
Nach dieser Veste sich, nur kaum begleitet. —
Ihr merkt doch?

Tempelherr.

Nimmermehr!

Klosterbruder.

Was wäre da
Wohl leichter, als des Saladins sich zu
Bemächtigen? den Garaus ihm zu machen? —
Ihr schaudert? — O es haben schon ein Paar
Gottesfürchtge Maroniten sich erbothen,
Wenn nur ein wackrer Mann sie führen wolle,
Das Stück zu wagen.

Tempelherr.

Und der Patriarch
Hätt' auch zu diesem wackern Manne mich
Ersehn?

Klosterbruder.

Er glaubt, daß König Philipp wohl
Von Ptolemais aus die Hand hierzu
Am besten bieten könne.

Tempel-

Tempelherr.

Mir? mir, Bruder?
Mir? Habt Ihr nicht gehört? nur erſt gehört,
Was für Verbindlichkeit dem Saladin
Ich habe?

Kloſterbruder.

Wohl hab ichs gehört.

Tempelherr.

Und doch?

Kloſterbruder.

Ja, — meynt der Patriarch, — das wär' ſchon gut:
Gott aber und der Orden . . .

Tempelherr.

Aendern nichts!
Gebieten mir kein Bubenſtück!

Kloſterbruder.

Gewiß nicht! —
Nur, — meynt der Patriarch, — ſey Bubenſtück
Vor Menſchen, nicht auch Bubenſtück vor Gott.

Tempelherr.

Ich wär' dem Saladin mein Leben ſchuldig:
Und raubt ihm ſeines?

Klosterbruder.

Pfuy! — Doch bliebe, — meynt
Der Patriarch, — noch immer Saladin
Ein Feind der Christenheit, der Euer Freund
Zu seyn, kein Recht erwerben könne.

Tempelherr.

Freund?
An dem ich blos nicht will zum Schurken werden;
Zum undankbaren Schurken?

Klosterbruder.

Allerdings! —
Zwar, — meynt der Patriarch, — des Dankes sey
Man quitt, vor Gott und Menschen quitt, wenn uns
Der Dienst um unsertwillen nicht geschehen.
Und da verlauten wolle, — meynt der Patriarch, —
Daß Euch nur darum Saladin begnadet,
Weil ihm in Eurer Mien', in Euerm Wesen,
So was von seinem Bruder eingeleuchtet . . .

Tempelherr.

Auch dieses weiß der Patriarch; und doch? —
Ah! wäre das gewiß! Ah, Saladin! —
Wie? die Natur hätt' auch nur Einen Zug
Von mir in deines Bruders Form gebildet:
Und dem entspräche nichts in meiner Seele?

Was dem entſpräche, könnt ich unterdrücken,
Um einem Patriarchen zu gefallen? —
Natur, ſo leugſt du nicht! So widerſpricht
Sich Gott in ſeinen Werken nicht! — Geht Bruder! —
Erregt mir meine Galle nicht! — Geht! geht!

Kloſterbruder.

Ich geh'; und geh' vergnügter, als ich kam.
Verzeihe mir der Herr. Wir Kloſterleute
Sind ſchuldig, unſern Obern zu gehorchen.

Sechſter Auftritt.

Der Tempelherr und Daja, die den Tempelherrn ſchon eine Zeit lang von weiten beobachtet hatte, und ſich nun ihm nähert.

Daja.

Der Kloſterbruder, wie mich dünkt, ließ in
Der beſten Laun' ihn nicht. — Doch muß ich mein
Paket nur wagen.

Tempelherr.

Nun, vortrefflich! — Lügt
Das Sprichwort wohl: daß Mönch und Weib, und Weib

Und Mönch des Teufels beyde Krallen ſind?
Er wirft mich heut aus einer in die andre.

Daja.

Was ſeh' ich? — Edler Ritter, Euch? — Gott Dank!
Gott tauſend Dank! — Wa habt Ihr denn
Die ganze Zeit geſteckt? — Ihr ſeyd doch wohl
Nicht krank geweſen?

Tempelherr.

Nein.

Daja.

Geſund doch?

Tempelherr.

Ja.

Daja.

Wir waren Euertwegen wahrlich ganz
Bekümmert.

Tempelherr.

So?

Daja.

Ihr wart gewiß verreißt?

Tempelherr.

Errathen!

Daja.

Daja.

Und kommt heut erſt wieder?

Tempelherr.

Geſtern.

Daja.

Auch Rechas Vater iſt heut angekommen.
Und nun darf Recha doch wohl hoffen?

Tempelherr.

Was?

Daja.

Warum ſie Euch ſo öfters bitten laſſen.
Ihr Vater ladet Euch nun ſelber bald
Aufs dringlichſte. Er kömmt von Babylon;
Mit zwanzig hochbeladenen Kameelen,
Und allem, was an edeln Specereyen,
An Steinen und an Stoffen, Indien
Und Perſien und Syrien, gar Sina,
Koſtbares nur gewähren.

Tempelherr.

Kaufe nichts.

Daja.

Sein Volk verehret ihn als einen Fürſten.
Doch daß es ihn den Weiſen Nathan nennt,
Und nicht vielmehr den Reichen, hat mich oft
Gewundert.

Tempelherr.

Seinem Volk iſt reich und weiſe
Vielleicht das nehmliche.

Daja.

Vor allen aber
Hätt's ihn den Guten nennen müſſen. Denn
Ihr ſtellt Euch gar nicht vor, wie gut er iſt.
Als er erfuhr, wie viel Euch Recha ſchuldig,
Was hätt', in dieſem Augenblicke, nicht
Er alles Euch gethan, gegeben!

Tempelherr.

Ey!

Daja.

Verſuchts und kommt und ſeht!

Tempelherr.

Was denn? wie ſchnell
Ein Augenblick vorüber iſt?

Daja.

Daja.

Hätt' ich,
Wenn er so gut nicht wär', es mir so lange
Bey ihm gefallen lassen? Meynt Ihr etwa,
Ich fühle meinen Werth als Christinn nicht?
Auch mir wards vor der Wiege nicht gesungen,
Daß ich nur darum meinem Ehgemahl
Nach Palästina folgen würd', um da
Ein Judenmädchen zu erziehn. Es war
Mein lieber Ehgemahl ein edler Knecht
In Kaiser Friedrichs Heere —

Tempelherr.

Von Geburth
Ein Schweitzer, dem die Ehr' und Gnade ward
Mit Seiner Kaiserlichen Majestät
In einem Flusse zu ersaufen. — Weib!
Wie vielmal habt Ihr mir das schon erzehlt?
Hört Ihr denn gar nicht auf mich zu verfolgen?

Daja.

Verfolgen! lieber Gott!

Tempelherr.

Ja, ja, verfolgen.
Ich will nun einmal Euch nicht weiter sehn!

Nicht hören! Will von Euch an eine That
Nicht fort und fort erinnert seyn, bey der
Ich nichts gedacht; die, wenn ich drüber denke,
Zum Räthsel von mir selbst mir wird. Zwar möcht'
Ich sie nicht gern bereuen. Aber seht;
Ereignet so ein Fall sich wieder: Ihr
Seyd Schuld, wenn ich so rasch nicht handle; wenn
Ich mich vorher erkund', — und brennen lasse,
Was brennt.

Daja.

Bewahre Gott!

Tempelherr.

Von heut' an thut
Mir den Gefallen wenigstens, und kennt
Mich weiter nicht. Ich bitt' Euch drum. Auch laßt
Den Vater mir vom Halse. Jud' ist Jude.
Ich bin ein plumper Schwab. Des Mädchens Bild
Ist längst aus meiner Seele; wenn es je
Da war.

Daja.

Doch Eures ist aus Ihrer nicht.

Tempelherr.

Was soll's nun aber da? was solls?

Daja.

Daja.

Wer weiß!
Die Menſchen ſind nicht immer, was ſie ſcheinen.

Tempelherr.

Doch ſelten etwas beſſers. (Er geht)

Daja.

Wartet doch!
Was eilt Ihr?

Tempelherr.

Weib, macht mir die Palmen nicht
Verhaßt, worunter ich ſo gern ſonſt wandle.

Daja.

So geh', du deutſcher Bär! ſo geh'! — Und doch
Muß ich die Spur des Thieres nicht verlieren.
(Sie geht ihm von weiten nach.)

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Scene: des Sultans Pallaſt.

Saladin und Sittah ſpielen Schach.

Sittah.

Wo biſt du, Saladin? Wie ſpielſt du heut?

Saladin.

Nicht gut? Ich dächte doch.

Sittah.

Für mich; und kaum.
Nimm dieſen Zug zurück.

Saladin.

Warum?

Sittah.

Der Springer
Wird unbedeckt.

Saladin.

Iſt wahr. Nun ſo!

Sittah.

Sittah.

So zieh' Ich in die Gabel.

Saladin.

Wieder wahr. — Schach dann!

Sittah.

Was hilft dir das? Ich setze vor: und du
Bist, wie du warst.

Saladin.

Aus dieser Klemme, seh' Ich wohl, ist ohne Buße nicht zukommen.
Mags! nimm den Springer nur.

Sittah.

Ich will ihn nicht.
Ich geh vorbey.

Saladin.

Du schenkst mir nichts. Dir liegt
An diesem Platze mehr, als an dem Springer.

Sittah.

Kann seyn.

Saladin.

Saladin.

Mach deine Rechnung nur nicht ohne
Den Wirth. Denn ſieh'! Was gilts? das warſt du nicht
Vermuthen.

Sittah.

Freylich nicht. Wie konnt' ich auch
Vermuthen, daß du deiner Königinn
So müde wärſt?

Saladin.

Ich meiner Königin?

Sittah.

Ich ſeh' nun ſchon: ich ſoll heut meine tauſend
Dinar', kein Naſerinchen mehr gewinnen.

Saladin.

Wie ſo?

Sittah.

Frag noch! — Weil du mit Fleiß, mit aller
Gewalt verlieren willſt. — Doch dabey find'
Ich meine Rechnung nicht. Denn auſſer, daß
Ein ſolches Spiel das unterhaltendſte
Nicht iſt: gewann ich immer nicht am meiſten

Mit dir, wenn ich verlor? Wenn haſt du mir
Den Satz, mich des verlornen Spieles wegen
Zu tröſten, doppelt nicht hernach geſchenkt?

Saladin.

Ey ſieh'! ſo hätteſt du ja wohl, wenn du
Verlorſt, mit Fleiß verloren, Schweſterchen?

Sittah.

Zum wenigſten kann gar wohl ſeyn, daß deine
Freygebigkeit, mein liebes Brüderchen,
Schuld iſt, daß ich nicht beſſer ſpielen lernen.

Saladin.

Wir kommen ab vom Spiele. Mach ein Ende!

Sittah.

So bleibt es? Nun dann: Schach! und doppelt Schach!

Saladin.

Nun freylich; dieſes Abſchach hab' ich nicht
Geſehn, das meine Königinn zugleich
Mit niederwirft.

Sittah.

War dem noch abzuhelfen?
Laß ſehn.

Saladin.

Saladin.

Nein, nein: nimm nur die Königinn.
Ich war mit dieſem Steine nie recht glücklich.

Sittah.

Blos mit dem Steine?

Saladin.

Fort damit! — Das thut
Mir nichts. Denn ſo iſt alles wiederum
Beſchützt.

Sittah.

Wie höflich man mit Königinnen
Verfahren müße: hat mein Bruder mich
Zu wohl gelehrt. (Sie läßt ſie ſtehen.)

Saladin.

Nimm, oder nimm ſie nicht!
Ich habe keine mehr.

Sittah.

Wozu ſie nehmen?
Schach! — Schach!

Saladin.

Nur weiter.

Sittah.

Sittah.

Schach! — und Schach! — und Schach! —

Saladin.

Und matt!

Sittah.

Nicht ganz; du ziehſt den Springer noch
Dazwiſchen; oder was du machen willſt.
Gleichviel!

Saladin.

Ganz recht! — Du haſt gewonnen: und
Al-Hafi zahlt. — Man laß ihn rufen! gleich! —
Du hatteſt, Sittah, nicht ſo unrecht; ich
War nicht ſo ganz beym Spiele; war zerſtreut.
Und dann: wer giebt uns denn die glatten Steine
Beſtändig? die an nichts erinnern, nichts
Bezeichnen. Hab' ich mit dem Iman denn
Geſpielt? — Doch was? Verluſt will Vorwand. Nicht
Die unförmlichen Steine, Sittah, ſinds
Die mich verlieren machten: deine Kunſt,
Dein ruhiger und ſchneller Blick . . .

Sittah.

Auch ſo
Willſt du den Stachel des Verluſts nur ſtumpfen.
Genug, du warſt zerſtreut; und mehr als ich.

Saladin.

Als du? Was hätte dich zerſtreuet?

Sittah.

Deine
Zerſtreuung freylich nicht! — O Saladin,
Wenn werden wir ſo fleißig wieder ſpielen!

Saladin.

So ſpielen wir um ſo viel gieriger! —
Ah! weil es wieder los geht, meinſt du? — Mags! —
Nur zu! — Ich habe nicht zuerſt gezogen;
Ich hätte gern den Stilleſtand aufs neue
Verlängert; hätte meiner Sittah gern,
Gern einen guten Mann zugleich verſchaft.
Und das muß Richards Bruder ſeyn: er iſt
Ja Richards Bruder.

Sittah.

Wenn du deinen Richard
Nur loben kannſt!

Saladin.

Wenn unſerm Bruder Melek
Dann Richards Schweſter wär' zu Theile worden:
Ha! welch ein Haus zuſammen! Ha, der erſten,
Der beſten Häuſer in der Welt das beſte! —

Du

Du hörst, ich bin mich selbst zu loben, auch
Nicht faul. Ich dünk' mich meiner Freunde werth. —
Das hätte Menschen geben sollen! das!

Sittah.

Hab' ich des schönen Traums nicht gleich gelacht?
Du kennst die Christen nicht, willst sie nicht kennen.
Ihr Stolz ist: Christen seyn; nicht Menschen. Denn
Selbst das, was, noch von ihrem Stifter her,
Mit Menschlichkeit den Aberglauben wirzt,
Das lieben sie, nicht weil es menschlich ist:
Weils Christus lehrt; weils Christus hat gethan. —
Wohl ihnen, daß er ein so guter Mensch
Noch war! Wohl ihnen, daß sie seine Tugend
Auf Treu und Glaube nehmen können! — Doch
Was Tugend? — Seine Tugend nicht; sein Name
Soll überall verbreitet werden; soll
Die Namen aller guten Menschen schänden,
Verschlingen. Um den Namen, um den Namen
Ist ihnen nur zu thun.

Saladin.

Du meinst: warum
Sie sonst verlangen würden, daß auch ihr,
Auch du und Melek, Christen hießet, eh
Als Ehgemahl ihr Christen lieben wolltet?

Sittah.

Ja wohl! Als wär' von Chriſten nur, als Chriſten,
Die Liebe zu gewärtigen, womit
Der Schöpfer Mann und Männinn ausgeſtattet!

Saladin.

Die Chriſten glauben mehr Armſeligkeiten,
Als daß ſie die nicht auch noch glauben könnten! —
Und gleichwohl irrſt du dich. — Die Tempelherren,
Die Chriſten nicht, ſind Schuld: ſind nicht, als Chriſten,
Als Tempelherren Schuld. Durch die allein
Wird aus der Sache nichts. Sie wollen Acca,
Das Richards Schweſter unſerm Bruder Melek
Zum Brautſchatz bringen müſte, ſchlechterdings
Nicht fahren laſſen. Daß des Ritters Vortheil
Gefahr nicht laufe, ſpielen ſie den Mönch,
Den albern Mönch. Und ob vielleicht im Fluge
Ein guter Streich gelänge: haben ſie
Des Waffenſtilleſtandes Ablauf kaum
Erwarten können. — Luſtig! Nur ſo weiter!
Ihr Herren, nur ſo weiter! — Mir ſchon recht! —
Wär alles ſonſt nur, wie es müßte.

Sittah.

Nun?

Was irrte dich denn sonst? Was könnte sonst
Dich aus der Fassung bringen?

Saladin.

Was von je
Mich immer aus der Fassung hat gebracht. —
Ich war auf Libanon, bey unserm Vater.
Er unterlieget fast den Sorgen . . .

Sittah.

Armer Mann!

Saladin.

Er kann nicht durch; es klemmt sich aller Orten;
Es fehlt bald da, bald dort —

Sittah.

Was klemmt? was fehlt?

Saladin.

Was sonst, als was ich kaum zu nennen würd'ge?
Was, wenn ichs habe, mir so überflüßig,
Und hab' ichs nicht, so unentbehrlich scheint. —
Wo bleibt Al-Hafi denn? Ist niemand nach
Ihm aus? — Das leidige, verwünschte Geld! —
Gut, Hafi, daß du kömmst.

Zweyter Auftritt.

Der Derwiſch Al-Hafi. Saladin. Sittah.

Al-Hafi.

Die Reiter aus
Aegypten ſind vermuthlich angelangt.
Wenns nur ſein viel iſt.

Saladin.

Haſt du Nachricht?

Al-Hafi.

Ich?
Ich nicht. Ich denke, daß ich hier ſie im
Empfang ſoll nehmen.

Saladin.

Zahl an Sittah tauſend
Dinare! (im Gehauſen hin und her gehend)

Al-Hafi.

Zahl! empfangt, empfang! O ſchön!
Das iſt für Was noch weniger als Nichts. —
An Sittah? — wiederum an Sittah? Und
Verlieren? — wiederum im Schach verlieren? —
Da ſteht es noch das Spiel!

Sittah.

Sittah.

Du gönnſt mir doch

Mein Glück?

Al-Hafi.

(Das Spiel betrachtend)

Was gönnen? Wenn — Ihr wißt ja wohl.

Sittah.

(ihn winkend.)

Pſt! Hah! pſt!

Al-Hafi.

(noch auf das Spiel gerichtet.)

Gönnts Euch nur ſelber erſt!

Sittah.

Al-Hafi! pſt!

Al-Hafi. (zu Sittah.)

Die Weißen waren Euer?

Ihr bietet Schach?

Sittah.

Gut, daß er nichts gehört!

Al-Hafi.

Nun iſt der Zug an ihm?

Sittah.

(ihm näher tretend.)

So ſagt doch,

Daß ich mein Geld bekommen ſann.

Al-Hafi.

(noch auf das Spiel gehefter.)

Nun ja;

Ihr ſollts bekommen, wie Ihrs ſtets bekommen

Sittah.

Wie? biſt du toll?

Al-Hafi.

Das Spiel iſt ja nicht aus.

Ihr habt ja nicht verloren, Saladin.

Saladin.

(ſeine hinhörend.)

Doch! doch! Bezahl! bezahl!

Al-Hafi.

Bezahl! bezahl!

Da ſieht ja Eure Königinn.

Saladin.

(noch ſo)

Hält nicht;

Gehört nicht mehr ins Spiel.

Sittah.

Sittah.

So mach, und sag,
Daß ich das Geld mir nur kann hohlen lassen.

Al-Hafi.

(noch immer in das Spiel vertieft.)

Versteht sich, so wie immer. — Wenn auch schon;
Wenn auch die Königinn nichts gilt: Ihr seyd
Doch darum noch nicht matt.

Saladin.

(tritt hinzu und wirft das Spiel um.)

Ich bin es; will
Es seyn.

Al-Hafi.

Ja so! — Spiel wie Gewinnst! So wie
Gewonnen, so bezahlt.

Saladin.

(zu Sittah.)

Was sagt er? was?

Sittah.

(von Zeit zu Zeit dem Hafi winkend.)

Du kennst ihn ja. Er sträubt sich gern; läßt gern
Sich bitten; ist wohl gar ein wenig neidisch. —

Saladin.

Auf dich doch nicht? Auf meine Schweſter nicht? —
Was hör' ich, Haſi? Neidiſch? du?

Al-Haſi.

Kann ſeyn!
Kann ſeyn! — Ich hätt' ihr Hirn wohl lieber ſelbſt:
Wär' lieber ſelbſt ſo gut, als ſie.

Sittah.

Indeß
Hat er doch immer richtig noch bezahlt.
Und wird auch heut' bezahlen. Laß ihn nur! —
Geh nur, Al-Haſi, geh! Ich will das Geld
Schon holen laſſen.

Al-Haſi.

Nein; ich ſpiele länger
Die Nummern nicht mit. Er muß es doch
Einmahl erfahren.

Saladin.

Wer? und was?

Sittah.

Al-Haſi!
Iſt dieſes dein Verſprechen? Hältſt du ſo
Mir Wort!

Al-Haſi.

Al-Hafi.

Wie konnt' ich glauben, daß es so
Weit gehen würde.

Saladin.

Nun? erfahr ich nichts?

Sittah.

Ich bitte dich, Al-Haß; sey bescheiden.

Saladin.

Das ist doch sonderbar! Was könnte Sittah
So feyerlich, so warm bey einem Fremden,
Bey einem Derwisch lieber, als bey mir,
Bey ihrem Bruder sich verbitten wollen.
Al-Haß, nun befehl ich. — Rede, Derwisch!

Sittah.

Laß eine Kleinigkeit, mein Bruder, dir
Nicht näher treten, als sie würdig ist.
Du weißt, ich habe zu verschiednen Mahlen
Dieselbe Summ' im Schach von dir gewonnen.
Und weil ich itzt das Geld nicht nöthig habe;
Weil itzt in Haßs Kasse doch das Geld
Nicht eben allzuhäufig ist: so sind
Die Posten stehn geblieben. Aber sorgt
Nur nicht! Ich will sie weder dir, mein Bruder,
Noch Haß, noch der Kasse schenken.

Al-Hafi.

Al-Hafi.

Ja.

Wenns das nur wäre! das!

Sittah.

Und mehr dergleichen. —
Auch das ist in der Kasse stehn geblieben,
Was du mir einmal ausgeworfen; ist
Seit wenig Monden stehn geblieben.

Al-Hafi.

Noch

Nicht alles.

Saladin.

Noch nicht? — Wirst du reden?

Al-Hafi.

Seit aus Aegypten wir das Geld erwarten,
Hat sie . . .

Sittah.

(zu Saladin.)

Wozu ihn hören?

Al-Hafi.

Nicht nur Nichts
Bekommen . . .

Saladin.

Saladin.

Gutes Mädchen! — Auch brober
Mit vorgeſchoſſen. Nicht?

Al-Hafi.

Den ganzen Hof
Erhalten; Euern Aufwand ganz allein
Beſtritten.

Saladin.

Ha! das, das iſt meine Schweſter!
(Er umarmet.)

Sittah.

Wer hatte, dieß zu können, mich ſo reich
Gemacht, als du, mein Bruder!

Al-Hafi.

Wird ſhen auch
So bettelarm ſie wieder machen, als
Er ſelber iſt.

Saladin.

Ich arm? der Bruder arm?
Wenn hab' ich mehr? wenn weniger gehabt? —
Ein Kleid, ein Schwert, ein Pferd, — und Einen Gott!
Was brauch' ich mehr? Wenn kommt an dem mir fehlen?
Und doch, Al-Hafi, komm' ich mit dir ſchelten.

Sittah.

Sittah.

Schilt nicht, mein Bruder. Wenn ich unſerm Vater
Auch ſeine Sorgen ſo erleichtern könnte!

Saladin.

Ah! Ah! Nun ſchläft du meine Freudigkeit
Auf einmal wieder nieder! — Mir, für mich
Fehlt nichts, und kann nichts fehlen. Aber ihm,
Ihm fehlet; und in ihm uns allen. — Sag,
Was ſoll ich machen? — Aus Aegypten kommt
Vielleicht noch lange nichts. Woran das liegt,
Weiß Gott. Es iſt doch da noch alles ruhig. —
Abbrechen, einziehn, ſparen, will ich gern,
Mir gern gefallen laſſen; wenn es mich,
Blos mich betrifft: blos mich, und niemand ſonſt
Darunter leidet. — Doch was kann das machen?
Ein Pferd, ein Kleid, ein Schwert muß ich dich haben.
Und meinem Gott iſt auch nichts abzudingen.
Ihm gnügt ſchon ſo mit wenigem genau:
Mit meinem Herzen. — Auf den Ueberſchuß
Von deiner Laſte, Haß, hatt' ich ſehr
Gerechnet.

Al-Hafi.

Ueberſchuß? — Sagt lieber, du
Ihr mich nicht hättet ſetzen, wenigſtens

Mich

Mich hängen laſſen, wenn auf Ueberſchuß
Ich von Euch wär' ergriffen worden. Ja,
Auf Unterſchleif! das war zu wagen.

Saladin.

Nun,
Was machen wir denn aber? — Konnteſt du
Vor erſt bey niemand andern bergen, als
Bey Sittah?

Sittah.

Würd' ich dieſes Vorrecht, Bruder,
Mir haben nehmen laſſen? Mir von ihm?
Auch noch beſteh' ich drauf. Noch bin ich auf
Dem Trocknen völlig nicht.

Saladin.

Nur völlig nicht!
Das fehlte noch! — Geh gleich, mach Anſtalt, Haſi!
Nimm auf bey wen du kannſt! und wie du kannſt!
Geh, borg, verſprich. — Nur, Haſi, berge nicht
Bey denen, die ich reich gemacht. Denn borgen
Von dieſen, möchte niederfodern heißen.
Geh zu den Geizigſten; die werden mir
Am liebſten leihen. Denn ſie wiſſen wohl,
Wie gut ihr Geld in meinen Händen wuchert.

Al-Haſi.

Al-Hafi.

Ich kenne deren keine.

Sittah.

Eben fällt
Mir ein, gehört zu haben, Hafi, daß
Dein Freund zurückgekommen.

Al-Hafi.

(betroffen.)

Freund? mein Freund?
Wer wär' denn das?

Sittah.

Dein hochgepriesner Jude.

Al-Hafi.

Gepriesner Jude? hoch von mir?

Sittah.

Dem Gott, —
Mich denkt des Ausdrucks noch recht wohl, daß einst
Du selber dich von ihm bedientest, — dem
Sein Gott von allen Gütern dieser Welt
Das Kleinst' und Größte so in vollem Maaß
Ertheilt habe. —

Al-Hafi.

Al-Hafi.

Sagt' ich ſo? — Was meynt'
Ich denn damit?

Sittah.

Das Kleinſte: Reichthum. Und
Das Gröſte: Weisheit.

Al-Hafi.

Wie? von einem Juden?
Von einem Juden hätt' ich das geſagt?

Sittah.

Das hätteſt du von deinem Nathan nicht
Geſagt?

Al-Hafi.

Ja ſo! von dem! vom Nathan! — Fiel
Mir der doch gar nicht bey. — Wahrhaftig? Der
Iſt endlich wieder [illegible] gekommen? Ey!
So mags doch gar ſo ſchlecht mit ihm nicht ſtehn. —
Ganz recht: den nennt' einmal das Volk den Weiſen!
Den Reichen auch.

Sittah.

Den Reichen nennt es ihn
Itzt mehr als je. Die ganze Stadt erſchallt,
Was er für Koſtbarkeiten, was für Schätze,
Er mitgebracht.

Al-Hafi.

Nun, iſts der Reiche wieder:
So wirds auch wohl der Weiſe wieder ſeyn.

Sittah.

Was meynſt du, Haß, wenn du dieſen anginge?

Al-Hafi.

Und was bey ihm? — Doch wohl nicht borgen? — Ja,
Da kennt Ihr ihn. — Er borgen! — Seine Weisheit
Iſt eben, daß er niemand borgt.

Sittah.

Du haſt
Mir ſonſt doch ganz ein ander Bild von ihm
Gemacht.

Al-Hafi.

Zur Noth wird er euch Waaren borgen.
Geld aber, Geld? Geld nimmermehr: — Es iſt
Ein Jude freylich übrigens, wie's nicht
Viel Juden giebt. Er hat Verſtand; er weiß
Zu leben; ſpielt gut Schach. Doch zeichnet er
Im Schlechten ſich nicht minder, als im Guten
Von allen andern Juden aus. — Auf den,
Auf den nur rechnet nicht. — Den Armen giebt
Er zwar; und giebt vielleicht Trotz Saladin.
Wenn ſchon nicht ganz ſo viel: doch ganz ſo gern;

Doch ganz so sonder Ansehn. Jud' und Christ
Und Muselmann und Parsi, alles ist
Ihm eins.

Sittah.

Und so ein Mann ...

Saladin.

Wie kommt es denn,
Daß ich von diesem Manne nie gehört? ...

Sittah.

Der sollte Saladin nicht borgen? nicht
Dem Saladin, der nur für andre braucht,
Nicht sich?

Al-Hafi.

Da seht nun gleich den Juden wieder;
Den ganz gemeinen Juden! — Glaubt mirs doch! —
Er ist aufs Geben Euch so eifersüchtig,
So neidisch! Jedes Lohn von Gott, das ist
Der Welt versagt wird, säh' er lieber ganz
Allein. Nur darum eben leiht er keinem,
Damit er stets zu geben habe. Weil
Die Mild' ihm im Gesetz geboten: die
Gefälligkeit ihm aber nicht geboten: macht
Die Mild' ihn zu dem ungefälligsten
Gesellen auf der Welt. Zwar bin ich seit

Geraumer Zeit ein wenig übern Fuß
Mit ihm gespannt; doch denkt nur nicht, daß ich
Ihm darum nicht Gerechtigkeit erzeige.
Er ist zu allem gut: blos dazu nicht;
Blos dazu wahrlich nicht. Ich will auch gleich
Nur gehn, an andre Thüren klopfen ... Da
Besinn' ich mich so eben eines Mohren,
Der reich und geizig ist. — Ich geh'; ich geh'.

Sittah.

Was eilst du, Haß?

Saladin.

Laß ihn! laß ihn!

Dritter Auftritt.

Sittah. Saladin.

Sittah.

Eilt
Er doch, als ob er mir nur gern entkäme! —
Was heißt das? — Hat er wirklich sich in ihm
Betrogen, oder — möcht' er uns nur gern
Betrügen?

Saladin.

Wie? das fragst du mich? Ich weiß
Ja kaum, von wem die Rede war; und höre

Von

Von euerm Juden, euerm Nathan, heut'
Zum erſtenmal.

Sittah.

Iſts möglich? daß ein Mann
Dir ſo verborgen blieb, von dem es heißt,
Er habe Salomons und Davids Gräber
Erforſcht, und wiſſe deren Siegel durch
Ein mächtiges geheimes Wort zu löſen?
Aus ihnen bring' er dann von Zeit zu Zeit
Die unermeßlichen Reichthümer an
Den Tag, die keinen mindern Quell verriethen.

Saladin.

Hat seinen Reichthum dieſer Mann aus Gräbern.
So warens ſicherlich nicht Salomons
Nicht Davids Gräber. Narren lagen da
Begraben!

Sittah.

Oder Böſewichter! — Auch
Iſt ſeines Reichthums Quelle weit ergiebiger,
Weit unerſchöpflicher, als ſo ein Grab
Voll Mammon.

Saladin.

Denn er handelt; wie ich höre.

Sittah.

Sein Saumthier treibt auf allen Straßen, zieht
Durch alle Wüsten; seine Schiffe liegen
In allen Häfen. Das hat mir wohl eh
Al-Hafi selbst gesagt; und voll Entzücken
Hinzugefügt, wie groß, wie edel dieser
Sein Freund anwende, was so klug und emsig
Er zu erwerben für zu klein nicht achte:
Hinzugefügt, wie frei von Vorurtheilen
Sein Geist; sein Herz wie offen jeder Tugend,
Wie eingestimmt mit jeder Schönheit sey.

Saladin.

Und itzt sprach Hafi doch so ungewiß,
So kalt von ihm.

Sittah.

Kalt nun wohl nicht; verlegen.
Als hält' es für gefährlich, ihn zu loben,
Und wollt' ihn unverdient doch auch nicht tadeln. —
Wie? oder wär' es wirklich so, daß selbst
Der Beste seines Volkes seinem Volke
Nicht ganz entfliehen kann? daß wirklich sich
Al-Hafi seines Freund's von dieser Seite
Zu schämen hätte? — Sey dem, wie ihm wolle! —

Der

Der Jude ſey mehr oder weniger
Als Jud', iſt er nur reich: genug für uns!

Saladin.

Du willſt ihm aber doch das Seine mit
Gewalt nicht nehmen, Schweſter?

Sittah.

Ja, was heißt
Bey dir Gewalt? Bey Feu'r und Schwert? Nein, nein,
Was braucht es mit den Schwachen für Gewalt,
Als ihre Schwäche? — Komm vor itzt nur mit
In meinen Haram, eine Sängerinn
Zu hören, die ich geſtern erſt gekauft.
Es reift indeß bey mir vielleicht ein Anſchlag,
Den ich auf dieſen Nathan habe. — Komm!

Vierter Auftritt.

Scene: vor dem Hause des Nathan, wo es an die Palmen stößt.

Recha und Nathan kommen heraus. Zu ihnen Daja.

Recha.

Ihr habt Euch sehr verweilt, mein Vater. Er
Wird kaum noch mehr zu treffen seyn.

Nathan.

Nun, nun;
Wenn hier, hier unterm Palmen schon nicht mehr:
Doch anderwärts. — Sey itzt nur ruhig. — Sieh!
Kömmt dort nicht Daja auf uns zu?

Recha.

Sie wird
Ihn ganz gewiß verloren haben.

Nathan.

Auch
Wohl nicht.

Recha.

Sie würde sonst geschwinder kommen.

Nathan.

Nathan.

Sie hat uns wohl noch nicht gesehn . . .

Recha.

Nun sieht

Sie uns.

Nathan.

Und doppelt ihre Schritte. Sieh! —
Sey doch nur ruhig! ruhig!

Recha.

Wolltet Ihr
Wohl eine Tochter, die hier ruhig wäre?
Sich unbekümmert ließe, wessen Wohlthat
Ihr Leben sey? Ihr Leben, — das ihr nur
So lieb, weil sie es Euch zu erst verdanket.

Nathan.

Ich möchte dich nicht anders, als du bist:
Auch wenn ich wüßte, daß in deiner Seele
Ganz etwas anders noch sich rege.

Recha.

Was,
Mein Vater?

Nathan.

Fragst du mich? so schüchtern mich?
Was auch in deinem Innern vorgeht, ist
Natur und Unschuld. Laß es keine Sorge
Dir machen. Mir, mir macht es keine. Nur
Versprich mir: wenn dein Herz vernehmlicher
Sich einst erklärt, mir seiner Wünsche keinen
Zu bergen.

Recha.

Schon die Möglichkeit, mein Herz
Euch lieber zu verhüllen, macht mich zittern.

Nathan.

Nichts mehr hiervon! Das ein für allemahl
Ist abgethan. — Da ist ja Daja. — Nun?

Daja.

Noch wandelt er hier untern Palmen; und
Wird gleich um jene Mauer kommen. — Seht,
Da kömmt er!

Recha.

Ah! und scheinet unentschlossen,
Wohin? ob weiter? ob hinab? ob rechts?
Ob links?

Daja.

Daja.

Nein, nein; er macht den Weg ums Kloſter
Gewiß noch öfter; und denn muß er hier
Vorbey. — Was gilts?

Recha.

Recht! recht! — Haſt du ihn ſchon
Geſprochen? Und wie iſt er heut?

Daja.

Wie immer.

Nathan.

So macht nur, daß er euch hier nicht gewahr
Wird. Tretet mehr zurück. Geht lieber ganz
Hinein.

Recha.

Nur einen Blick noch! — Ah! die Hecke,
Die mir ihn ſtiehlt.

Daja.

Kommt! kommt! Der Vater hat
Ganz recht. Ihr lauft Gefahr, wenn er Euch ſieht,
Daß auf der Stell' er umkehrt.

Recha.

Ah! die Hecke!

Nathan.

Nathan.

Und kömmt er plötzlich dort aus ihr hervor:
So kann er anders nicht, er muß euch sehn.
Drum geht doch nur!

Daja.

Kommt! kommt! Ich weiß ein Fenster,
Aus dem wir sie bemerken können.

Recha.

Ja!
(beyde hinein.)

Fünfter Auftritt.

Nathan und bald darauf der Tempelherr.

Nathan.

Fast scheu' ich mich des Sonderlings. Fast macht
Mich seine rauhe Tugend stutzen. Daß
Ein Mensch doch einen Menschen so verlegen
Soll machen können! — Ha! er kömmt. — Bey Gott!
Ein Jüngling wie ein Mann. Ich mag ihn wohl
Den guten, trotzgen Blick! den drallen Gang!
Die Schaale kann nur bitter seyn: der Kern

Iſts ſicher nicht. — Wo ſah' ich doch dergleichen? —
Verzeihet edler Franke — . . .

Tempelherr.

Was?

Nathan.

Erlaubt . . .

Tempelherr.

Was, Jude? was?

Nathan.

Daß ich mich unterſteh',
Euch anzureden.

Tempelherr.

Kann ichs wehren? Doch
Nur kurz.

Nathan.

Verzieht, und eilet nicht ſo ſtolz,
Nicht ſo verächtlich einem Mann vorüber,
Den Ihr auf ewig Euch verbunden habt.

Tempelherr.

Wie das? — Ah, faſt errath' ichs. Nicht? Ihr ſeyd . . .

Nathan.

Ich heiſſe Nathan; bin des Mädchens Vater,
Das Eure Großmuth aus dem Feu'r gerettet;
Und komme . . .

Tempelherr.

Wenn zu danken: — ſparts! Ich hab'
Um dieſe Kleinigkeit des Dankes ſchon
Zu viel erdulden müſſen. — Vollends Ihr,
Ihr ſeyd mir gar nichts ſchuldig. Wußt' ich denn,
Daß dieſes Mädchen Eure Tochter war?
Es iſt der Tempelherren Pflicht, dem Erſten
Dem Beſten beyzuſpringen, deſſen Noth
Sie ſehn. Mein Leben war mir ohnedem
In dieſem Augenblicke läſtig. Gern,
Sehr gern ergriff ich die Gelegenheit,
Es für ein andres Leben in die Schanze
Zu ſchlagen: für ein andres — wenns auch nur
Das Leben einer Jüdinn wäre.

Nathan.

Groß!
Groß und abſcheulich! — Doch die Wendung läßt
Sich denken. Die beſcheidne Größe flüchtet
Sich hinter das Abſcheuliche, um der
Bewundrung auszuweichen. — Aber wenn

Sie ſo das Opfer der Bewunderung
Verſchmäht: was für ein Opfer denn verſchmäht
Sie minder? — Ritter, wenn Ihr hier nicht fremd,
Und nicht gefangen wäret, würd' ich Euch
So dreiſt nicht fragen. Sagt, befehlt: womit
Kann man Euch dienen?

Tempelherr.

Ihr? Mit nichts.

Nathan.

Ich bin
Ein reichre Mann.

Tempelherr.

Der reichre Jude war
Mir nie der beſſre Jude.

Nathan.

Dürft Ihr denn
Darum nicht nützen, was dem ungeachtet
Er beſſres hat? nicht ſeinen Reichthum nützen?

Tempelherr.

Nun gut, das will ich auch nicht ganz verreden;
Um meines Mantels willen nicht. Sobald
Der ganz und gar verſchliſſen; weder Stich
Noch Fetze länger halten will: komm' ich
Und borge mir bey Euch zu einem neuen.

Tuch

Tuch oder Geld.' — Seht nicht mit eins so finster!
Noch seyd Ihr sicher; noch ists nicht so weit
Mit ihm. Ihr sehtz er ist so ziemlich noch
Im Stande. Nur der eine Zipfel da
Hat einen garstigen Fleck; er ist versengt.
Und das bekam er, als ich Eure Tochter
Durchs Feuer trug.

Nathan.

(der nach dem Zipfel greift und ihn betrachtet.)

Es ist doch sonderbar,
Daß so ein böser Fleck, daß so ein Brandmahl
Dem Mann ein bessres Zeugniß redet, als
Sein eigner Mund. Ich möcht ihn küssen gleich —
Den Flecken! — Ah, verzeiht! — Ich hab es ungern.

Tempelherr.

Was?

Nathan.

Eine Thräne fiel darauf.

Tempelherr.

That nichts!
Er hat der Tropfen mehr. — (Bald aber fängt
Mich dieser Jud' an zu verwirren.)

Nathan.

Nathan.

Wär't
Ihr wohl so gut, und schicktet Euern Mantel
Auch einmal meinem Mädchen?

Tempelherr.

Was damit?

Nathan.

Auch ihren Mund auf diesen Fleck zu drücken.
Denn Eure Kniee selber zu umfassen,
Wünscht sie nun wohl vergebens.

Tempelherr.

Aber, Jude —
Ihr heisset Nathan? — Aber, Nathan — Ihr
Setzt Eure Worte sehr — sehr gut — sehr spitz —
Ich bin betreten — Allerdings — ich hätte —

Nathan.

Stellt und verstellt Euch, wie Ihr wollt. Ich find'
Auch hier Euch aus. Ihr wart zu gut, zu bieder,
Um höflicher zu seyn.— Das Mädchen, ganz
Gefühl; der weibliche Gesandte, ganz
Dienstfertigkeit; der Vater weit entfernt —
Ihr trugt für ihren guten Namen Sorge;
Floht ihre Prüfung; floht, um nicht zu siegen.
Auch dafür dank' ich Euch —

Tempelherr.

Ich muß gestehn,
Ihr wißt, wie Tempelherren denken sollten.

Nathän.

Nur Tempelherren? sollten blos? und blos
Weil es die Ordensregeln so gebieten?
Ich weiß, wie gute Menschen denken; weiß,
Daß alle Länder gute Menschen tragen.

Tempelherr.

Mit Unterschied, doch hoffentlich?

Nathan.

Ja wohl;
An Farb', an Kleidung, an Gestalt verschieden.

Tempelherr.

Auch hier bald mehr, bald weniger, als dort.

Nathan.

Mit diesem Unterschied ists nicht weit her.
Der große Mann braucht überall viel Boden;
Und mehrere, zu nah gepflanzt, zerschlagen
Sich nur die Aeste. Mittelgut, wie wir,
Findt sich hingegen überall in Menge.
Nur muß der eine nicht den andern mäkeln.
Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen.

Nur

Nur muß ein Gipfelchen ſich nicht vermeſſen,
Daß es allein der Erde nicht entſchoſſen.

Tempelherr.

Sehr wohl geſagt! — Doch kennt Ihr auch das Volk,
Das dieſe Menſchenmäckeley zu erſt
Getrieben? Wißt Ihr, Nathan, welches Volk
Zu erſt das auserwählte Volk ſich nannte?
Wie? wenn ich dieſes Volk nun, zwar nicht haßte,
Doch wegen ſeines Stolzes zu verachten,
Mich nicht entbrechen könnte? Seines Stolzes;
Den es auf Chriſt und Muſelmann vererbte,
Nur ſein Gott ſey der rechte Gott! — Ihr ſtuzt,
Daß ich, ein Chriſt, ein Tempelherr, ſo rede?
Wenn hat, und wo die fromme Raſerey,
Den beſſern Gott zu haben, dieſen beſſern,
Der ganzen Welt als beſten aufzudringen,
In ihrer ſchwärzeſten Geſtalt ſich mehr
Gezeigt, als hier, als itzt? Wem hier, wem itzt
Die Schuppen nicht vom Auge fallen — Doch
Sey blind, wer will! — Vergeßt, was ich geſagt;
Und laßt mich! (will gehen.)

Nathan.

Ha! Ihr wißt nicht, wie viel feſter
Ich nun mich an Euch dringen werde. — Kommt,
Wir müſſen, müſſen Freunde ſeyn! — Verachtet

Mein Volk ſo ſehr ihr wollt. Wir haben beyde
Uns unſer Volk nicht auserleſen. Sind
Wir unſer Volk? Was heißt denn Volk?
Sind Chriſt und Jude eher Chriſt und Jude,
Als Menſch? Ah! wenn ich einen mehr in Euch
Gefunden hätte, dem es gnügt, ein Menſch
Zu heiſſen!

Tempelherr.

Ja, bey Gott, das habt Ihr, Nathan!
Das habt Ihr! — Eure Hand! — Ich ſchäme mich
Euch einen Augenblick verkannt zu haben.

Nathan.

Und ich bin ſtolz darauf. Nur das Gemeine
Verkennt man ſelten.

Tempelherr.

Und das Seltene
Vergift man ſchwerlich. — Nathan, ja;
Wir müſſen, müſſen Freunde werden.

Nathan.

Sind
Es ſchon. — Wie wird ſich meine Recha freuen! —
Und ah! welch eine heitre Ferne ſchließt
Sich meinen Blicken auf! — Kennt ſie nur erſt!

Tempelherr.

Ich brenne vor Verlangen. — Wer ſtürzt dort
Aus Euerm Hauſe? Iſts nicht ihre Daja?

Nathan.

Ja wohl. So ängſtlich?

Tempelherr.

Unſrer Recha iſt
Doch nichts begegnet?

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen und Daja eilig.

Daja.

Nathan! Nathan!

Nathan.

Nun?

Daja.

Verzeihet, edler Ritter, daß ich Euch
Muß unterbrechen.

Nathan.

Nun, was iſts?

Tempelherr.

Was iſts?

Daja.

Der Sultan hat geſchickt. Der Sultan will
Euch ſprechen. Gott, der Sultan!

Nathan.

Mich? der Sultan?
Er wird begierig ſeyn, zu ſehen, was
Ich Neues mitgebracht. Sag nur, es ſey
Noch wenig oder gar nichts ausgepackt.

Daja.

Nein, nein; er will nichts ſehen; will Euch ſprechen,
Euch in Perſon, und bald; ſobald Ihr könnt.

Nathan.

Ich werde kommen. — Geh nur wieder, geh!

Daja.

Daja.

Nehmt ja nicht übel auf, geſtrenger Ritter. —
Gott, wir ſind ſo bekümmert, was der Sultan
Doch will.

Nathan.

Das wird ſich zeigen. Geh nur, geh!

Siebender Auftritt.

Nathan und der Tempelherr.

Tempelherr.

So kennt Ihr ihn noch nicht? — ich meine, von Perſon.

Nathan.

Den Saladin? Noch nicht. Ich habe
Ihn nicht vermieden, nicht geſucht zu kennen.
Der allgemeine Ruf ſprach viel zu gut
Von ihm, daß ich nicht lieber glauben wollte,
Als ſehn. Doch nun, — wenn anders dem ſo iſt, —
Hat er durch Sparung Eures Lebens . . .

Tempelherr.

Ja;
Dem allerdings iſt ſo. Das Leben, das,
Ich leb', iſt ſein Geſchenk.

Nathan.

Durch das er mir
Ein doppelt, dreyfach Leben ſchenkte. Dieß
Hat alles zwiſchen uns verändert; hat
Mit eins ein Seil mir umgeworfen, das
Mich ſeinem Dienſt' auf ewig feſſelt. Kaum,
Und kaum, kann ich es nun erwarten, was
Er mir zuerſt befehlen wird. Ich bin
Bereit zu allen; bin bereit ihm zu
Geſtehn, daß ich es Euertwegen bin.

Tempelherr.

Noch hab ich ſelber ihm nicht danken können:
So oft ich auch ihm in den Weg getreten.
Der Eindruck, den ich auf ihn machte, kam
So ſchnell, als ſchnell er wiederum verſchwunden.
Wer weiß, ob er ſich meiner gar erinnert.
Und dennoch muß er, einmahl wenigſtens,
Sich meiner noch erinnern, um mein Schickſal
Ganz zu entſcheiden. Nicht genug, daß ich
Auf ſein Geheiß noch bin, mit ſeinem Willen
Noch leb': ich muß nun auch von ihm erwarten,
Nach weſſen Willen ich zu leben habe.

Nathan.

Nicht anders; um ſo mehr will ich nicht ſäumen. —
Es fällt vielleicht ein Wort, das mir, auf Euch

Zu kommen, Anlaß giebt. — Erlaubt, verzeiht —
Ich eile -- Wenn, wenn aber ſehn wir Euch
Bey uns?

Tempelherr.

Sobald ich darf.

Nathan.

So bald Ihr wollt.

Tempelherr.

Noch heut.

Nathan.

Und Euer Name? — muß ich bitten.

Tempelherr.

Mein Name war — iſt Curd von Stauffen. — Curd!

Nathan.

Von Stauffen? — Stauffen? — Stauffen?

Tempelherr.

Warum fällt
Euch das ſo auf?

Nathan.

Von Stauffen? — Des Geſchlechts
Sind wohl ſchon mehrere. . . .

Tempelherr.

O ja! hier waren,
Hier faulen des Geſchlechts ſchon mehrere.
Mein Oheim ſelbſt, — mein Vater will ich ſagen, —
Doch warum ſchärft ſich Euer Blick auf mich
Je mehr und mehr?

Nathan.

O nichts! o nichts! Wie kann
Ich Euch zu ſehn ermüden?

Tempelherr.

Drum verlaß
Ich Euch zuerſt. Der Blick des Forſchers fand
Nicht ſelten mehr, als er zu finden wünſchte.
Ich fürcht' ihn, Nathan. Laßt die Zeit allmälig,
Und nicht die Neugier, unſre Kundſchaft machen.

(Er geht)

Nathan.

(der ihm mit Erſtaunen nachſieht)

„Der Forſcher fand nicht ſelten mehr, als er
„Zu finden wünſchte." — Iſt es doch, als ob
In meiner Seel' er leſe! — Wahrlich ja;
Das könnt auch mir begegnen. — Nicht allein
Wolfs Wuchs, Wolfs Gang: auch ſeine Stimme. So,
Vollkommen ſo, warf Wolf ſogar den Kopf;
Trug Wolf ſogar das Schwerd im Arm'; ſtrich Wolf

Sogar

Sogar die Augenbraunen mit der Hand,
Gleichsam das Feuer seines Blicks zu bergen. —
Wie solche tiefgeprägte Bilder doch
Zu Zeiten in uns schlafen können, bis
Ein Wort, ein Laut sie weckt. — Von Stauffen! —
Ganz recht, ganz recht; Filneck und Stauffen. —
Ich will das bald genauer wissen; bald.
Nur erst zum Saladin. — Doch wie? lauscht dort
Nicht Daja? — Nun so komm nur näher, Daja.

Achter Auftritt.

Daja. Nathan.

Nathan.

Was gilts? nun drückts euch beyden schon das Herz
Noch ganz was anders zu erfahren, als
Was Saladin mir will.

Daja.

Verdenkt Ihrs ihr?
Ihr fingt so eben an, vertraulicher
Mit ihm zu sprechen: als des Sultans Bothschaft
Uns von dem Fenster scheuchte.

Nathan.

Nun ſo ſag
Ihr nur, daß ſie ihn jeden Augenblick
Erwarten darf.

Daja.

Gewiß? gewiß?

Nathan.

Ich kann
Mich doch auf dich verlaſſen, Daja? Sey
Auf deiner Hut; ich bitte dich. Es ſoll
Dich nicht gereuen. Dein Gewiſſen ſelbſt
Soll ſeine Rechnung dabey finden. Nur
Verdirb mir nichts in meinem Plane. Nur
Erzähl und frage mit Beſcheidenheit,
Mit Rückhalt . . .

Daja.

Daß Ihr doch noch ekſt, ſo was
Erinnern könnt! — Ich geh; geht Ihr nur auch.
Denn ſeht! ich glaube gar, da kömmt vom Sultan
Ein zweyter Both', Al-Hafi, Euer Derwiſch.
(geht ab)

Neunter Auftritt.

Nathan. Al-Hafi.

Al-Hafi.

Ha! ha! Zu Euch wollt ich nun eben wieder.

Nathan.

Iſts denn ſo eilig? Was verlangt er denn
Von mir?

Al-Hafi.

Wer?

Nathan.

Saladin. — Ich komm', ich komme.

Al-Hafi.

Zu wem? Zum Saladin?

Nathan.

Schickt Saladin
Dich nicht?

Al-Hafi.

Mich? nein. Hat er denn ſchon geſchickt?

Nathan.

Ja freylich hat er.

Al-Hafi.

Nun, ſo iſt es richtig.

Nathan.

Nathan.

Was? was iſt richtig?

Al-Haſi.

Daß — ich bin nicht Schuld;
Gott weiß, ich bin nicht Schuld. — Was hab ich nicht
Von Euch geſagt, geloaen, um es abzuwenden!

Nathan.

Was abzuwenden? Was iſt richtig?

Al-Haſi.

Daß
Nun Ihr ſein Defterdar geworden. Ich
Betaur' Euch. Doch mit anſehn will ichs nicht.
Ich geh von Stund an; geh, Ihr habt es ſchon
Gehört, wohin; und wißt den Weg. — Habt Ihr
Des Wegs was zu beſtellen, ſagt: ich bin
Zu Dienſten. Freylich muß es mehr nicht ſeyn,
Als was ein Nakter mit ſich ſchleppen kann.
Ich geh, ſagt bald.

Nathan.

Beſinn dich doch, Al-Haſi.
Beſinn dich, daß ich noch von gar nichts weiß.
Was plauderſt du denn da?

Al-Haſi.

Ihr bringt ſie doch
Gleich mit, die Beutel?

Nathan.

Beutel?

Al-Hafi.

Nun, das Geld,
Das Ihr dem Saladin vorſchieſſen ſollt.

Nathan.

Und weiter iſt es nichts?

Al-Hafi.

Ich ſollt es wohl
Mit anſehn, wie er Euch von Tag zu Tag
Aushöhlen wird bis auf die Zehen? Sollt'
Es wohl mit anſehn, daß Verſchwendung aus
Der weiſen Milde ſonſt nie leeren Scheuern
So lange borgt, und borgt, und borgt, bis auch
Die armen eingebornen Mäuschen drinn
Verhungern? — Bildet Ihr vielleicht Euch ein,
Wer Euers Gelds bedürftig ſey, der werde
Doch Euerm Rathe wohl auch folgen? — Ja;
Er Rathe folgen! Wenn hat Saladin
Sich rathen laſſen? — Denkt nur, Nathan, was
Mir eben itzt mit ihm begegnet.

Nathan.

Nun?

Al-Hafi.

Al-Hafi.

Da komm ich zu ihm, eben daß er Schach
Gespielt mit seiner Schwester. Sittah spielt
Nicht übel; und das Spiel, das Saladin
Verloren glaubte, schon gegeben hatte,
Das stand noch ganz so da. Ich seh Euch hin,
Und sehe, daß das Spiel noch lange nicht
Verloren.

Nathan.

Ey! das war für dich ein Fund!

Al-Hafi.

Er durfte mit dem König an den Bauer
Nur rücken, auf ihr Schach. — Wenn ichs Euch gleich
Nur zeigen könnte!

Nathan.

O ich traue dir!

Al-Hafi.

Denn so bekam der Roche Feld: und sie
War hin. — Das alles will ich ihm nun weisen
Und ruf ihn. — Denkt! . . .

Nathan.

Er ist nicht deiner Meinung?

Al-Hafi.

Al-Hafi.

Er hört mich gar nicht an, und wirft verächtlich
Das ganze Spiel in Klumpen.

Nathan.

Iſt das möglich?

Al-Hafi.

Und ſagt: er wolle matt nun einmal ſeyn;
Er wolle! Heißt das Spielen?

Nathan.

Schwerlich wohl;
Heißt mit dem Spiele ſpielen.

Al-Hafi.

Gleichwohl galt
Es keine taube Nuß.

Nathan.

Geld hin, Geld her!
Das iſt das wenigſte. Allein dich gar
Nicht anzuhören! über einen Punkt
Von ſolcher Wichtigkeit dich nicht einmal
Zu hören! deinen Adlerblick nicht zu
Bewundern! das, das ſchreyt um Rache; nicht?

Al-Hafi.

Ach was? Ich ſag euch das nur ſo, damit
Ihr ſehen könnt, was für ein Kopf er iſt.
Kurz, ich, ich halts mit ihm nicht länger aus.
Da lauf ich nun bey allen ſchmutzgen Mohren
Herum, und frage, wer ihm borgen will.
Ich, der ich nie für mich gebettelt habe,
Soll nun für andre borgen. Borgen iſt
Viel beſſer nicht als betteln: ſo wie leihen,
Auf Wucher leihen, nicht viel beſſer iſt,
Als ſtehlen. Unter meinen Gebern, an
Dem Ganges, brauch ich beydes nicht, und brauche
Das Werkzeug beyder nicht zu ſeyn. Am Ganges,
Am Ganges nur giebts Menſchen. Hier ſeyd Ihr
Der Einzige, der noch ſo würdig wäre,
Daß er am Ganges lebte. — Wollt Ihr mit? —
Laßt ihm mit eins den Plunder ganz im Stiche,
Um den es ihm zu thun. Er bringt Euch nach
Und nach doch drum. So wär die Plackerey
Auf einmal aus. Ich ſchaff Euch einen Dalk.
Kommt! kommt!

Nathan.

Ich dächte zwar, das blieb uns ja
Noch immer übrig. Doch Al-Hafi, will
Ichs überlegen. Warte . . .

Al-Hafi.

Al-Hafi.

Ueberlegen?
Nein, ſo was überlegt ſich nicht.

Nathan.

Nur bis
Ich von dem Sultan wiederkomme; bis
Ich Abſchied erſt ...

Al-Hafi.

Wer überlegt, der ſucht
Bewegungsgründe, nicht zu dürfen. Wer
Sich Knall und Fall, ihm ſelbſt zu leben, nicht
Entſchlieſſen kann, der lebet andrer Sklav
Auf immer. — Wie Ihr wollt! — Lebt wohl! wies Euch
Wohl dünkt. — Mein Weg liegt dort; und Eurer da.

Nathan.

Al-Hafi! Du wirſt ſelbſt doch erſt das Deine
Berichtigen?

Al-Hafi.

Ach Poſſen! Der Beſtand
Von meiner Kaß' iſt nicht des Zählens werth;
Und meine Rechnung bürgt — Ihr oder Sittah.
Lebt wohl!

(ab)

Nathan.

(ihm nachsehend)

Dir bürg' ich! — Wilder, guter, edler —
Wie nenn ich ihn? — Der wahre Bettler ist
Doch einzig und allein der wahre König!

(von einer andern Seite ab.)

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Scene: in Nathans Hause)

Recha und Daja.

Recha.

Wie, Daja, drückte sich mein Vater aus?
„Ich dürf' ihn jeden Augenblick erwarten?"
Das klingt — nicht wahr? — als ob er noch so bald
Erscheinen werde. — Wie viel Augenblicke
Sind aber schon vorbey! — Ah nun: wer denkt
An die verflossenen? — Ich will allein
In jedem nächsten Augenblicke leben.
Er wird doch einmal kommen, der ihn bringt.

Daja.

Daja.

O der verwünſchten Bothſchaft von dem Sultan!
Denn Nathan hätte ſicher ohne ſie
Ihn gleich mit hergebracht.

Recha.

Und wenn er nun
Gekommen dieſer Augenblick; wenn denn
Nun meiner Wünſche wärmſter, innigſter
Erfüllet iſt: was dann? — was dann?

Daja.

Was dann?
Dann hoff' ich, daß auch meiner Wünſche wärmſter
Soll in Erfüllung gehen.

Recha.

Was wird dann
In meiner Bruſt an deſſen Stelle treten,
Die ſchon verlernt, ohn einen herrſchenden
Wunſch aller Wünſche ſich zu dehnen? — Nichts?
Ah, ich erſchrecke! . . .

Daja.

Mein, mein Wunſch wird dann
An des erfüllten Stelle treten; meiner.
Mein Wunſch, dich in Europa, dich in Händen
Zu wiſſen, welche deiner würdig ſind.

Recha.

Du irrſt. — Was dieſen Wunſch zu deinem macht,
Das nehmliche verhindert, daß er meiner
Je werden kann. Dich zieht dein Vaterland:
Und meines, meines ſollte mich nicht halten?
Ein Bild der Deinen, das in deiner Seele
Noch nicht verloſchen, ſollte mehr vermögen,
Als die ich ſeh, und greiff', und höre,
Die Meinen?

Daja.

Sperre dich, ſo viel du willſt!
Des Himmels Wege ſind des Himmels Wege.
Und wenn es nun dein Retter ſelber wäre,
Durch den ſein Gott, für den er kämpft, dich in
Das Land, dich zu dem Volke führen wollte,
Für welche du geboren wurdeſt?

Recha.

Daja!
Was ſprichſt du da nun wieder, liebe Daja!
Du haſt doch wahrlich deine ſonderbaren
Begriffe! „Sein, ſein Gott! für den er kämpft!"
Wem eignet Gott? was iſt das für ein Gott,
Der einem Menſchen eignet? der für ſich
Muß kämpfen laſſen? — Und wie weiß
Man denn, für welchen Erdklos man geboren,

Wenn mans für den nicht iſt, auf welchem man
Geboren? — Wenn mein Vater dich ſo hörte! —
Was that er dir, mir immer nur mein Glück
So weit von ihm als möglich vorzuſpiegeln?
Was that er dir, den Saamen der Vernunft,
Den er ſo rein in meine Seele ſtreute,
Mit deines Landes Unkraut oder Blumen
So gern zu miſchen? — Liebe Daja,
Er will nun deine bunten Blumen nicht
Auf meinem Boden! — Und ich muß dir ſagen,
Ich ſelber fühle meinen Boden, wenn
Sie noch ſo ſchön ihn kleiden, ſo entkräftet,
So ausgezehrt durch deine Blumen; fühle
In ihrem Dufte, ſauerſüſſem Dufte,
Mich ſo betäubt, ſo ſchwindelnd! — Dein Gehirn
Iſt deſſen mehr gewohnt. Ich tadle drum
Die ſtärkern Nerven nicht, die ihn vertragen.
Nur ſchlägt er mir nicht zu; und ſchon dein Engel,
Wie wenig fehlte, daß er mich zur Närrinn
Gemacht? — Noch ſchäm' ich mich vor meinem Vater
Der Poſſe!

Daja.

Poſſe! — Als ob der Verſtand
Nur hier zu Hauſe wäre! Poſſe! Poſſe!
Wenn ich nur reden dürfte!

Recha.

Darfſt du nicht?
Wenn war ich nicht ganz Ohr, ſo oft es dir
Gefiel, von deinen Glaubenshelden mich
Zu unterhalten? Hab' ich ihren Thaten
Nicht ſtets Bewunderung; und ihren Leiden
Nicht immer Thränen gern gezollt? Ihr Glaube
Schien freylich mir das Heldenmäßigſte
An ihnen nie. Doch ſo viel tröſtender
War mir die Lehre, daß Ergebenheit
In Gott von unſerm Wähnen über Gott
So ganz und gar nicht abhängt. — Liebe Daja,
Das hat mein Vater uns ſo oft geſagt;
Darüber haſt du ſelbſt mit ihm ſo oft
Dich einverſtanden: warum untergräbſt
Du denn allein, was du mit ihm zugleich
Gebauet? — Liebe Daja, das iſt kein
Geſpräch, womit wir unſerm Freund' am beſten
Entgegen ſehn. Für mich zwar, ja! Denn mir,
Mir liegt daran unendlich, ob auch er —
Horch, Daja! — Kommt es nicht an unſre Thüre?
Wenn Er es wäre! horch!

Zweyter Auftritt.

Recha. Daja und der Tempelherr, dem Jemand von aussen die Thüre öfnet, mit den Worten:

Nur hier herein!

Recha.

(fährt zusammen, faßt sich, und will ihm zu Füssen fallen.)
Er ists! — Mein Retter, ah!

Tempelherr.

Dieß zu vermeiden
Erschien ich blos so spät: und doch —

Recha.

Ich will
Ja zu den Füssen dieses stolzen Mannes
Nur Gott noch einmal danken; nicht dem Manne.
Der Mann will keinen Dank; will ihn so wenig
Als ihn der Wassereymer will, der bey
Dem Löschen so geschäftig sich erwiesen.
Der ließ sich füllen, ließ sich leeren, mir
Nichts, dir nichts: also auch der Mann. Auch der
Ward nun so in die Glut hineingestoßen;
Da fiel ich ungefähr ihm in den Arm;
Da blieb ich ungefähr, so wie ein Funken

Auf seinem Mantel, ihm in seinen Armen;
Bis wiederum, ich weiß nicht was, uns beyde
Herausschmiß aus der Glut. — Was giebt es da
Zu danken? — In Europa treibt der Wein
Zu noch weit andern Thaten. — Tempelherren,
Die müssen einmal nun so handeln; müssen
Wie etwas besser zugelernte Hunde,
Sowohl aus Feuer, als aus Wasser hohlen.

Tempelherr.

(der sie mit Erstaunen und Unruhe die Zeit über betrachtet)
O Daja, Daja! Wenn in Augenblicken
Des Kummers und der Galle, meine Laune
Dich übel anließ, warum jede Thorheit,
Die meiner Zung' entfuhr, ihr hinterbringen?
Das hieß sich zu empfindlich rächen, Daja!
Doch wenn du nur von nun an, besser mich
Bey ihr vertreten willst.

Daja.

Ich denke, Ritter,
Ich denke nicht, daß diese kleinen Stacheln,
Ihr an das Herz geworfen, Euch da sehr
Geschadet haben.

Recha.

Wie? Ihr hattet Kummer?
Und wart mit Euerm Kummer geiziger
Als Euerm Leben?

Tempel-

Tempelherr.

Gutes, holdes Kind! —
Wie iſt doch meine Seele zwiſchen Auge
Und Ohr getheilt! — Das war das Mädchen nicht,
Nein, nein, das war es nicht, das aus dem Feuer
Ich hohlte. — Denn wer hätte die gekannt,
Und aus dem Feuer nicht gehohlt? Wer hätte
Auf mich gewartet? — Zwar — verſtellt — der Schreck
(Pauſe, unter der er, in Anſchauung ihrer, ſich wie verliert.)

Recha.

Ich aber ſind Euch noch den nehmlichen. —
(dergleichen; bis ſie fortfahrt, um ihn in ſeinem Anſtaunen zu unterbrechen.)
Nun, Ritter, ſagt uns doch, wo Ihr ſo lange
Geweſen? — Faſt dürft' ich auch fragen: wo
Ihr itzo ſeyd?

Tempelherr.

Ich bin, — wo ich vielleicht
Nicht ſollte ſeyn. —

Recha.

Wo Ihr geweſen? — Auch
Wo ihr vielleicht nicht ſolltet ſeyn geweſen?
Das iſt nicht gut.

Tempel-

Tempelherr.

Auf — auf — wie heißt der Berg?
Auf Sinai.

Recha.

Auf Sinai? — Ah ſchön!
Nun kann ich zuverläſſig doch einmal
Erfahren, ob es wahr . . .

Tempelherr.

Was? was? Obs wahr,
Daß noch daſelbſt der Ort zu ſehn, wo Moſes
Vor Gott geſtanden, als . . .

Recha.

Nun das wohl nicht.
Denn wo er ſtand, ſtand er vor GOtt. Und davon
Iſt mir zur Gnüge ſchon bekannt. — Obs wahr,
Möcht' ich nur gern von Euch erfahren, daß —
Daß es bey weitem nicht ſo mühſam ſey,
Auf dieſen Berg hinauf zu ſteigen, als
Herab? — Denn ſeht; ſo viel ich Berge noch
Geſtiegen bin, wars juſt das Gegentheil. —
Nun, Ritter? — Was? — Ihr kehrt Euch von mir ab?
Wollt mich nicht ſehn?

Tempelherr.

Weil ich Euch hören will.

Recha.

Recha.

Weil Ihr mich nicht wollt merken laſſen, daß
Ihr meiner Einfalt lächelt; daß Ihr lächelt,
Wie ich Euch doch ſo gar nichts Wichtigers
Von dieſem heiligen Berg' aller Berge
Zu fragen weiß? Nicht wahr?

Tempelherr.

So muß
Ich doch Euch wieder in die Augen ſehn. —
Was? Nun ſchlagt Ihr ſie nieder? nun verbeißt
Das Lächeln Ihr? wie ich noch erſt in Mienen,
In zweifelhaften Mienen leſen will,
Was ich ſo deutlich hör', Ihr ſo vernehmlich
Mir ſagt — verſchweigt? — Ah Recha! Recha! Wie
Hat er ſo wahr geſagt: „Kennt ſie nur erſt!“

Recha.

Wer hat? — von wem? — Euch das geſagt?

Tempelherr.

„Kennt ſie
Nur erſt!„ hat Euer Vater mir geſagt:
Von Euch geſagt.

Daja.

Und ich nicht etwa auch?
Ich denn nicht auch?

Tempel-

Tempelherr.

Allein wo iſt er denn?
Wo iſt denn Euer Vater? Iſt er noch
Beym Sultan?

Recha.

Ohne Zweifel.

Tempelherr.

Noch, noch da? —
O mich vergeßlichen! Nein, nein; da iſt
Er ſchwerlich mehr. — Er wird dort unten bey
Dem Kloſter meiner warten; ganz gewiß.
So redten, meyn ich, wir ja ab. Erlaubt!
Ich geh, ich hohl' ihn . . .

Daja.

Das iſt meine Sache.
Bleibt, Ritter, bleibt. Ich bring ihn unverzüglich.

Tempelherr.

Nicht ſo, nicht ſo! Er ſieht mir ſelbſt entgegen;
Nicht Euch. Dazu, er könnte leicht — wer weiß? —
Er könnte bey dem Sultan leicht, — Ihr kennt
Den Sultan nicht! — leicht in Verlegenheit
Gekommen ſeyn. — Glaubt mir; es hat Gefahr,
Wenn ich nicht geh.

Recha.

Recha.

Gefahr? was für Gefahr?

Tempelherr.

Gefahr für mich, für Euch, für ihn: wenn ich
Nicht ſchleunig, ſchleunig geh.

(ab)

Dritter Auftritt.

Recha und Daja.

Recha.

Was iſt das, Daja? —
So ſchnell? — Was kömmt ihm an? Was fiel ihm auf?
Was jagt ihn?

Daja.

Laßt nur, laßt. Ich denk', es iſt
Kein ſchlimmes Zeichen.

Recha.

Zeichen? und wovon?

Daja.

Daß etwas vorgeht innerhalb. Es kocht,
Und ſoll' nicht überkochen. Laßt ihn nur.
Nun iſts an Euch.

Recha.

Recha.

Was iſt an mir? Du wirſt,
Wie er, mir unbegreiflich.

Daja.

Bald nun könnt
Ihr ihm die Unruh all vergelten, die
Er Euch gemacht hat. Seyd nur aber auch
Nicht allzuſtreng, nicht allzu rachbegierig.

Recha.

Wovon du ſprichſt, das magſt du ſelber wiſſen.

Daja.

Und ſeyd denn Ihr bereits ſo ruhig wieder?

Recha.

Das bin ich; ja das bin ich . . .

Daja.

Wenigſtens
Geſteht, daß Ihr Euch ſeiner Unruh freut;
Und ſeiner Unruh danket, was Ihr itzt
Von Ruh' genießt.

Recha.

Mir völlig unbewußt.
Denn was ich höchſtens dir geſtehen könnte,
Wär, daß es mich — mich ſelbſt befremdet, wie
Auf einen ſolchen Sturm in meinem Herzen

So eine Stille plötzlich folgen können.
Sein voller Anblick, sein Gespräch
Hat mich ...

Daja.

Gesättigt schon?

Recha.

Gesättigt, will
Ich nun nicht sagen, nein — bey weitem nicht —

Daja.

Den heissen Hunger nur gestillt.

Recha.

Nun ja;
Wenn du so willst.

Daja.

Ich eben nicht.

Recha.

Er wird
Mir ewig werth; mir ewig werther, als
Mein Leben bleiben: wenn auch schon mein Puls
Nicht mehr bey seinem blossen Nahmen wechselt;
Nicht mehr mein Herz, so oft ich an ihn denke,
Geschwinder, stärker schlägt. — Was schwatz' ich? Komm
Komm, liebe Daja, wieder an das Fenster,
Das auf die Palmen sieht.

Daja.

So iſt er doch
Wohl noch nicht ganz geſtillt, der heiſſe Hunger.

Recha.

Nun werd ich auch die Palmen wieder ſehn:
Nicht ihn blos untern Palmen.

Daja.

Dieſe Kälte
Beginnt auch wohl ein neues Fieber nur.

Recha.

Was Kält'? Ich bin nicht kalt. Ich ſehe wahrlich
Nicht minder gern, was ich mit Ruhe ſehe.

Vierter Auftritt.

(Scene: ein Audienzſaal in dem Pallaſte des Saladin.)

Saladin und Sittah.

Saladin.

(im hereintreten, gegen die Thüre.)

Hier bringt den Juden her, ſobald er kömmt.
Er ſcheint ſich eben nicht zu übereilen.

Sittah.

Sittah.

Er war auch wohl nicht bey der Hand; nicht gleich
Zu finden.

Saladin.

Schwester! Schwester!

Sittah.

Thust du doch
Als stünde dir ein Treffen vor.

Saladin.

Und das
Mit Waffen, die ich nicht gelernt zu führen.
Ich soll mich stellen; soll besorgen lassen;
Soll Fallen legen; soll auf Glatteiß führen.
Wenn hätt' ich das gekonnt? Wo hätt' ich das
Gelernt? — Und soll das alles, ah, wozu?
Wozu? — Um Geld zu fischen; Geld! — Um Geld,
Geld einem Juden abzubangen; Geld!
Zu solchen kleinen Listen wär' ich endlich
Gebracht, der Kleinigkeiten kleinste mir
Zu schaffen?

Sittah.

Jede Kleinigkeit, zu sehr
Verschmäht, die rächt sich, Bruder.

Saladin.

Leider wahr. —
Und wenn nun dieser Jude gar der gute,
Vernünftge Mann ist, wie der Derwisch dir
Ihn ehedem beschrieben?

Sittah.

O nun dann!
Was hat es dann für Noth! Die Schlinge liegt
Ja nur dem geizigen, besorglichen,
Furchtsamen Juden: nicht dem guten, nicht
Dem weisen Manne. Dieser ist ja so
Schon unser, ohne Schlinge. Das Vergnügen
Zu hören, wie ein solcher Mann sich ausredt;
Mit welcher dreisten Stärk' entweder, er
Die Stricke kurz zerreißet; oder auch
Mit welcher schlauen Vorsicht er die Netze
Vorbey sich windet: dieß Vergnügen hast
Du obendrein.

Saladin.

Nun, das ist wahr. Gewiß,
Ich freue mich darauf.

Sittah.

So kann dich ja
Auch weiter nichts verlegen machen. Denn

Iſts einer aus der Menge blos; iſts blos
Ein Jude, wie ein Jude: gegen den
Wirſt du dich doch nicht ſchämen, ſo zu ſcheinen
Wie er die Menſchen all ſich denkt? Vielmehr;
Wer ſich ihm beſſer zeigt, der zeigt ſich ihm
Als Geck, als Narr.

Saladin.

So muß ich ja wohl gar
Schlecht handeln, daß von mir der Schlechte nicht
Schlecht denke?

Sittah.

Traun! wenn du ſchlecht handeln nennſt,
Ein jedes Ding nach ſeiner Art zu brauchen.

Saladin.

Was hätt' ein Weiberkopf erdacht, das er
Nicht zu beſchönen wüßte!

Sittah.

Zu beſchönen!

Saladin.

Das feine, ſpitze Ding, beſorg ich nur,
In meiner plumpen Hand zerbricht! — So was
Will ausgeführt ſeyn, wies erfunden iſt:
Mit aller Pfiffigkeit, Gewandtheit. — Doch,

Mags doch nur mags! Ich tanze, wie ich kann;
Und könnt' es freylich lieber, — schlechter noch
Als besser.

Sittah.

Trau dir auch nur nicht zu wenig!
Ich stehe dir für dich! Wenn du nur willst. —
Daß uns die Männer deines gleichen doch
So gern bereden möchten, nur ihr Schwert,
Ihr Schwert nur habe sie so weit gebracht.
Der Löwe schämt sich freylich, wenn er mit
Dem Fuchse jagt: — des Fuchses, nicht der List.

Saladin.

Und daß die Weiber doch so gern den Mann
Zu sich herunter hätten! — Geh nur geh! —
Ich glaube meine Lection zu können.

Sittah.

Was? ich soll gehn?

Saladin.

Du wolltest doch nicht bleiben?

Sittah.

Wenn auch nicht bleiben — im Gesicht euch bleiben —
Doch hier im Nebenzimmer —

Saladin.

Saladin.

Da zu horchen?
Auch das nicht, Schweſter; wenn ich ſoll beſtehn. —
Fort, fort! der Vorhang rauſcht; er kömmt! — doch daß
Du ja nicht da verweilſt! Ich ſehe nach.

(Indem ſie ſich durch die eine Thüre entfernt, tritt Nathan zu der andern herein; und Saladin hat ſich geſetzt.)

Fünfter Auftritt.

Saladin und Nathan.

Saladin.

Tritt näher, Jude! — Näher! — Nur ganz her! —
Nur ohne Furcht!

Nathan.

Die bleibe deinem Feinde!

Saladin.

Du nennſt dich Nathan?

Nathan.

Ja.

Saladin.

Den weiſen Nathan?

Nathan.

Nein.

Saladin.

Wohl! nennst du dich nicht; nennt dich das Volk.

Nathan.

Kann seyn; das Volk!

Saladin.

Du glaubst doch nicht, daß ich
Verächtlich von des Volkes Stimme denke? —
Ich habe längst gewünscht, den Mann zu kennen,
Den es den Weisen nennt.

Nathan.

Und wenn es ihn
Zum Spott so nennte? Wenn dem Volke weise
Nichts weiter wär' als klug? und klug nur der,
Der sich auf seinen Vortheil gut versteht?

Saladin.

Auf seinen wahren Vortheil, meynst du doch?

Nathan.

Dann freylich wär' der Eigennützigste
Der Klügste. Dann wär' freylich klug und weise
Nur eins.

Saladin.

Saladin.

Ich höre dich erweiſen, was
Du widerſprechen willſt. — Des Menſchen wahre
Vortheile, die das Volk nicht kennt, kennſt du.
Haſt du zu kennen wenigſtens geſucht;
Haſt drüber nachgedacht: das auch allein
Macht ſchon den Weiſen.

Nathan.

Der ſich jeder dünkt
Zu ſeyn.

Saladin.

Nun der Beſcheidenheit genug!
Denn ſie nur immerdar zu hören, wo
Man trockene Vernunft erwartet, eckelt.
(Er ſpringt auf)
Laß uns zur Sache kommen! Aber, aber
Aufrichtig, Jud', aufrichtig!

Nathan.

Sultan, ich
Will ſicherlich dich ſo bedienen, daß
Ich deiner fernern Kundſchaft würdig bleibe.

Saladin.

Bedienen? wie?

Nathan.

Du sollst das Beste haben
Von allen; sollst es um den billigsten
Preis haben.

Saladin.

Wovon sprichst du? doch wohl nicht
Von deinen Waaren? — Schachern wird mit dir
Schon meine Schwester. (Das der Horcherinn!) —
Ich habe mit dem Kaufmann nichts zu thun.

Nathan.

So wirst du ohne Zweifel wissen wollen,
Was ich auf meinem Wege von dem Feinde,
Der allerdings sich wieder reget, etwa
Bemerkt, getroffen? — Wenn ich unverhohlen —

Saladin.

Auch darauf bin ich eben nicht mit dir
Gesteuert. Davon weiß ich schon, so viel
Ich nöthig habe. — Kurz; —

Nathan.

Gebiethe, Sultan.

Saladin.

Ich heische deinen Unterricht in ganz
Was andern; ganz was andern. — Da du nun

So

So weise bist: so sage mir doch einmal —
Was für ein Glaube, was für ein Gesetz
Hat dir am meisten eingeleuchtet?

Nathan.

Sultan,
Ich bin ein Jud'.

Saladin.

Und ich ein Muselmann.
Der Christ ist zwischen uns. — Von diesen drey
Religionen kann doch eine nur
Die wahre seyn. — Ein Mann, wie du, bleibt da
Nicht stehen, wo der Zufall der Geburth
Ihn hingeworfen: oder wenn er bleibt,
Bleibt er aus Einsicht, Gründen, Wahl des Bessern.
Wohlan! so theile deine Einsicht mir
Dann mit. Laß mich die Gründe hören, denen
Ich selber nachzugrübeln, nicht die Zeit
Gehabt. Laß mich die Wahl, die diese Gründe
Bestimmt, — versteht sich, im Vertrauen — wissen,
Damit ich sie zu meiner mache. — Wie?
Du stutzest? wägst mich mit dem Auge? — Kann
Wohl seyn, daß ich der erste Sultan bin,
Der eine solche Grille hat; die mich
Doch eines Sultans eben nicht so ganz
Unwürdig dünkt. — Nicht wahr? — So rede doch!
Sprich!

Sprich! — Oder willſt du einen Augenblick,
Dich zu bedenken? Gut; ich geb' ihn dir. —
(Ob ſie wohl horcht? Ich will ſie doch belauſchen;
Will hören, ob ichs recht gemacht. —) Denk nach!
Geſchwind denk nach! Ich ſäume nicht, zurück
Zu kommen.

(Er geht in das Nebenzimmer, nach welchem ſich Sittah begeben.)

Sechſter Auftritt.

Nathan allein.

Hm! hm! — wunderlich! — Wie iſt
Mir denn? — Was will der Sultan? was? — Ich bin
Auf Geld gefaßt; und er will — Wahrheit. Wahrheit!
Und will ſie ſo, — ſo baar, ſo blank, — als ob
Die Wahrheit Münze wäre! — Ja, wenn noch
Uralte Münze, die gewogen ward! —
Das ginge noch! Allein ſo neue Münze,
Die nur der Stempel macht, die man aufs Brett
Nur zählen darf, das iſt ſie doch nun nicht!
Wie Geld in Sack, ſo ſtriche man in Kopf
Auch Wahrheit ein? Wer iſt denn hier der Jude?
Ich oder er? — Doch wie? Sollt' er auch wohl
Die Wahrheit nicht in Wahrheit fodern? — Zwar,
Zwar der Verdacht, daß er die Wahrheit nur

Als Falle brauche, wär' auch gar zu klein! —
Zu klein? — Was ist für einen Grossen denn
Zu klein? — Gewiß, gewiß: er stürzte mit
Der Thüre so ins Haus! Man pocht doch, hört
Doch erst, wenn man als Freund sich naht. — Ich muß
Behutsam gehn! — Und wie? wie das? — So ganz
Stockjude seyn zu wollen, geht schon nicht. —
Und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder.
Denn, wenn kein Jude, dürft er mich nur fragen,
Warum kein Muselmann? — Das wars! Das kann
Mich retten! — Nicht die Kinder blos, speist man
Mit Mährchen ab. — Er kömmt. Er komme nur!

Siebender Auftritt.

Saladin und Nathan.

Saladin.

(So ist das Feld hier rein!) — Ich komm' dir doch
Nicht zu geschwind zurück? Du bist zu Rande
Mit deiner Ueberlegung. — Nun so rede!
Es hört uns keine Seele.

Nathan.

Möcht auch doch
Die ganze Welt uns hören.

Saladin.

Saladin.

So gewiß
Iſt Nathan ſeiner Sache? Ha! das nenn'
Ich einen Weiſen! Nie die Wahrheit zu
Verhehlen! für ſie alles auf das Spiel
Zu ſetzen! Leib und Leben! Gut und Blut!

Nathan.

Ja! ja! wanns nöthig iſt und nuzt.

Saladin.

Von nun
An darf ich hoffen, einen meiner Titel,
Verbeſſerer der Welt und des Geſetzes,
Mit Recht zu führen.

Nathan.

Traun, ein ſchöner Titel!
Doch, Sultan, eh ich mich dir ganz vertraue,
Erlaubſt du wohl, dir ein Geſchichtchen zu
Erzählen?

Saladin.

Warum das nicht? Ich bin ſtets
Ein Freund geweſen von Geſchichtchen, gut
Erzählt.

Nathan.

Ja, gut erzählen, das ist nun
Wohl eben meine Sache nicht.

Saladin.

Schon wieder
So stolz bescheiden? — Mach! erzähl', erzähle!

Nathan.

Vor grauen Jahren lebt' ein Mann in Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Werth'
Aus lieber Hand besaß. Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. Was Wunder,
Daß ihn der Mann in Osten darum nie
Vom Finger ließ; und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bey seinem Hause zu
Erhalten? Nehmlich so. Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem Geliebtesten;
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der liebste sey; und stets der Liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses werde. —
Versteh mich, Sultan.

Saladin.

Saladin.

Ich verſteh dich. Weiter!

Nathan.

So kam nun dieſer Ring, von Sohn zu Sohn,
Auf einen Vater endlich von drey Söhnen;
Die alle drey ihm gleich gehorſam waren,
Die alle drey er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. Nur von Zeit
Zu Zeit ſchien ihm bald der, bald dieſer, bald
Der dritte, — ſo wie jeder ſich mit ihm
Allein befand, und ſein ergieſſend Herz
Die andern zwey nicht theilten, — würdiger
Des Ringes; den er denn auch einem jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu verſprechen.
Das ging nun ſo, ſo lang es ging. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kömmt in Verlegenheit. Es ſchmerzt ihn, zwey
Von ſeinen Söhnen, die ſich auf ſein Wort
Verlaſſen, ſo zu kränken. — Was zu thun? —
Er ſendet in geheim zu einem Künſtler,
Bey dem er, nach dem Muſter ſeines Ringes,
Zwey andere beſtellt, und weder Koſten
Noch Mühe ſparen heißt, ſie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. Das gelingt
Dem Künſtler. Da er ihm die Ringe bringt,

Kann

Kann ſelbſt der Vater ſeinen Muſterring
Nicht unterſcheiden. Froh und freudig ruft
Er ſeine Söhne, jeden ins beſondre;
Giebt jedem ins beſondre ſeinen Seegen, —
Und ſeinen Ring, — und ſtirbt. — Du hörſt doch, Sultan?

Saladin.

(der ſich betroffen von ihm gewandt)

Ich hör, ich höre! — Komm mit deinem Mährchen
Nur bald zu Ende. — Wirds?

Nathan.

Ich bin zu Ende.
Denn was noch folgt, verſteht ſich ja von ſelbſt. —
Kaum war der Vater todt, ſo kömmt ein jeder
Mit ſeinem Ring', und jeder will der Fürſt
Des Hauſes ſeyn. Man unterſucht, man zankt,
Man klagt. Umſonſt; der rechte Ring war nicht
Erweislich: —

(nach einer Pauſe, in welcher er des Sultans Antwort erwartet)

Faſt ſo unerweislich, als
Uns itzt — der rechte Glaube.

Saladin.

Wie? das ſoll
Die Antwort ſeyn auf meine Frage? . .

Nathan.

Soll
Mich blos entschuldigen, wenn ich die Ringe,
Mir nicht getrau zu unterscheiden, die
Der Vater in der Absicht machen ließ,
Damit sie nicht zu unterscheiden wären.

Saladin.

Die Ringe! — Spiele nicht mit mir! — Ich dächte,
Daß die Religionen, die ich dir
Genannt, doch wohl zu unterscheiden wären.
Bis auf die Kleidung; bis auf Speis und Trank!

Nathan.

Und nur von Seiten ihrer Gründe nicht. —
Denn gründen alle sich nicht auf Geschichte?
Geschrieben oder überliefert! — Und
Geschichte muß doch wohl allein auf Treu
Und Glauben angenommen werden? — Nicht! —
Nun wessen Treu und Glauben zieht man denn
Am wenigsten in Zweifel? Doch der Seinen?
Doch deren Blut wir sind? doch deren, die
Von Kindheit an uns Proben ihrer Liebe
Gegeben? die uns nie getäuscht, als wo
Getäuscht zu werden uns heilsamer war? —
Wie kann ich meinen Vätern weniger,

Als du den deinen glauben? Oder umgekehrt. —
Kann ich von dir verlangen, daß du deine
Vorfahren Lügen strafst, um meinen nicht
Zu widersprechen? Oder umgekehrt.
Das nehmliche gilt von den Christen. Nicht? —

Saladin.

(Bey dem Lebendigen! Der Mann hat Recht.
Ich muß verstummen.)

Nathan.

Laß auf unsre Ring'
Uns wieder kommen. Wie gesagt: die Söhne
Verklagten sich; und jeder schwur dem Richter,
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben. — Wie auch wahr! — Nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Geniessen. — Wie nicht minder wahr! — Der Vater,
Betheu'rte jeder, könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen seyn; und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwohnen laß': eh' müß' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das Beste
Bereit zu glauben sey, des falschen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wissen; sich schon rächen.

Saladin.

Und nun, der Richter? — Mich verlangt zu hören,
Was du den Richter sagen lässest. Sprich!

Nathan.

Der Richter sprach: wenn ihr mir nun den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthsel
Zu lösen da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft beliebt zu machen;
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können! — Nun; wen lieben zwey
Von euch am meisten? — Macht, sagt an! Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht
Nach aussen? Jeder liebt sich selber nur
Am meisten? — O so seyd ihr alle drey
Betrogene Betrieger! Eure Ringe
Sind alle drey nicht echt. Der echte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verluß
Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drey für einen machen.

Saladin.

Herrlich! herrlich!

Nathan.

Nathan.

Und also; fuhr der Richter fort, wenn ihr
Nicht meinen Rath, statt meines Spruches, wollt:
Geht nur! — Mein Rath ist aber der: ihr nehmt
Die Sache völlig wie sie liegt. Hat von
Euch jeder seinen Ring von seinem Vater:
So glaube jeder sicher seinen Ring
Den echten. — Möglich; daß der Vater nun
Die Tyranney des Einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollen! — Und gewiß;
Daß er euch alle drey geliebt, und gleich
Geliebt: indem er zwey nicht drücken mögen,
Um einen zu begünstigen. — Wohlan!
Es eifre jeder seiner unbestochnen
Von Vorurtheilen freyen Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring' an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth,
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun,
Mit innigster Ergebenheit in Gott,
Zu Hülf'! Und wenn sich dann der Steine Kräfte
Bey euern Kindes-Kindeskindern äussern:
So lad' ich über tausend tausend Jahre,
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weisrer Mann auf diesem Stuhle sitzen,

Als ich; und sprechen. Geht! — So sagte der
Bescheidne Richter.

Saladin.

Gott! Gott!

Nathan.

Saladin,
Wenn du dich fühlest, dieser weisere
Versprochne Mann zu seyn: . . .

Saladin.

(der auf ihn zustürzt, und seine Hand ergreift, die er bis zu Ende nicht wieder fahren läßt)

Ich Staub? Ich Nichts?
O Gott!

Nathan.

Was ist dir, Sultan?

Saladin.

Nathan, lieber Nathan! —
Die tausend tausend Jahre deines Richters
Sind noch nicht um. — Sein Richterstuhl ist nicht
Der meine. — Geh! — Geh! — Aber sey mein Freund.

Nathan.

Und weiter hätte Saladin mir nichts
Zu sagen?

Saladin.

Saladin.

Nichts.

Nathan.

Nichts?

Saladin.

Gar nichts. — Und warum?

Nathan.

Ich hätte noch Gelegenheit gewünſcht,
Dir eine Bitte vorzutragen.

Saladin.

Brauchts
Gelegenheit zu einer Bitte? — Rede!

Nathan.

Ich komm' von einer weiten Reiſ', auf welcher
Ich Schulden eingetrieben. — Faſt hab' ich
Des baaren Gelds zu viel. — Die Zeit beginnt
Bedenklich wiederum zu werden; — und
Ich weiß nicht recht, wo ſicher damit hin. —
Da dacht ich, ob nicht du vielleicht, — weil doch
Ein naher Krieg des Geldes immer mehr
Erfodert, — etwas brauchen könnteſt.

Saladin.

(ihm ſteif in die Augen ſehend)

Nathan! —

Ich will nicht fragen, ob Al-Hafi ſchon
Bey dir geweſen; — will nicht unterſuchen,
Ob dich nicht ſonſt ein Argwohn treibt, mir dieſes
Erbiethen freyer Dings zu thun: . . .

Nathan.

Ein Argwohn?

Saladin.

Ich bin ihn werth. — Verzeih mir! — denn was hilfts?
Ich muß dir nur geſtehen, — daß ich im
Begriffe war —

Nathan.

Doch nicht, das Nehmliche
An mich zu ſuchen?

Saladin.

Allerdings.

Nathan.

So wär'
Uns beyden ja geholfen! — Daß ich aber
Dir alle meine Baarſchaft nicht kann ſchicken,
Das macht der junge Tempelherr. — Du kennſt

Ihn

Ihn ja. — Ihm hab' ich eine groſſe Poſt
Vorher noch zu bezahlen.

Saladin.

Tempelherr?
Du wirſt doch meine ſchlimmſten Feinde nicht
Mit deinem Geld' auch unterſtützen wollen?

Nathan.

Ich ſpreche von dem einen nur, dem du
Das Leben ſparteſt . . .

Saladin.

Ah! woran erinnerſt
Du mich! — Hab' ich doch dieſen Jüngling ganz
Vergeſſen! — Kennſt du ihn? — Wo iſt er?

Nathan.

Wie?
So weißt du nicht, wie viel von deiner Gnade
Für ihn, durch ihn auf mich gefloſſen? Er,
Er mit Gefahr des neu erhaltnen Lebens,
Hat meine Tochter aus dem Feu'r gerettet.

Saladin.

Er? Hat er das? — Ha! darnach ſah er aus.
Das hätte ſicherlich mein Bruder auch gethan,
Dem er ſo ähnelt! — Iſt er denn noch hier?
So bring ihn her! — Ich habe meiner Schweſter

Von diesem ihren Bruder, den sie nicht
Gekannt, so viel erzählet, daß ich sie
Sein Ebenbild doch auch muß sehen lassen! —
Geh, hohl ihn! — Wie aus einer guten That,
Gebahr sie auch schon bloße Leidenschaft,
Doch so viel andre gute Thaten fließen!
Geh, hohl ihn!

Nathan.

(indem er Saladins Hand fahren läßt.)

Augenblicks! Und bey dem andern
Bleibt es doch auch?

(ab.)

Saladin.

Ah! daß ich meine Schwester
Nicht horchen lassen! — Zu ihr! zu ihr! — Denn
Wie soll ich alles das ihr nun erzählen?

(ab von der andern Seite.)

Siebenter Auftritt.

(Die Scene: unter den Palmen, in der Nahe des Kloſters, wo der Tempelherr Nathans wartet.)

Der Tempelherr.

(Geht, mit ſich ſelbſt kampfend, auf und ab; bis er losbricht.)

— Hier hält das Opferthier ermüdet ſtill. —
Nun gut! Ich mag nicht, mag nicht näher wiſſen,
Was in mir vorgeht; mag voraus nicht wittern,
Was vorgehn wird. — Genug, ich bin umſonſt
Geflohn; umſonſt. — Und weiter konnt' ich doch
Auch nichts, als fliehn? — Nun komm', was kommen ſoll! —
Ihm auszubeugen, war der Streich zu ſchnell
Gefallen; unter den zu kommen, ich
So lang und viel mich weigerte. — Sie ſehn,
Die ich zu ſehn ſo wenig lüſtern war, —
Sie ſehn, und der Entſchluß, ſie wieder aus
Den Augen nie zu laſſen — Was Entſchluß?
Entſchluß iſt Vorſatz, That: und ich, ich litt',
Ich litte blos. — Sie ſehn, und das Gefühl,
An ſie verſtrickt, in ſie verwebt zu ſeyn,
War eins. — Bleibt eins. — Von ihr getrennt
Zu leben, iſt mir ganz undenkbar; wär'
Mein Tod, — und wo wir immer nach dem Tode

Noch

Noch sind, auch da mein Tod. — Ist das nun Liebe:
So — liebt der Tempelritter freylich, — liebt
Der Christ das Judenmädchen freylich. — Hm!
Was thuts? — Ich hab' in dem gelobten Lande, —
Und drum auch mir gelobt auf immerdar! —
Der Vorurtheile mehr schon abgelegt. —
Was will mein Orden auch? Ich Tempelherr
Bin todt; war von dem Augenblick' ihm todt,
Der mich zu Saladins Gefangnen machte.
Der Kopf, den Saladin mir schenkte, wär'
Mein alter? — Ist ein neuer; der von allem
Nichts weiß, was jenem eingeplaudert ward,
Was jenen band. — Und ist ein bessrer; für
Den väterlichen Himmel mehr gemacht.
Das spür' ich ja. Denn erst mit ihm beginn'
Ich so zu denken, wie mein Vater hier
Gedacht muß haben; wenn man Mährchen nicht
Von ihm mir vorgelogen — Mährchen? — doch
Ganz glaubliche; die glaublicher mir nie,
Als itzt geschienen, da ich nur Gefahr
Zu straucheln laufe, wo er fiel. — Er fiel?
Ich will mit Männern lieber fallen, als
Mit Kindern stehn. — Sein Beyspiel bürgt mir
Für seinen Beyfall. Und an wessen Beyfall
Liegt mir denn sonst? — An Nathans? — O an dessen
Ermuntrung mehr, als Beyfall, kann es mir
Noch weniger gebrechen. — Welch ein Jude! —
Und der so ganz nur Jude scheinen will!

Da kömmt er; kömmt mit Haſt; glüht heitre Freude.
Wer kam vom Saladin je anders? Hei
He, Nathan!

Achter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr.

Nathan.

Wie? ſeyd Ihrs?

Tempelherr.

Ihr habt
Sehr lang' Euch bey dem Sultan aufgehalten.

Nathan.

So lange nun wohl nicht. Ich ward im hingehn
Zu viel verweilt. — Ah, wahrlich Curd; der Mann
Steht ſeinen Ruhm. Sein Ruhm iſt blos ſein Schatten. —
Doch laßt vor allen Dingen Euch geſchwind
Nur ſagen . . .

Tempelherr.

Was?

Nathan.

Er will Euch ſprechen; will,
Daß ungeſäumt Ihr zu ihm kommt. Begleitet
Mich

Mich nur nach Hause, wo ich noch für ihn
Erst etwas anders zu verfügen habe:
Und dann, so gehn wir.

Tempelherr.

Nathan, Euer Haus
Betret' ich wieder eher nicht . . .

Nathan.

So seyd
Ihr doch indeß schon da gewesen? habt
Indeß sie doch gesprochen? — Nun? — Sagt: wie
Gefällt Euch Recha?

Tempelherr.

Ueber allen Ausdruck! —
Allein, — sie wiedersehn — das werd ich nie!
Nie! nie! — Ihr müßtet mir zur Stelle denn
Versprechen: — daß ich sie auf immer, immer —
Soll können sehn.

Nathan.

Wie wollt Ihr, daß ich das
Versteh'?

Tempelherr.

(nach einer kurzen Pause ihm plötzlich um den Hals fallend.)
Mein Vater!

Nathan.

Nathan.

— Junger Mann!

Tempelherr.

(ihn eben ſo plötzlich wieder laſſend)

Nicht Sohn? —

Ich bitt' Euch, Nathan! —

Nathan.

Lieber junger Mann!

Tempelherr.

Nicht Sohn? — Ich bitt Euch, Nathan! — Ich beſchwör'
Euch bey den erſten Banden der Natur! —
Zieht ihnen ſpätre Feſſeln doch nicht vor! —
Begnügt Euch doch ein Menſch zu ſeyn! Stoßt mich
Nicht von Euch!

Nathan.

Lieber, lieber Freund! . . .

Tempelherr.

Und Sohn?
Sohn nicht? — Auch dann nicht, dann nicht einmahl, wenn
Erkenntlichkeit zum Herzen Eurer Tochter
Der Liebe ſchon den Weg gebahnet hätte?
Auch dann nicht einmahl, wenn in eins zu ſchmelzen
Auf Euern Wink nur beyde warteten? —
Ihr ſchweigt?

Nathan.

Nathan.

Ihr überraſcht mich, junger Ritter.

Tempelherr.

Ich überraſch' Euch? — überraſch' Euch, Nathan,
Mit Euern eigenen Gedanken? — Ihr
Verkennt ſie doch in meinem Munde nicht? —
Ich überraſch' Euch?

Nathan.

Eh ich einmal weiß,
Was für ein Staufen Euer Vater denn
Geweſen iſt?

Nathan.

Was ſagt Ihr, Nathan? was? —
In dieſem Augenblicke fühlt Ihr nichts,
Als Neubegier?

Nathan.

Denn ſeht! Ich habe ſelbſt
Wohl einen Staufen ehedem gekannt,
Der Conrad hieß.

Tempelherr.

Nun — wenn mein Vater denn
Nun eben ſo geheiſſen hätte?

Nathan.

Wahrlich?

Tempelherr.

Ich heiſſe ſelber ja nach meinem Vater: Curd
Iſt Conrad.

Nathan.

Nun — ſo war mein Conrad doch
Nicht Euer Vater. Denn mein Conrad war,
Was ihr; war Tempelherr; war nie vermählt.

Tempelherr.

O darum!

Nathan.

Wie?

Tempelherr.

O darum könnt' er doch
Mein Vater wohl geweſen ſeyn.

Nathan.

Ihr ſcherzt.

Tempelherr.

Und Ihr nehmts wahrlich zu genau! — Was wärs
Denn nun? So was von Baſtard oder Bankert!
Der Schlag iſt auch nicht zu verachten. — Doch
Entlaßt mich immer meiner Ahnenprobe.

Ich will Euch Eurer wiederum entlaſſen.
Nicht zwar, als ob ich den geringſten Zweifel
In Euern Stammbaum ſetzte. Gott behüte!
Ihr könnt ihn Blatt vor Blatt bis Abraham
Hinauf belegen. Und von da ſo weiter,
Weis ich ihn ſelbſt; will ich ihn ſelbſt beſchwören.

Nathan.

Ihr werdet bitter. — Doch verdien' ichs? — Schlug
Ich denn Euch ſchon was ab? — Ich will Euch ja
Nur bey dem Worte nicht den Augenblick
Sie faſſen. — Weiter nichts.

Tempelherr.

Gewiß! — Nichts weiter?
O ſie vergebt! . . .

Nathan.

Nun kommt nur, kommt!

Tempelherr.

Wohin?
Nein! — Mit in Euer Haus? — Das nicht! das nicht. —
Da brennts! — Ich will Euch hier erwarten. Geht! —
Soll ich ſie wiederſehn: ſo ſeh ich ſie
Noch oft genug. Wo nicht: ſo ſah ich ſie
Schon viel zu viel . . .

Nathan.

Nathan.

Ich will mich möglichſt eilen.

Neunter Auftritt.

Der Tempelherr und bald darauf Daja.

Tempelherr.

Schon mehr als gnug! — Des Menſchen Hirn faßt ſo
Unendlich viel; und iſt doch manchmal auch
So plötzlich voll! von einer Kleinigkeit
So plötzlich voll! — Taugt nichts, taugt nichts; es ſey
Auch voll wovon es will. — Doch nur Geduld!
Die Seele wirkt den aufgedrungnen Stoff
Bald in einander, ſchafft ſich Raum, und Licht
Und Ordnung kommen wieder. — Lieb' ich denn
Zum erſtenmale? — Oder war, was ich
Als Liebe kenne, Liebe nicht? — Iſt Liebe
Nur was ich itzt empfinde? . . .

Daja.

(die ſich von der Seite herbeygeſchlichen.)

Ritter! Ritter!

Tempelherr.

Wer ruft? — Ha, Daja, Ihr?

Daja.

Ich habe mich
Bey ihm vorbey geschlichen. Aber noch
Könnt er uns sehn, wo Ihr da steht. — Drum kommt
Doch näher zu mir, hinter diesen Baum.

Tempelherr.

Was giebts denn? — So geheimnißvoll? — Was ists?

Daja.

Ja wohl betrift es ein Geheimniß, was
Mich zu Euch bringt; und zwar ein doppeltes.
Das eine weiß nur ich; das andre wißt
Nur Ihr. — Wie wär es, wenn wir tauschten?
Vertraut mir Euers: so vertrau' ich Euch
Das Meine.

Tempelherr.

Mit Vergnügen. — Wenn ich nur
Erst weiß, was Ihr für Meines achtet. Doch
Das wird aus Euerm wohl erhellen. — Fangt
Nur immer an.

Daja.

Ey denkt doch! — Nein, Herr Ritter:
Erst Ihr; ich folge. — Denn versichert, mein
Geheim-

Geheimniß kann Euch gar nichts nutzen, wenn
Ich nicht zuvor das Eure habe, — Nur
Geschwind! — Denn frag' ichs Euch erst ab: so habt
Ihr nichts vertrauet. Mein Geheimniß dann
Bleibt mein Geheimniß; und das Eure seyd
Ihr los. — Doch armer Ritter! — Daß ihr Männer
Ein solch Geheimniß vor uns Weibern haben
Zu können, auch nur glaubt!

Tempelherr.

Das wir zu haben
Oft selbst nicht wissen.

Daja.

Kann wohl seyn. Drum muß
Ich freylich erst, Euch selbst damit bekannt
Zu machen, schon die Freundschaft haben. — Sagt:
Was hieß denn das, daß Ihr so Knall und Fall
Euch aus dem Staube machtet? daß Ihr uns
So sitzen ließet? — daß Ihr nun mit Nathan
Nicht wiederkommt? — Hat Recha denn so wenig
Auf Euch gewirkt? wie? oder auch, so viel? —
So viel! so viel! — Lehrt Ihr des armen Vogels,
Der an der Ruthe klebt, Geflattre mich
Doch kennen! — Kurz: gesteht es mir nur gleich,
Daß ihr sie liebt, liebt bis zum Unsinn; und
Ich sag' Euch was . . .

Tempelherr.

Zum Unsinn! Wahrlich; Ihr
Versteht Euch trefflich drauf.

Daja.

Nun gebt mir nur
Die Liebe zu; den Unsinn will ich Euch
Erlassen.

Tempelherr.

Weil er sich von selbst versteht? —
Ein Tempelherr ein Judenmädchen lieben! . . .

Daja.

Scheint freylich wenig Sinn zu haben. — Doch
Zuweilen ist des Sinns in einer Sache
Auch mehr, als wir vermuthen; und es wäre
So unerhört doch nicht, daß uns der Heyland
Auf Wegen zu sich zöge, die der Kluge
Von selbst nicht leicht betreten würde.

Tempelherr.

Das
So feyerlich? — (Und setz' ich statt des Heylands
Die Vorsicht: hat sie denn nicht Recht? —) Ihr macht
Mich neubegierig, als ich wohl sonst
Zu seyn gewohnt bin.

Daja.

Daja.

O! das iſt das Land
Der Wunder!

Tempelherr.

(Nun! — des Wunderbaren. Kann
Es auch wohl anders ſeyn? Die ganze Welt
Drängt ſich ja hier zuſammen.) — Liebe Daja,
Nehmt für geſtanden an, was ihr verlangt:
Daß ich ſie liebe; daß ich nicht begreife,
Wie ohne ſie ich leben werde; daß . . .

Daja.

Gewiß? gewiß? — So ſchwört mir, Ritter, ſie
Zur Eurigen zu machen; ſie zu retten;
Sie zeitlich hier, ſie ewig dort zu retten.

Tempelherr.

Und wie? — Wie kann ich? — Kann ich ſchwören, was
In meiner Macht nicht ſteht?

Daja.

In Eurer Macht
Steht es. Ich bring' es durch ein einzig Wort
In Eure Macht.

Tempelherr.

Daß ſelbſt der Vater nichts
Dawieder hätte?

Daja.

Ey, was Vater! Vater!
Der Vater ſoll ſchon müſſen.

Tempelherr.

Müſſen, Daja? —
Noch iſt er unter Räuber nicht gefallen. —
Er muß nicht müſſen.

Daja.

Nun, ſo muß er wollen;
Muß gern am Ende wollen.

Tempelherr.

Muß und gern! —
Doch, Daja, wenn ich Euch nun ſage, daß
Ich ſelber dieſe Sait' ihm anzuſchlagen
Bereits verſucht?

Daja.

Was? und er fiel nicht ein?

Tempelherr.

Er fiel mit einem Mißlaut ein, der mich —
Beleidigte.

Daja.

Was ſagt Ihr? — Wie? Ihr hättet
Den Schatten eines Wunſches nur nach Recha
Ihm blicken laſſen: und er wär' vor Freuden
Nicht aufgeſprungen? hätte froſtig ſich
Zurückgezogen? hätte Schwierigkeiten
Gemacht?

Tempelherr.

So ungefähr.

Daja.

So will ich denn
Mich länger keinen Augenblick bedenken —

(Pauſe.)

Tempelherr.

Und ihr bedenkt Euch doch?

Daja.

Der Mann iſt ſonſt
So gut! — Ich ſelber bin ſo viel ihm ſchuldig! —
Daß er doch gar nicht hören will! — Gott weiß,
Das Herze blutet mir, ihn ſo zu zwingen.

Tempelherr.

Ich bitt' Euch, Daja, ſetzt mich kurz und gut

Aus dieſer Ungewißheit. Seyd Ihr aber
Noch ſelber ungewiß; ob, was Ihr vorhabt,
Gut oder Böſe, Schändlich oder Löblich
Zu nennen: — ſchweigt! Ich will vergeſſen, daß
Ihr etwas zu verſchweigen habt.

Daja.

Das' pornt
Anſtatt zu halten. Nun; ſo wißt denn: Recha
Iſt keine Jüdinn; iſt — iſt eine Chriſtinn.

Tempelherr.

(kalt)

So? Wünſch' Euch Glück! Hats ſchwer gehalten? Laßt
Euch nicht die Wehen ſchrecken! — Fahret ja
Mit Eifer fort, den Himmel zu bevölkern;
Wenn ihr die Erde nicht mehr könnt!

Daja.

Wie, Ritter?
Verdienet meine Nachricht dieſen Spott?
Daß Recha eine Chriſtinn iſt: des freuet
Euch, einen Chriſten, einen Tempelherrn,
Der Ihr ſie liebt, nicht mehr?

Tempelherr.

Beſonders, da
Sie eine Chriſtinn iſt von Eurer Macht.

Daja.

Daja.

Ah! ſo verſteht Ihrs? So mags gelten! — Nein!
Den will ich ſehn, der die bekehren ſoll!
Ihr Glück iſt, längſt zu ſeyn, was ſie zu werden
Verdorben iſt.

Tempelherr.

Erklärt Euch, oder — geht!

Daja.

Sie iſt ein Chriſtenkind; von Chriſtenältern
Gebohren; iſt getauft . . .

Tempelherr.

(haſtig)

Und Nathan?

Daja.

Nicht
Ihr Vater!

Tempelherr.

Nathan nicht ihr Vater? — Wißt
Ihr, was Ihr ſagt?

Daja.

Die Wahrheit, die ſo oft
Mich blutge Thränen weinen machen. — Nein,
Er iſt ihr Vater nicht . . .

Tempel-

Tempelherr.

Und hätte sie,
Als seine Tochter nur erzogen? hätte
Das Christenkind als eine Jüdinn sich
Erzogen?

Daja.

Ganz gewiß.

Tempelherr.

Sie wüßte nicht,
Was sie gebohren sey? — Sie hätt' es nie
Von ihm erfahren, daß sie eine Christinn
Gebohren sey, und keine Jüdinn?

Daja.

Nie!

Tempelherr.

Er hatt' in diesem Wahne nicht das Kind
Blos auferzogen? ließ das Mädchen noch
In diesem Wahne?

Daja.

Leider!

Tempelherr.

Nathan — Wie? —
Der weise gute Nathan hätte sich

Erlaubt,

Erlaubt, die Stimme der Natur so zu
Verfälschen? — Die Ergiessung eines Herzens
So zu verlenken, die, sich selbst gelassen,
Ganz andre Wege nehmen würde? — Daja,
Ihr habt mir allerdings etwas vertraut —
Von Wichtigkeit, — was Folgen haben kann, —
Was mich verwirrt, — worauf ich gleich nicht weiß,
Was mir zu thun. — Drum laßt mir Zeit. — Drum geht!
Er kömmt hier wiederum vorbey. Er möcht'
Uns überfallen. Geht!

Daja.

Ich wär' des Todes!

Tempelherr.

Ich bin ihn itzt zu sprechen ganz und gar
Nicht fähig. Wenn Ihr ihm begegnet, sagt
Ihm nur, daß wir einander bey dem Sultan
Schon finden würden.

Daja.

Aber laßt Euch ja
Nichts merken gegen ihn. — Das soll nur so
Den letzten Druck dem Dinge geben; soll
Euch, Rechas wegen, alle Skrupel nur
Benehmen! — Wenn Ihr aber dann, sie nach

Europa

Europa führt: so laßt Ihr doch mich nicht Zurück!

Tempelherr.

Das wird sich finden. Geht nur, geht!

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Scene: in den Kreuzgängen des Klosters.

Der Klosterbruder und bald darauf der Tempelherr.

Klosterbruder.

Ja, ja! er hat schon Recht, der Patriarch!
Es hat mir freylich noch von allem dem
Nicht viel gelingen wollen, was er mir
So aufgetragen. — Warum trägt er mir
Auch lauter solche Sachen auf? — Ich mag
Nicht fein seyn; mag nicht überreden; mag
Mein Näschen nicht in alles stecken; mag
Mein Händchen nicht in allem haben. — Bin
Ich darum aus der Welt geschieden, ich
Für mich; um mich für andre mit der Welt
Noch erst recht zu verwickeln?

Tempel-

Tempelherr.

(mit Haſt auf ihn zukommend.)

Guter Bruder!

Da ſeyd Ihr ja. Ich hab' Euch lange ſchon
Geſucht.

Kloſterbruder.

Mich, Herr?

Tempelherr.

Ihr kennt mich ſchon nicht mehr?

Kloſterbruder.

Doch, doch! Ich glaubte nur, daß ich den Herrn
In meinem Leben wieder nie zu ſehn
Bekommen würde. Denn ich hoft'es zu
Den lieben Gott. — Der liebe Gott, der weiß
Wie ſauer mir der Antrag ward, den ich
Dem Herrn zu thun verbunden war. Er weiß,
Ob ich gewünſcht, ein offnes Ohr bey Euch
Zu finden; weiß, wie ſehr ich mich gefreut,
Im Innerſten gefreut, daß Ihr ſo rund
Das alles, ohne viel Bedenken, von
Euch wieſ't, was einem Ritter nicht geziemt. —
Nun kommt Ihr doch; nun hats doch nachgewirkt!

Tempelherr.

Ihr wißt es ſchon, warum ich komme? Kaum
Weiß ich es ſelbſt

Kloſter-

Klosterbruder.

Ihr habts nun überlegt;
Habt nun gefunden, daß der Patriarch
So Unrecht doch nicht hat; daß Ehr' und Geld
Durch seinen Anschlag zu gewinnen; daß
Ein Feind ein Feind ist, wenn er unser Engel
Auch siebenmal gewesen wäre. Das,
Das habt Ihr nun mit Fleisch und Blut erwogen,
Und kommt, und tragt Euch wieder an. — Ach Gott!

Tempelherr.

Mein frommer, lieber Mann! gebt Euch zufrieden.
Deswegen komm' ich nicht; deswegen will
Ich nicht den Patriarchen sprechen. Noch,
Noch denk' ich über jenen Punkt, wie ich
Gedacht, und wollt' um alles in der Welt
Die gute Meynung nicht verlieren, deren
Mich ein so grader, frommer, lieber Mann
Einmal gewürdiget. — Ich komme blos,
Den Patriarchen über eine Sache
Um Rath zu fragen . . .

Klosterbruder.

Ihr den Patriarchen?
Ein Ritter, einen — Pfaffen?
(sich schüchtern umsehend.)

Tempel-

Tempelherr.

Ja; — die Sach'
Iſt ziemlich pfäffiſch.

Kloſterbruder.

Gleichwohl fragt der Pfaffe
Den Ritter nie, die Sache ſey auch noch
So ritterlich.

Tempelherr.

Weil er das Vorrecht hat,
Sich zu vergehn; das unſer einer ihm
Nicht ſehr beneidet. — Freylich, wenn ich nur
Für mich zu handeln hätte; freylich, wenn
Ich Rechenſchaft nur mir zu geben hätte:
Was braucht' ich Euers Patriarchen? Aber
Gewiſſe Dinge will ich lieber ſchlecht,
Nach andrer Willen, machen; als allein
Nach meinem, gut. — Zudem, ich ſeh nun wohl,
Religion iſt auch Parthey; und wer
Sich drob auch noch ſo unparteyiſch glaubt,
Hält, ohn' es ſelbſt zu wiſſen, doch nur ſeiner
Die Stange. Weil das einmal nun ſo iſt:
Wirds ſo wohl recht ſeyn.

Kloſterbruder.

Dazu ſchweig' ich lieber.
Denn ich verſteh den Herrn nicht recht.

Tempelherr.

Und doch! —
(Laß sehn, warum mir eigentlich zu thun!
Um Machtspruch oder Rath? — Um lautern, oder
Gelehrten Rath?) — Ich dank' Euch, Bruder; dank'
Euch für den guten Wink. — Was Patriarch? —
Seyd Ihr mein Patriarch! Ich will ja doch
Den Christen mehr im Patriarchen, als
Den Patriarchen in dem Christen fragen. —
Die Sach' ist die . . .

Klösterbruder.

Nicht weiter, Herr, nicht weiter!
Wozu? — Der Herr verkennt mich. — Wer viel weiß,
Hat viel zu sorgen; und ich habe ja
Mich Einer Sorge nur gelobt. — O gut!
Hört! seht! Dort kömmt, zu meinem Glück, er selbst.
Bleibt hier nur stehn. Er hat Euch schon erblickt.

Zweyter Auftritt.

Der Patriarch, welcher mit allem geistlichen Pomp den einen Kreuzgang heraufkömmt, und die Vorigen.

Tempelherr.

Ich wich ihm lieber aus. — Wär' nicht mein Mann! —
Ein

Ein dicker, rother, freundlicher Prälat!
Und welcher Prunk!

Klosterbruder.

Ihr solltet ihn erst sehn,
Nach Hofe sich erheben. Itzo kömmt
Er nur von einem Kranken.

Tempelherr.

Wie sich da
Nicht Saladin wird schämen müssen!

Patriarch.

(indem er näher kömmt, winkt dem Bruder.)

Hier! —
Das ist ja wohl der Tempelherr. Was will
Er?

Klosterbruder.

Weiß nicht.

Patriarch.

(auf ihn zugehend, indem der Bruder und das Gefolge zurücktreten.)

Nun, Herr Ritter! — Sehr erfreut
Den braven jungen Mann zu sehn! — Ey, noch
So gar jung! — Nun, mit Gottes Hülfe, daraus
Kann etwas werden.

Tempelherr.

Mehr, ehrwürd'ger Herr,

Wohl schwerlich, als schon ist. Und eher noch,
Was weniger.

Patriarch.

Ich wünsche wenigstens,
Daß so ein frommer Ritter lange noch
Der lieben Christenheit, der Sache Gottes
Zu Ehr und Frommen blühn und grünen möge!
Das wird denn auch nicht fehlen, wenn nur fein
Die junge Tapferkeit dem reifen Rathe
Des Alters folgen will! — Womit wär' sonst
Dem Herrn zu dienen?

Tempelherr.

Mit dem nehmlichen,
Woran es meiner Jugend fehlt: mit Rath.

Patriarch.

Recht gern! — Nur ist der Rath auch anzunehmen.

Tempelherr.

Doch blindlings nicht?

Patriarch.

Wer sagt denn das? — Es freylich
Muß niemand die Vernunft, die Gott ihm gab,
Zu brauchen unterlassen, — wo sie hin
Gehört. — Gehört sie aber überall
Denn hin? — O nein! — Zum Beyspiel: wenn uns Gott

Durch

Durch einen ſeiner Engel, — iſt zu ſagen,
Durch einen Diener ſeines Worts, — ein Mittel
Bekannt zu machen würdiget, das Wohl
Der ganzen Chriſtenheit, das Heil der Kirche,
Auf irgend eine ganz beſondre Weiſe
Zu fördern, zu befeſtigen: wer darf
Sich da noch unterſtehn, die Willkühr deß,
Der die Vernunft erſchaffen, nach Vernunft
Zu unterſuchen? und das ewige
Geſetz der Herrlichkeit des Himmels, nach
Den kleinen Regeln einer eiteln Ehre
Zu prüfen? — Doch hiervon genug. — Was iſt
Es denn, worüber unſern Rath für itzt
Der Herr verlangt?

Tempelherr.

Geſetzt, ehrwürd'ger Vater,
Ein Jude hätt' ein einzig Kind, — es ſey
Ein Mädchen, — das er mit der größten Sorgfalt
Zu allem Guten auferzogen, das
Er liebe mehr als ſeine Seele, das
Ihn wieder mit der frömmſten Liebe liebe.
Und nun würd' unſer Einem hinterbracht,
Dieß Mädchen ſey des Juden Tochter nicht;
Er hab' es in der Kindheit aufgeleſen
Gekauft, geſtohlen, — was Ihr wollt; man wiſſe,

Das Mädchen sey ein Christenkind, und sey
Getauft; der Jude hab' es nur als Jüdinn
Erzogen; laß es nur als Jüdinn und
Als seine Tochter so verharren: — sagt,
Ehrwürd'ger Vater, was wär' hierbey wohl
Zu thun?

Patriarch.

Mich schaudert! — Doch zu allererst
Erkläre sich der Herr, ob so ein Fall
Ein Faktum oder eine Hypothes'.
Das ist zu sagen: ob der Herr sich das
Nur blos so dichtet, oder obs geschehn,
Und fortfährt zu geschehn.

Tempelherr.

Ich glaubte, das
Sey eins, um Euer Hochehrwürden Meynung
Blos zu vernehmen.

Patriarch.

Eins? — Da seh der Herr
Wie sich die stolze menschliche Vernunft
Im Geistlichen doch irren kann. — Mit nichten!
Denn ist der vorgetragne Fall nur so
Ein Spiel des Witzes: so verlohnt es sich
Der Mühe nicht, im Ernst ihn durchzudenken.
Ich will den Herrn damit auf das Theater

Verwie-

Verwieſen haben, wo deraleichen pro
Et contra ſich mit vielem Beyfall könnte
Behandeln laſſen. — Hat der Herr mich aber
Nicht blos mit einer theatral'ſchen Schnurre
Zum beſten; iſt der Fall ein Faktum; hält'
Er ſich wohl gar in unſrer Diöces',
In unſrer lieben Stadt Jeruſalem,
Eräugnet: — ja alsdann —

Tempelherr.

Und was alsdann?

Patriarch.

Dann wäre mit dem Juden förderſamſt
Die Strafe zu vollzichn, die Päbſtliches
Und Kaiſerliches Recht ſo einem Frevel,
So einer Laſterthat beſtimmen.

Tempelherr.

So?

Patriarch.

Und zwar beſtimmen obbeſagte Rechte
Dem Juden, welcher einen Chriſten zur
Apoſtaſie verführt, — den Scheiterhaufen, —
Den Holzſtoß —

Tempelherr.

So?

Patriarch.

Und wie vielmehr dem Juden,
Der mit Gewalt ein armes Chriſtenkind
Dem Bunde ſeiner Tauf entreißt! Denn iſt
Nicht alles, was man Kindern thut, Gewalt? —
Zu ſagen: — ausgenommen, was die Kirch'
An Kindern thut.

Tempelherr.

Wenn aber nun das Kind,
Erbarmte ſeiner ſich der Jude nicht,
Vielleicht im Elend umgekommen wäre?

Patriarch.

Thut nichts! der Jude wird verbrannt. — Denn beſſer,
Es wäre hier im Elend umgekommen,
Als daß zu ſeinem ewigen Verderben
Es ſo gerettet ward. — Zu dem, was hat
Der Jude Gott denn vorzugreifen? GOtt
Kann, wen er retten will, ſchon ohn' ihn retten.

Tempelherr.

Auch Trotz ihm, ſollt' ich meynen, — ſelig machen.

Patriarch.

Thut nichts! der Jude wird verbrannt.

Tempelherr.

Das geht

Mir

Mir nah'! Besonders, da man sagt, er habe
Das Mädchen nicht sowohl in seinem, als
Vielmehr in keinem Glauben auferzogen,
Und sie von Gott nicht mehr nicht weniger
Gelehrt, als der Vernunft genügt.

Patriarch.

Thut nichts!
Der Jude wird verbrannt ... Ja, wär' allein
Schon dieser wegen werth, dreymal verbrannt
Zu werden! — Was? ein Kind ohn' allen Glauben
Erwachsen lassen? — Wie? die große Pflicht
Zu glauben, ganz und gar ein Kind nicht lehren?
Das ist zu arg! — Mich wundert sehr, Herr Ritter,
Euch selbst ...

Tempelherr.

Ehrwürd'ger Herr, das Uebrige,
Wenn Gott will, in der Beichte.

(will gehn)

Patriarch.

Was? mir nun
Nicht einmal Rede stehn? — Den Böswicht,
Den Juden mir nicht nennen? — mir ihn nicht
Zur Stelle schaffen? — O da weiß ich Rath!
Ich geh sogleich zum Sultan. — Saladin,
Vermöge der Capitulation,

Die er beſchworen, muß uns, muß uns ſchützen;
Bey allen Rechten, allen Lehren ſchützen,
Die mir zu unſrer allerheiligſten
Religion nur immer rechnen dürfen!
Gottlob! wir haben das Original.
Wir haben ſeine Hand, ſein Siegel. Wir! —
Auch mach' ich ihm gar leicht begreiflich, wie
Gefährlich ſelber für den Staat es iſt,
Nichts glauben! Alle bürgerliche Bande
Sind aufgelöſet, ſind zerriſſen, wenn
Der Menſch nichts glauben darf. — Hinweg! hinweg
Mit ſolchem Frevel! . .

Tempelherr.

Schade, daß ich nicht
Den trefflichen Sermon mit beßrer Muße
Genießen kann! Ich bin zum Saladin
Gerufen.

Patriarch.

Ja? — Nun ſo — Nun freylich — Dann —

Tempelherr.

Ich will den Sultan vorbereiten, wenn
Es Eurer Hochehrwürden ſo gefällt.

Patriarch.

O, oh! — Ich weiß, der Herr hat Gnade funden
Vor Saladin! — Ich bitte meiner nur . . .

Im

Im Beſten bey ihm eingedenk zu ſeyn. —
Mich treibt der Eifer Gottes lediglich.
Was ich zu viel thu, thu ich ihm. — Das wolle
Doch ja der Herr erwägen! — Und nicht wahr,
Herr Ritter? das vorhin erwähnte von
Dem Juden, war nur ein Problema? — iſt
Zu ſagen —

Tempelherr.

Ein Problema.

(geht ab)

Patriarch.

(Dem ich tiefer
Doch auf den Grund zu kommen ſuchen muß.
Das wär' ſo wiederum ein Auftrag für
Den Bruder Bonafides.) — Hier, mein Sohn!

(er ſpricht im abgehn mit dem Kloſterbruder)

Dritter Auftritt.

Scene: ein Zimmer im Palleſte des Saladin, in welches von Sklaven eine Menge Beutel getragen, und auf dem Boden neben einander geſtellt werden.

Saladin und bald darauf Sittah.

Saladin.

(der dazu kömmt.)

Nun wahrlich! das hat noch kein Ende. — Iſt
Des Dings noch viel zurück?

Ein

Ein Sklave.

Wohl noch die Hälfte.

Saladin.

So fragt das Uebrige zu Sittah. — Und
Wo bleibt Al-Hafi? Das hier soll sogleich
Al-Hafi zu sich nehmen. — Oder ob
Ichs nicht vielmehr dem Vater schicke? Hier
Fällt mir es doch nur durch die Finger. — Zwar
Man wird wohl endlich hart; und nun gewiß
Solls Künste kosten, mir viel abzuzwacken.
Bis wenigstens die Gelder aus Aegypten
Zur Stelle kommen, mag das Armuth sehn
Wies fertig wird! — Die Spenden bey dem Grabe,
Wenn die nur fortgehn! Wenn die Christenpilger
Mit leeren Händen nur nicht abziehn dürfen!
Wenn nur —

Sittah.

Was soll nun das? Was soll das Geld
Bey mir?

Saladin.

Mach dich davon bezahlt; und leg'
Auf Vorrath, wenn was übrig bleibt.

Sittah.

Ist Nathan
Noch mit dem Tempelherrn nicht da?

Saladin.

Saladin.

Er ſucht

Ihn aller Orten.

Sittah.

Sieh doch, was ich hier,
Indem mir ſo mein alt Geſchmeide durch
Die Hände geht, gefunden.

(ihm ein klein Gemählde zeigend)

Saladin.

Ha! mein Bruder!
Das iſt er, iſt er! — War er! war er! ah! —
Ah wackrer lieber Junge, daß ich dich
So früh verlor! Was hätt' ich erſt mit dir,
An deiner Seit' erſt unternommen! — Sittah,
Laß mir das Bild. Auch kenn' ichs ſchon: er gab
Es deiner ältern Schweſter, ſeiner Lilla,
Die eines Morgens ihn ſo ganz und gar
Nicht aus den Armen laſſen wollt'. Es war
Der letzte, den er ausritt. — Ah, ich ließ
Ihn reiten, und allein! — Ah, Lilla ſtarb
Vor Gram, und hat mirs nie vergeben, daß
Ich ſo allein ihn reiten laſſen. — Er
Blieb weg!

Sittah.

Der arme Bruder!

Saladin.

Saladin.

Laß nur gut
Seyn! — Einmal bleiben wir doch alle weg! —
Zudem, — wer weiß? Der Tod iſts nicht allein,
Der einem Jüngling ſeiner Art das Ziel
Verrückt. Er hat der Feinde mehr; und oft
Erliegt der Stärkſte gleich dem Schwächſten. — Nun,
Sey wie ihm ſey! — Ich muß das Bild doch mit
Dem jungen Tempelherrn vergleichen; muß
Doch ſehn, wie viel mich meine Phantaſie
Getäuſcht.

Sittah.

Nur darum bring' ichs. Aber gib
Doch, gib! Ich will dir das wohl ſagen; das
Verſteht ein weiblich Aug am beſten.

Saladin.

(zu einem Thürſteher, der hereintritt.)

Wer
Iſt da? — der Tempelherr? — Er komm'!

Sittah.

Euch nicht
Zu ſtören: ihn mit meiner Neugier nicht
Zu irren —

(ſie ſetzt ſich ſeitwärts auf einen Sofa und läßt den Schleyer fallen)

Saladin.

Saladin.

Gut ſo! gut! — (Und nun ſein Ton!
Wie der wohl ſeyn wird! — Aſſads Ton
Schläft auch wohl wo in meiner Seele noch!)

Vierter Auftritt.

Der Tempelherr und Saladin.

Tempelherr.

Ich, dein Gefangner, Sultan ...

Saladin.

Mein Gefangner?
Wem ich das Leben ſchenke, werd' ich dem
Nicht auch die Freyheit ſchenken?

Tempelherr.

Was dir ziemt
Zu thun, ziemt mir, erſt zu vernehmen, nicht
Vorauszuſetzen. Aber, Sultan, — Dank,
Beſondern Dank dir für mein Leben zu
Betheuern, ſtimmt mit meinem Stand' und meinem
Charakter nicht. — Es ſteht in allen Fällen
Zu deinen Dienſten wieder.

Saladin.

Brauch es nur

Nich

Nicht wider mich! — Zwar ein Paar Hände mehr,
Die gönnt' ich meinem Feinde gern. Allein
Ihm so ein Herz auch mehr zu gönnen, fällt
Mir schwer. — Ich habe mich mit dir in nichts
Betrogen, braver junger Mann! Du bist
Mit Seel und Leib mein Assad. Sieh! ich könnte
Dich fragen: wo du denn die ganze Zeit
Gesteckt? in welcher Höhle du geschlafen?
In welchem Ginnistan, von welcher guten
Div diese Blume fort und fort so frisch
Erhalten worden? Sieh! ich könnte dich
Erinnern wollen, was mir dort und dort
Zusammen ausgeführt. Ich könnte mit
Dir zanken, daß du Ein Geheimniß doch
Vor mir gehabt! Ein Abentheuer mir
Doch unterschlagen: — Ja, das könnt' ich; wenn
Ich dich nur säh', und nicht auch mich. — Nun, mags!
Von dieser süssen Träumerey ist immer
Doch so viel wahr, daß mir in meinem Herbst
Ein Assad wieder blühen soll. — Du bist
Es doch zufrieden, Ritter?

Tempelherr.

Alles, was
Von dir mir kömmt, — sey was es will — das laß
Als Wunsch in meiner Seele.

Saladin.

Saladin.

Laß uns das
Sogleich verſuchen. — Bliebſt du wohl bey mir?
Um mir? — Als Chriſt, als Muſelmann: gleich viel!
Im weißen Mantel, oder Jamerlouk;
Im Turban, oder deinem Filze: wie
Du willſt! Gleich viel! Ich habe nie verlangt,
Daß allen Bäumen Eine Rinde wachſe.

Tempelherr.

Sonſt wärſt du wohl auch ſchwerlich, der du biſt:
Der Held, der lieber Gottes Gärtner wäre.

Saladin.

Nun dann; wenn du nicht ſchlechter von mir denkſt:
So wären wir ja halb ſchon richtig?

Tempelherr.

Ganz!

Saladin.

(ihm die Hand biethend)

Ein Wort?

Tempelherr.

(einſchlagend.)

Ein Mann! — Hiermit empfange mehr
Als du mir nehmen konnteſt. Ganz der Deine!

Saladin.

Zu viel Gewinn für einen Tag! zu viel! —
Kam er nicht mit?

Tempelherr.

Wer?

Saladin.

Nathan.

Tempelherr.

(frostig.)
Nein. Ich kam Allein.

Saladin.

Welch eine That von dir! Und welch
Ein weises Glück, das eine solche That
Zum Besten eines solchen Mannes ausschlug.

Tempelherr.

Ja, ja!

Saladin.

So kalt? — Nein, junger Mann! wenn Gott
Was gutes durch uns thut, muß man so kalt
Nicht seyn! — selbst aus Bescheidenheit so kalt
Nicht scheinen wollen!

Tempelherr.

Daß doch in der Welt
Ein jedes Ding so manche Seiten hat! —

Von denen oft ſich gar nicht denken läßt,
Wie ſie zuſammenpaſſen!

Saladin.

Halte dich
Nur immer an die beſt', und preiſe Gott!
Der weiß, wie ſie zuſammenpaſſen. — Aber,
Wenn du ſo ſchwierig ſeyn willſt, junger Mann:
So werd' auch ich ja wohl auf meiner Hut
Mich mit dir halten müſſen? Leider bin
Auch ich ein Ding von vielen Seiten, die
Oft nicht ſo recht zu paſſen ſcheinen mögen.

Tempelherr.

Das ſchmerzt! — Denn Argwohn iſt ſo wenig ſonſt
Mein Fehler —

Saladin.

Nun, ſo ſage doch, mit wem
Du haſt? — Es ſchien ja gar, mit Nathan. Wie?
Auf Nathan Argwohn? du? — Erklär' dich! ſprich!
Komm, gib mir deines Zutrauns erſte Probe.

Tempelherr.

Ich habe wider Nathan nichts. Ich zürn'
Allein mit mir —

Saladin.

Und über was?

Tempelherr.

Daß mir
Geträumt, ein Jude könn' auch wohl ein Jude
Zu seyn verlernen; daß mir wachend so
Geträumt.

Saladin.

Heraus mit diesem wachen Traume!

Tempelherr.

Du weißt von Nathans Tochter, Sultan. Was
Ich für sie that, das that ich, — weil ichs that.
Zu stolz, Dank einzuerndten, wo ich ihn
Nicht säete, verschmäht ich Tag für Tag
Das Mädchen noch einmal zu sehn. Der Vater
War fern; er kömmt; er hört; er sucht mich auf;
Er dankt; er wünscht, daß seine Tochter mir
Gefallen möge; spricht von Aussicht, spricht
Von heitern Fernen. — Nun, ich lasse mich
Beschwatzen, komme, sehe, finde wirklich
Ein Mädchen — Ah, ich muß mich schämen, Sultan! —

Saladin.

Dich schämen? — daß ein Judenmädchen auf
Dich Eindruck machte: doch wohl nimmermehr?

Tempelherr.

Daß diesem Eindruck, auf das liebliche
Geschwätz des Vaters hin, mein rasches Herz

So wenig Widerſtand entgegen ſetzte! —
Ich Tropf! ich ſprang zum zweytenmal ins Feuer. —
Denn nun warb ich, und nun ward ich verſchmäht.

Saladin.

Verſchmäht?

Tempelherr.

Der weiſe Vater ſchlägt nun wohl
Mich platterdings nicht aus. Der weiſe Vater
Muß aber doch ſich erſt erkunden, erſt
Beſinnen. Allerdings! That ich denn das
Nicht auch? Erkundete, beſann ich denn
Mich erſt nicht auch, als ſie im Feuer ſchrie? —
Fürwahr! bey Gott! Es iſt doch gar was ſchönes,
So weiſe, ſo bedächtig ſeyn!

Saladin.

Nun, nun!
So ſieh doch einem Alten etwas nach!
Wie lange können ſeine Weigerungen
Denn dauern? Wird er denn von dir verlangen,
Daß du erſt Jude werden ſollſt?

Tempelherr.

Wer weiß!

Saladin.

Wer weiß! — der dieſen Nathan beſſer kennt.

Tempelherr.

Der Aberglaub', in dem wir aufgewachsen,
Verliert, auch wenn wir ihn erkennen, darum
Doch seine Macht nicht über uns. — Es sind
Nicht alle frey, die ihrer Ketten spotten.

Saladin.

Sehr reif bemerkt! Doch Nathan wahrlich, Nathan ..

Tempelherr.

Der Aberglauben schlimmster ist, den seinen
Für den erträglichern zu halten ...

Saladin.

Mag
Wohl seyn! Doch Nathan ...

Tempelherr.

Dem allein
Die blöde Menschheit zu vertrauen, bis
Sie hellern Wahrheitstag gewöhne; der
Allein ...

Saladin.

Gut! Aber Nathan! — Nathans Loos
Ist diese Schwachheit nicht.

Tempelherr.

So dacht' ich auch! —
Wenn gleichwohl dieser Ausbund aller Menschen

So

So ein gemeiner Jude wäre, daß
Er Chriſtenkinder zu bekommen ſuche,
Um ſie als Juden aufzuziehn: — wie dann?

Saladin.

Wer ſagt ihm ſo was nach?

Tempelherr.

Das Mädchen ſelbſt,
Mit welcher er mich kömt, mit deren Hoffnung
Er gern mir zu bezahlen ſchiene, was
Ich nicht umſonſt für ſie gethan ſoll haben: —
Dieß Mädchen ſelbſt, iſt ſeine Tochter — nicht;
Iſt ein verzettelt Chriſtenkind.

Saladin.

Das er
Dem ungeachtet dir nicht geben wollte?

Tempelherr.

(heftig)

Woll' oder wolle nicht! Er iſt entdeckt.
Der tolerante Schwäzer iſt entdeckt!
Ich werde hinter dieſen jüd'ſchen Wolf
Im philoſoph'ſchen Schafpelz, Hunde ſchon
Zu bringen wiſſen, die ihn zauſen ſollen!

Saladin.

(ernſt)

Sey ruhig, Chriſt!

Tempelherr.

Was? ruhig Christ? — Wenn Jud'
Und Muselmann, auf Jud', auf Muselmann
Bestehen: soll allein der Christ den Christen
Nicht machen dürfen?

Saladin.

(noch ernster)

Ruhig, Christ!

Tempelherr.

(gelassen)

Ich fühle
Des Vorwurfs ganze Last, — die Saladin
In diese Sylbe preßt! Ah, wenn ich wüßte,
Wie Assad, — Assad sich an meiner Stelle
Hierbey genommen hätte!

Saladin.

Nicht viel besser! —
Vermuthlich, ganz so brausend! — Doch, wer hat
Denn dich auch schon gelehrt, mich so wie er
Mit Einem Worte zu bestechen? Freylich
Wenn alles sich verhält, wie du mir sagest:
Kann ich mich selber kaum in Nathan finden. —
Indeß, er ist mein Freund, und meiner Freunde
Muß keiner mit dem andern hadern. — Laß
Dich weisen! Geh behutsam! Gieb ihn nicht
Sofort den Schwärmern deines Pöbels Preis!

Wer-

Verſchweig, was deine Geiſtlichkeit, an ihm
Zu rächen, mir ſo nahe legen würde!
Sey keinem Juden, keinem Muſelmanne
Zum Troz ein Chriſt!

Tempelherr.

Bald wärs damit zu ſpät!
Doch Dank der Blutbegier des Patriarchen,
Deß Werkzeug mir zu werden graute!

Saladin.

Wie?
Du kamſt zum Patriarchen eher, als
Zu mir?

Tempelherr.

Im Sturm der Leidenſchaft, im Wirbel
Der Unentſchloſſenheit! — Verzeih! — Du wirſt
Von deinem Aſſad, fürcht' ich, ferner nun
Nichts mehr in mir erkennen wollen.

Saladin.

Wär'
Es dieſe Furcht nicht ſelbſt! Mich dünkt, ich weiß,
Aus welchen Fehlern unſre Tugend keimt.
Pfleg' dieſe ferner nur, und jene ſollen
Bey mir dir wenig ſchaden. — Aber geh!
Such du nun Nathan, wie er dich geſucht;
Und bring' ihn her. Ich muß euch doch zuſammen
Verſtändigen. — Wär' um das Mädchen dir

Im Ernſt zu thun: ſey ruhig. Sie iſt dein!
Auch ſoll es Nathan ſchon empfinden, daß
Er ohne Schweinefleiſch ein Chriſtenkind
Erziehen dürfen! — Geh!

(Der Tempelherr geht ab, und Sittah verläßt den Sofa)

Fünfter Auftritt.

Saladin und Sittah.

Sittah.

Ganz ſonderbar!

Saladin.

Gelt, Sittah? Muß mein Aſſad nicht ein braver,
Ein ſchöner junger Mann geweſen ſeyn?

Sittah.

Wenn er ſo war, und nicht zu dieſem Bilde
Der Tempelherr vielmehr geſeſſen! — Aber
Wie haſt du doch vergeſſen können dich
Nach ſeinen Aeltern zu erkundigen?

Saladin.

Und ins beſondre wohl nach ſeiner Mutter?
Ob ſeine Mutter hier zu Lande nie
Geweſen ſey? — Nicht wahr?

Sittah.

Das machſt du gut!

Saladin.

O, möglicher wär' nichts! Denn Assad war
Bey hübschen Christendamen so willkommen,
Auf hübsche Christendamen so erpicht,
Daß einmal gar die Rede ging — Nun, nun;
Man spricht nicht gern davon. — Genug; ich hab
Ihn wieder! — will mit allen seinen Fehlern,
Mit allen Launen seines weichen Herzens
Ihn wieder haben! — Oh! das Mädchen muß
Ihm Nathan geben. Meynst du nicht?

Sittah.

Ihm geben?
Ihm lassen!

Saladin.

Allerdings! Was hätte Nathan,
So bald er nicht ihr Vater ist, für Recht
Auf sie? Wer ihr das Leben so erhielt,
Tritt einzig in die Rechte deß, der ihr
Es gab.

Sittah.

Wie also, Saladin? wenn du
Nur gleich das Mädchen zu dir nähmst? Sie nur
Dem unrechtmäßigen Besitzer gleich
Entzögest?

Saladin.

Saladin.

Thäte das wohl Noth?

Sittah.

Noth nun
Wohl eben nicht! — Die liebe Neubegier
Treibt mich allein, dir diesen Rath zu geben.
Denn von gewissen Männern mag ich gar
Zu gern, so bald wie möglich, wissen, was
Sie für ein Mädchen lieben können.

Saladin.

Nun,
So schick' und laß sie hohlen.

Sittah.

Darf ich, Bruder?

Saladin.

Nur schone Nathans! Nathan muß durchaus
Nicht glauben, daß man mit Gewalt ihn von
Ihr trennen wolle.

Sittah.

Sorge nicht.

Saladin.

Und ich,
Ich muß schon selbst sehn, wo Al-Hafi bleibt.

Sechster

Sechſter Auftritt.

Scene: die offne Flur in Nathans Hauſe, gegen die Palmen zu; wie im erſten Auftritte des erſten Aufzuges.

Ein Theil der Waaren und Koſtbarkeiten liegt ausgekramt, deren eben daſelbſt gedacht wird.

Nathan und Daja.

Daja.

O, alles herrlich! alles auserleſen!
O, alles — wie nur Ihr es geben könnt.
Wo wird der Silberſtoff mit goldnen Ranken
Gemacht? Was koſtet er? — Das nenn' ich noch
Ein Brautkleid! Keine Königinn verlangt
Es beſſer.

Nathan.

Brautkleid? Warum Brautkleid eben?

Daja.

Je nun! Ihr dachtet daran freylich nicht,
Als Ihr ihn kauftet. — Aber wahrlich, Nathan,
Der und kein andrer muß es ſeyn! Er iſt
Zum Brautkleid wie beſtellt. Der weiſſe Grund;
Ein Bild der Unſchuld: und die goldnen Ströme,
Die aller Orten dieſen Grund durchſchlängeln;
Ein Bild des Reichthums. Seht Ihr? Allerliebſt!

Nathan.

Nathan.

Was witzelſt du mir da? Von weſſen Brautkleid
Sinnbilderſt du mir ſo gelehrt? — Biſt du
Denn Braut?

Daja.

Ich?

Nathan.

Nun wer denn?

Daja.

Ich? — lieber Gott!

Nathan.

Wer denn? Von weſſen Brautkleid ſprichſt du denn? —
Das alles iſt ja dein, und keiner andern.

Daja.

Iſt mein? Soll mein ſeyn? — Iſt für Recha nicht?

Nathan.

Was ich für Recha mitgebracht, das liegt
In einem andern Ballen. Mach! nimm weg!
Trag deine Siebenſachen fort!

Daja.

Verſucher!
Nein, wären es die Koſtbarkeiten auch
Der ganzen Welt! Nicht rühr an! wenn Ihr mir
Vorher nicht ſchwört, von dieſer einzigen

Gele-

Gelegenheit, deraleichen Euch der Himmel
Nicht zweymahl ſchicken wird, Gebrauch zu machen.

Nathan.

Gebrauch? von was? — Gelegenheit? wozu?

Daja.

O ſtellt Euch nicht ſo fremd! — Mit kurzen Worten!
Der Tempelherr liebt Recha: gebt ſie ihm.
So hat doch einmahl Eure Sünde, die
Ich länger nicht verſchweigen kann, ein Ende.
So kömmt das Mädchen wieder unter Chriſten;
Wird wieder was ſie iſt; iſt wieder, was
Sie ward: und Ihr, Ihr habt mit all' dem Guten,
Das wir Euch nicht genug verdanken können,
Nicht Feuerkohlen bloß auf Euer Haupt
Geſammelt.

Nathan.

Doch die alte Leyer wieder? —
Mit einer neuen Saite nur bezogen,
Die, fürcht' ich, weder ſtimmt noch hält.

Daja.

Wie ſo?

Nathan.

Mir wär' der Tempelherr ſchon recht. Ihm gönnt'
Ich Recha mehr als einem in der Welt.
Allein — Nun, habe nur Geduld.

Daja.

Daja.

Geduld?

Geduld, iſt Eure alte Leyer nun
Wohl nicht?

Nathan.

Nur wenig Tage noch Geduld! —
Sieh doch! — Wer kömmt denn dort? Ein Kloſterbruder?
Geh, frag' ihn was er will.

Daja.

Was wird er wollen?
(ſie geht auf ihn zu und fragt)

Nathan.

So gieb! — und eh' er bittet. — (Wüßt' ich nur
Dem Tempelherrn erſt beyzukommen, ohne
Die Urſach meiner Neugier ihm zu ſagen!
Denn wenn ich ſie ihm ſag', und der Verdacht
Iſt ohne Grund: ſo hab' ich ganz umſonſt
Den Vater auf das Spiel geſetzt.) — Was iſts?

Daja.

Er will Euch ſprechen.

Nathan.

Nun, ſo laß ihn kommen;
Und geh indeß.

Sieben-

Siebenter Auftritt.

Nathan und der Kloſterbruder.

Nathan.

(Ich bliebe Rechas Vater
Doch gar zu gern! — Zwar kann ichs denn nicht bleiben,
Auch wenn ich aufhör', es zu heißen? — Ihr,
Ihr ſelbſt werd' ichs doch immer auch noch heißen,
Wenn ſie erkennt, wie gern ichs wäre.) — (Geh! —
Was iſt zu Euern Dienſten, frommer Bruder?

Kloſterbruder.

Nicht eben viel. — Ich freue mich, Herr Nathan,
Euch annoch wohl zu ſehn.

Nathan.

So kennt Ihr mich?

Kloſterbruder.

Je nu; wer kennt Euch nicht? Ihr habt ſo manchem
Ja Euern Nahmen in die Hand gedrückt.
Er ſteht in meiner auch, ſeit vielen Jahren.

Nathan.

(nach ſeinem Beutel langend)
Kommt, Bruder, kommt; ich friſch' ihn auf.

Kloſterbruder.

Habt Dank!
Ich würd' es ärmern ſtehlen; nehme nichts. —

Wenn Ihr mir nur erlauben wollt, ein wenig
Euch meinen Nahmen aufzufrischen. Denn
Ich kann mich rühmen, auch in Eure Hand
Etwas gelegt zu haben, was nicht zu
Verachten war.

Nathan.

Verzeiht! — Ich schäme mich —
Sagt, was? — und nehmt zur Buße siebenfach
Den Werth desselben von mir an.

Klosterbruder.

Hört doch
Vor allen Dingen, wie ich selber nur
Erst heut an dieß mein Euch vertrautes Pfand
Erinnert worden.

Nathan.

Mir vertrautes Pfand?

Klosterbruder.

Vor kurzem saß ich noch als Eremit
Auf Quarantana, unweit Jericho.
Da kam arabisch Raubgesindel, brach
Mein Gotteshäuschen ab und meine Zelle,
Und schleppte mich mit fort. Zum Glück entkam
Ich noch, und floh hierher zum Patriarchen,
Um mir ein ander Plätzchen auszubitten,

Allwo ich meinem Gott in Einſamkeit
Bis an mein ſelig Ende dienen könne.

Nathan.

Ich ſteh auf Kohlen, guter Bruder. Macht
Es kurz. Das Pfand! das mir vertraute Pfand!

Kloſterbruder.

Sogleich, Herr Nathan. — Nun, der Patriarch
Verſprach mir eine Siedeley auf Thabor,
Sobald als eine leer; und hieß inzwiſchen
Im Kloſter mich als Layenbruder bleiben.
Da bin ich itzt, Herr Nathan; und verlange
Des Tags wohl hundertmal auf Thabor. Denn
Der Patriarch braucht mich zu allerley,
Wovor ich großen Eckel habe. Zum
Exempel:

Nathän.

Macht, ich bitt' Euch!

Kloſterbruder.

Nun, es kömmt! —
Da hat ihm jemand heut' ins Ohr geſetzt:
Es lebe hier herum ein Jude, der
Ein Chriſtenkind als ſeine Tochter ſich
Erzöge.

Nathan.

Wie? (betroffen)

Klosterbruder.

Hört mich nur aus! — Indem
Er mir nun aufträgt, diesem Juden,
Wo möglich, auf die Spur zu kommen, und
Gewaltig sich ob eines solchen Frevels
Erzürnt, der ihm die wahre Sünde wider
Den heil'gen Geist bedünkt; — das ist, die Sünde,
Die aller Sünden größte Sünd' uns gilt,
Nur daß wir, Gott sey Dank, so recht nicht wissen,
Worinn sie eigentlich besteht: — da wacht
Mit einmal mein Gewissen auf; und mir
Fällt bey, ich könnte selber wohl vor Zeiten
Zu dieser unverzeihlig großen Sünde
Gelegenheit gegeben haben. — Sagt:
Hat Euch ein Reitknecht nicht vor achtzehn Jahren
Ein Töchterchen gebracht von wenig Wochen?

Nathan.

Wie das? — Nun freylich — allerdings —

Klosterbruder.

Ey, sehk
Mich doch recht an! — Der Reitknecht, der bin ich.

Nathan.

Seyd Ihr?

Klosterbruder.

Der Herr, von welchem ichs Euch brachte,
War

War — ist mir recht — ein Herr von Filnek. — Welf
Von Filnek!

Nathan.

Richtig!

Klosterbruder.

Weil die Mutter kurz
Vorher gestorben war; und sich der Vater
Nach — meyn' ich — Gazza plötzlich werfen mußte,
Wohin das Würmchen ihm nicht folgen konnte:
So sandt ers Euch. Und traf ich Euch damit
Nicht in Darun?

Nathan.

Ganz recht!

Klosterbruder.

Es wär' kein Wunder,
Wenn mein Gedächtniß mich betrög'. Ich habe
Der braven Herrn so viel gehabt; und diesem
Hab' ich nur gar zu kurze Zeit gedient.
Er blieb bald drauf bey Askalon; und war
Wohl sonst ein lieber Herr.

Nathan.

Ja wohl! ja wohl!
Dem ich so viel, so viel zu danken habe!
Der mehr als einmal mich dem Schwert entrissen!

Klosterbruder.

O schön! So werd't Ihr seines Töchterchens
Euch um so lieber angenommen haben.

Nathan.

Das könnt Ihr denken.

Klosterbruder.

Nun, wo ist es denn?
Es ist doch wohl nicht etwa gar gestorben? —
Laßts lieber nicht gestorben seyn! — Wenn sonst
Nur niemand um die Sache weiß: so hat
Es gute Wege.

Nathan.

Hat es?

Klosterbruder.

Traut mir, Nathan!
Denn fehl, ich denke so! Wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeyne, gar zu nah
Was gar zu Schlimmes gränzt: so thu ich lieber
Das Gute nicht; weil wir das Schlimme zwar
So ziemlich zuverlässig kennen, aber
Bey weiten nicht das Gute. — War ja wohl
Natürlich; wenn das Christentöchterchen
Recht gut von Euch erzogen werden sollte:
Daß Ihrs als Euer eigen Töchterchen

Erzögt.

Erzögt. — Das hättet Ihr mit aller Lieb'
Und Treue nun gethan, und müßtet so
Belohnet werden? Das will mir nicht ein.
Ey freylich, klüger hättet Ihr gethan;
Wenn Ihr die Christinn durch die zweyte Hand
Als Christinn auferziehen lassen: aber
So hättet Ihr das Kindchen Eures Freunds
Auch nicht geliebt. Und Kinder brauchen Liebe,
Wärs eines wilden Thieres Lieb' auch nur,
In solchen Jahren mehr, als Christenthum.
Zum Christenthume hats noch immer Zeit.
Wenn nur das Mädchen sonst gesund und fromm
Vor Euern Augen aufgewachsen ist,
So bliebs vor Gottes Augen, was es war.
Und ist denn nicht das ganze Christenthum
Aufs Judenthum gebaut? Es hat mich oft
Geärgert, hat mir Thränen gnug gekostet,
Wenn Christen gar so sehr vergessen konnten,
Daß unser Herr ja selbst ein Jude war.

Nathan.

Ihr, guter Bruder, müßt mein Fürsprach seyn,
Wenn Haß und Gleißnerey sich gegen mich
Erheben sollten, — wegen einer That —
Ah, wegen einer That! — Nur Ihr, Ihr sollt
Sie wissen! — Nehmt sie aber mit ins Grab!

Noch hat mich nie die Eitelkeit versucht,
Sie jemand andern zu erzählen. Euch
Allein erzähl' ich sie. Der frommen Einfalt
Allein erzähl' ich sie. Weil die allein
Versteht, was sich der gottergebne Mensch
Für Thaten abgewinnen kann.

Klosterbruder.

Ihr seyd
Gerührt, und Euer Auge steht voll Wasser?

Nathan.

Ihr trafst mich mit dem Kinde zu Darun.
Ihr wißt wohl aber nicht, daß wenig Tage
Zuvor, in Gath die Christen alle Juden
Mit Weib und Kind ermordet hatten; wißt
Wohl nicht, daß unter diesen meine Frau
Mit sieben hoffnungsvollen Söhnen sich
Befunden, die in meines Bruders Hause,
Zu dem ich sie geflüchtet, insgesamt
Verbrennen müssen.

Klosterbruder.

Allgerechter!

Nathan.

Als
Ihr kamt, hatt' ich drey Tag' und Nächt' in Asch'

Und Staub vor Gott gelegen, und geweint. —
Geweint? Beyher mit Gott auch wohl gerechtet,
Gezürnt, gelobt, mich und die Welt verwünscht;
Der Christenheit den unversöhnlichsten
Haß zugeschworen —

Klosterbruder.

Ach! Ich glaubs Euch wohl!

Nathan.

Doch nun kam die Vernunft allmählig wieder.
Sie sprach mit sanfter Stimm': „und doch ist Gott!
Doch war auch Gottes Rathschluß das! Wohlan!
Komm! übe, was du längst begriffen hast;
Was sicherlich zu üben schwerer nicht,
Als zu begreifen ist, wenn du nur willst.
Steh auf!„ — Ich stand! und rief zu Gott: ich will!
Willst du nur, daß ich will! — Indem stiegt Ihr
Vom Pferd', und überreichtet mir das Kind,
In Euern Mantel eingehüllt. — Was Ihr
Mir damals sagtet; was ich Euch: hab' ich
Vergessen. So viel weiß ich nur; ich nahm
Das Kind, trugs auf mein Lager, küßt' es, warf
Mich auf die Knie' und schluchzte: Gott! auf Sieben
Doch nun schon Eines wieder!

Klosterbruder.

Nathan! Nathan!

Ihr seyd ein Christ! — Bey Gott, Ihr seyd ein Christ!
Ein beßrer Christ war nie!

Nathan.

Wohl uns! Denn was
Mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir
Zum Juden! — Aber laßt uns länger nicht
Einander nur erweichen. Hier brauchts That!
Und ob mich siebenfache Liebe schon
Bald an diß einz'ge fremde Mädchen band;
Ob der Gedanke mich schon tödtet, daß
Ich meine sieben Söhn' in ihr aufs neue
Verlieren soll: — wenn sie von meinen Händen
Die Vorsicht wieder fodert, — ich gehorche!

Klosterbruder.

Nun vollends! — Eben das bedacht' ich mich
So viel, Euch anzurathen! Und so hats
Euch Euer guter Geist schon angerathen!

Nathan.

Nur muß der erste beste mir sie nicht
Entreissen wollen!

Klosterbruder.

Nein, gewiß nicht!

Nathan.

Wer

Auf sie nicht größre Rechte hat, als ich:
Muß frühere zum mindsten haben —

Klosterbruder.

Freylich!

Nathan.

Die ihm Natur und Blut ertheilen.

Klosterbruder.

So
Meyn' ich es auch!

Nathan.

Drum nennt mir nur geschwind
Den Mann, der ihr als Bruder oder Ohm,
Als Vetter oder sonst als Sipp verwandt:
Ihm will ich sie nicht vorenthalten — Sie,
Die jedes Hauses, jedes Glaubens Zierde
Zu seyn erschaffen und erzogen ward. —
Ich hoff', Ihr wißt von diesem Euern Herrn
Und dem Geschlechte dessen, mehr als ich.

Klosterbruder.

Das, guter Nathan, wohl nun schwerlich! — Denn
Ihr habt ja schon gehört, daß ich nur gar
Zu kurze Zeit bey ihm gewesen.

Nathan.

Wißt

Ihr

Ihr denn nicht wenigstens, was für Geschlechts
Die Mutter war? — War sie nicht eins Stauffinn?

Klosterbruder.

Wohl möglich! — Ja, mich dünkt.

Nathan.

Hieß nicht ihr Bruder
Conrad von Stauffen? — und war Tempelherr?

Klosterbruder.

Wenn michs nicht triegt. Doch halt! Da fällt mir ein,
Daß ich vom selgen Herrn ein Büchelchen
Noch hab'. Ich zogs ihm aus dem Busen, als
Wir ihn bey Askalon verscharrten.

Nathan.

Nun?

Klosterbruder.

Es sind Gebete drinn. Wir nennens ein
Brevier. — Das, dacht' ich, kann ein Christenmensch
Ja wohl noch brauchen. — Ich nun freylich nicht —
Ich kann nicht lesen —

Nathan.

Thut nichts! — Nur zur Sache.

Klosterbruder.

In diesem Büchelchen stehn vorn und hinten,
Wie ich mir sagen lassen, mit des Herrn

Selb-

Selbeigner Hand, die Angehörigen
Von ihm und ihr geschrieben.

Nathan.

O erwünscht!
Geht! lauft! hohlt mir das Büchelchen. Geschwind!
Ich bin bereit mit Gold es aufzuwiegen;
Und tausend Dank dazu! Eilt! lauft!

Klosterbruder.

Recht gern!
Es ist Arabisch aber, was der Herr
Hineingeschrieben.

(ab)

Nathan.

Einerley! Nur her! —
Gott! wenn ich doch das Mädchen noch behalten,
Und einen solchen Eidam mir damit
Erkaufen könnte! — Schwerlich wohl! — Nun, fall'
Es aus, wie's will! — Wer mag es aber denn
Gewesen seyn, der bey dem Patriarchen
So etwas angebracht? Das muß ich doch
Zu fragen nicht vergessen. — Wenn es gar
Von Daja käme?

Achter Auftritt.

Daja und Nathan.

Daja.

(eilig und verlegen.)

Denkt doch, Nathan!

Nathan.

Nun?

Daja.

Das arme Kind erschrack wohl recht darüber!
Da schickt . . .

Nathan.

Der Patriarch?

Daja.

Des Sultans Schwester,
Prinzessinn Sittah . . .

Nathan.

Nicht der Patriarch?

Daja.

Nein Sittah! — Hört Ihr nicht? — Prinzessinn Sittah
Schickt her, und läßt sie zu sich hohlen.

Nathan.

Wen?
Läßt Recha hohlen? — Sittah läßt sie hohlen? —
Nun;

Nun; wenn ſie Sittah hohlen läßt, und nicht
Der Patriarch —

Daja.

Wie kommt Ihr denn auf den?

Nathan.

So haſt du kürzlich nichts von ihm gehört?
Gewiß nicht? Auch ihm nichts geſteckt?

Daja.

Ich? ihm?

Nathan.

Wo ſind die Bothen?

Daja.

Vorn.

Nathan.

Ich will ſie doch
Aus Vorſicht ſelber ſprechen. Komm! — Wenn nur
Vom Patriarchen nichts dahinter iſt.

(ab)

Daja.

Und ich — ich fürchte ganz was anders noch.
Was gilts? die einzige vermeinte Tochter
So eines reichen Juden wär' auch wohl
Für einen Muſelmann nicht übel? — Huy,
Der Tempelherr iſt drum. Iſt drum: wenn ich
Den zweyten Schritt nicht auch noch wage; nicht

Auch

Auch ihr noch selbst entdecke, wer sie ist! —
Getrost! Laß mich den ersten Augenblick,
Den ich allein sie habe, dazu brauchen!
Und der wird seyn — vielleicht nun eben, wenn
Ich sie begleite. So ein erster Wink
Kann unterwegens wenigstens nicht schaden.
Ja, ja! Nur zu! Itzt oder nie! Nur zu!

(ihm nach)

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Scene: das Zimmer in Saladins Pallaste, in welches die Beutel mit Geld getragen worden, die noch zu sehen.

Saladin und bald darauf verschiedne Mameluken.

Saladin.

(im Hereintreten)

Da steht das Geld nun noch! Und niemand weiß
Den Derwisch aufzufinden, der vermuthlich
Aus Schachbret irgendwo gerathen ist,
Das ihn wohl seiner selbst vergessen macht; —
Warum nicht meiner? — Nun, Geduld! Was giebts?

Ein Mameluk.

Erwünschte Nachricht, Sultan! Freude, Sultan!..
Die Karavane von Kahira kömmt;

Ist

Iſt glücklich da! mit ſiebenjährigem
Tribut des reichen Nils.

Saladin.

Brav, Ibrahim!
Du biſt mir wahrlich ein willkommner Bothe! -
Ha! endlich einmal! endlich! — Habe Dank
Der guten Zeitung.

Der Mameluk.

(wartend)
(Nun? nur her damit!)

Saladin.

Was wart'ſt du? — Geh nur wieder.

Der Mameluk.

Dem Willkommnen
Sonſt nichts?

Saladin.

Was denn noch ſonſt?

Der Mameluk.

Dem guten Bothen
Kein Bothenbrod? — So wär ich ja der Erſte,
Den Saladin mit Worten abzulohnen,
Doch endlich lernte? — Auch ein Ruhm! — Der Erſte,
Mit dem er knickerte.

Saladin.

So nimm dir nur
Dort einen Beutel.

Der Mameluk.

Nein, nun nicht! Du kannſt
Mir ſie nun alle ſchenken wollen.

Saladin.

Trotz! —
Komm her! Da haſt du zwey. — Im Ernſt? er geht?
Thut mirs an Edelmuth zuvor? — Denn ſicher
Muß ihm es ſaurer werden, auszuſchlagen,
Als mir zu geben. — Ibrahim! — Was kömmt
Mir denn auch ein, ſo kurz vor meinem Abtritt
Auf einmal ganz ein andrer ſeyn zu wollen? —
Will Saladin als Saladin nicht ſterben? —
So mußt' er auch als Saladin nicht leben.

Ein zweyter Mameluk.

Nun, Sultan! . . .

Saladin.

Wenn du mir zu melden kömmſt . . .

Zweyter Mameluk.

Daß aus Aegypten der Transport nun da!

Saladin.

Ich weiß ſchon.

Zweyter Mameluk.

Kam ich doch zu ſpät!

Saladin.

Warum
Zu ſpät? — Da nimm für deinen guten Willen
Der Beutel einen oder zwey.

Zweyter Mameluk.

Macht drey!

Saladin.

Ja, wenn du rechnen kannſt! — So nimm ſie nur.

Zweyter Mameluk.

Es wird wohl noch ein Dritter kommen, — wenn
Er anders kommen kann.

Saladin.

Wie das?

Zweyter Mameluk.

Je nu;
Er hat auch wohl den Hals gebrochen! Denn
Sobald wir drey der Ankunft des Transports
Verſichert waren, ſprengte jeder friſch
Davon. Der Vorderſte, der ſtürzt; und ſo
Komm ich nun vor, und bleib' auch vor bis in
Die Stadt; wo aber Ibrahim, der Lecker,
Die Gaſſen beſſer kennt.

Saladin.

O der gestürzte!

Freund, der gestürzte! — Reit ihm doch entgegen.

Zweyter Mameluk.

Das werd ich ja wohl thun! — Und wenn er lebt:
So ist die Hälfte dieser Beutel sein.

(geht ab)

Saladin.

Sieh, welch ein edler Kerl auch das! —
Wer kann sich solcher Mameluken rühmen?
Und wär' mir denn zu denken nicht erlaubt,
Daß sie mein Beyspiel bilden helfen? — Fort
Mit dem Gedanken, sie zu guter letzt
Noch an ein anders zu gewöhnen! . .

Ein dritter Mameluk.

Sultan, ...

Saladin.

Bist dus, der stürzte?

Dritter Mameluk.

Nein. Ich melde nur, —
Daß Emir Mansor, der die Karavane
Geführt, vom Pferde steigt ...

Saladin.

Bring ihn! geschwind! —
Da ist er ja! —

Zweyter

Zweyter Auftritt.

Emir Manſor und Saladin.

Saladin.

Willkommen, Emir! Nun,
Wie iſts gegangen? — Manſor, Manſor, haſt
Uns lange warten laſſen!

Manſor.

Dieſer Brief
Berichtet, was dein Abulkaſſem erſt
Für Unruh in Thebais dämpfen müſſen:
Eh' wir es wagen durften abzugehen.
Den Zug darauf hab' ich beſchleuniget
So viel, wie möglich war.

Saladin.

Ich glaube dir! —
Und nimm nur, guter Manſor, nimm ſogleich —
Du thuſt es aber doch auch gern? — nimm friſche
Bedeckung nur ſo gleich. Du mußt ſogleich
Noch weiter; muſt der Gelder größern Theil
Auf Libanon zum Vater bringen.

Manſor.

Gern!
Sehr gern!

Saladin.

Und nimm dir die Bedeckung ja

Nur nicht zu schwach. Es ist um Libanon
Nicht alles mehr so sicher. Hast du nicht
Gehört? Die Tempelherrn sind wieder rege.
Sey wohl auf deiner Hut! — Komm nur! Wo hält
Der Zug? Ich will ihn sehn; und alles selbst
Betreiben. — Ihr! ich bin sodann bey Sittah.

Dritter Auftritt.

Scene: die Palmen vor Nathans Hause, wo der Tempelherr auf und nieder geht.

Ins Haus nun will ich einmal nicht. — Er wird
Sich endlich doch wohl sehen lassen! — Man
Bemerkte mich ja sonst so bald, so gern! —
Wills noch erleben, daß er sichs verbittet,
Vor seinem Hause mich so fleißig finden
Zu lassen. — Hm! — ich bin doch aber auch
Sehr ärgerlich. — Was hat mich denn nun so
Erbittert gegen ihn? — Er sagte ja:
Noch schlug' er mir nichts ab. Und Saladin
Hats über sich genommen, ihn zu stimmen. —
Wie? sollte wirklich wohl in mir der Christ
Noch tiefer nisten, als in ihm der Jude? —
Wer kennt sich recht? Wie könnt ich ihm denn sonst
Den kleinen Raub nicht gönnen wollen, den
Er sichs zu solcher Angelegenheit
Gemacht, den Christen abzujagen? — freylich;
Kein kleiner Raub, ein solch Geschöpf! — Geschöpf!

Und wessen? — Doch des Sklaven nicht, der auf
Des Lebens öden Strand den Block geflößt,
Und sich davon gemacht? Des Künstlers doch
Wohl mehr, der in dem hingeworfnen Blocke
Die göttliche Gestalt sich dachte, die
Er dargestellt? — Ach! Rechas wahrer Vater
Bleibt, Trotz dem Christen, der sie zeugte — bleibt
In Ewigkeit der Jude. — Wenn ich mir
Sie lediglich als Christendirne denke,
Sie sonder alles das mir denke, was
Allein ihr so ein Jude geben konnte: —
Sprich, Herz, — was wär' an ihr, das dir gefiel?
Nichts! Wenig! Selbst ihr Lächeln, wär' es nichts
Als sanfte schöne Zuckung ihrer Muskeln;
Wär', was sie lächeln macht, des Reitzes unwerth,
In den es sich auf ihrem Munde kleidet: —
Nein; selbst ihr Lächeln nicht! Ich hab' es ja
Wohl schöner noch an Aberwitz, an Tand,
An Höhnerey, an Schmeichler und an Buhler,
Verschwenden sehn! — Hats da mich auch bezaubert?
Hats da mir auch den Wunsch entlockt, mein Leben
In seinem Sonnenscheine zu verflattern? —
Ich wüßte nicht. Und bin auf den doch launisch
Der diesen höhern Werth allein ihr gab?
Wie das? warum? — Wenn ich den Spott verdiente,
Mit dem mich Saladin entließ! Schon schlimm
Genug, daß Saladin es glauben konnte!
Wie klein ich ihm da scheinen mußte! wie

Verächtlich! — Und das alles um ein Mädchen? —
Curd! Curd! das geht so nicht. Lenk' ein! Wenn vollends
Mir Daja nur was vorgeplaudert hätte,
Was schwerlich zu erweisen stünde? — Sieh,
Da tritt er endlich, in Gespräch vertieft,
Aus seinem Hause! — Ha! mit wem! — Mit ihm?
Mit meinem Klosterbruder? — Ha! so weiß
Er sicherlich schon alles! ist wohl gar
Dem Patriarchen schon verrathen! — Ha!
Was hab' ich Querkopf nun gestiftet! — Daß
Ein einz'ger Funken dieser Leidenschaft
Doch unsers Hirns so viel verbrennen kann! —
Geschwind entschließ dich, was nunmehr zu thun!
Ich will hier seitwärts ihrer warten; — ob
Vielleicht der Klosterbruder ihn verläßt.

Vierter Auftritt.

Nathan und der Klosterbruder.

Nathan.

(im näher kommen)

Habt nochmals, guter Bruder, vielen Dank!

Klosterbruder.

Und Ihr desgleichen!

Nathan.

Ich? von Euch? wofür?
Für meinen Eigensinn, Euch aufzudringen,

Was

Was Ihr nicht braucht? — Ja, wenn ihm Einer nur
Auch nachgegeben hätt'; Ihr mit Gewalt
Nicht wolltet reicher seyn, als ich.

Klosterbruder.

Das Buch
Gehört ja ohne dem nicht mir; gehört
Ja ohne dem der Tochter; ist ja so
Der Tochter ganzes väterliches Erbe. —
Je nu, sie hat ja Euch. — Gott gebe nur,
Daß Ihr es nie bereuen dürft, so viel
Für sie gethan zu haben!

Nathan.

Kann ich das?
Das kann ich nie. Seyd unbesorgt!

Klosterbruder.

Nu, nu!
Die Patriarchen und die Tempelherren ...

Nathan.

Vermögen mir des Bösen nie so viel
Zu thun, daß irgend was mich reuen könnte:
Geschweige, das! — Und seyd Ihr denn so ganz
Versichert, daß ein Tempelherr es ist,
Der Euern Patriarchen hetzt?

Klosterbruder.

Es kann
Beynah kein andrer seyn. Ein Tempelherr

Sprach kurz vorher mit ihm; und was ich hörte,
Das klang darnach.

Nathan.

Es iſt doch aber nur
Ein einziger itzt in Jeruſalem.
Und dieſen kenn' ich. Dieſer iſt mein Freund.
Ein junger, edler, offner Mann!

Kloſterbruder.

Ganz recht;
Der nehmliche! — Doch was man iſt, und was
Man ſeyn muß in der Welt, das paßt ja wohl
Nicht immer.

Nathan.

Leider nicht. — So thue, wers
Auch immer iſt, ſein Schlimſtes oder Beſtes!
Mit Euerm Buche, Bruder, trotz' ich allen;
Und gehe graden Wegs damit zum Sultan.

Kloſterbruder.

Viel Glücks! Ich will Euch denn nur hier verlaſſen.

Nathan.

Und habt ſie nicht einmal geſehn? — Kommt ja
Doch bald, doch fleißig wieder. — Wenn nur heut
Der Patriarch noch nichts erfährt! — Doch was?
Sagt ihm auch heute, was Ihr wollt.

Kloſter-

Klosterbruder.

Ich nicht.

Lebt wohl!

(geht ab.)

Nathan.

Vergeßt uns ja nicht, Bruder! — Gott!
Daß ich nicht gleich hier unter freyem Himmel
Auf meine Kniee sinken kann! Wie sich
Der Knoten, der so oft mir bange machte,
Nun von sich selber löset! — Gott! wie leicht
Mir wird, daß ich nun weiter auf der Welt
Nichts zu verbergen habe! daß ich vor
Den Menschen nun so frey kann wandeln, als
Vor dir, der du allein den Menschen nicht
Nach seinen Thaten brauchst zu richten, die
So selten seine Thaten sind, o Gott! —

Fünfter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr, der von der Seite auf ihn zu kömmt.

Tempelherr.

He! wartet, Nathan; nehmt mich mit!

Nathan.

Wer ruft? —

Sind

Seyd Ihr es, Ritter? Wo geweſen, daß
Ihr bey dem Sultan Euch nicht treffen laſſen?

Tempelherr.

Wir ſind einander fehl gegangen. Nehmts
Nicht übel!

Nathan.

Ich nicht; aber Saladin ...

Tempelherr.

Ihr wart nur eben fort ..

Nathan.

Und ſpracht ihn doch?
Nun, ſo iſts gut.

Tempelherr.

Er will uns aber beyde
Zuſammen ſprechen.

Nathan.

Deſto beſſer. Kommt
Nur mit. Mein Gang ſtand ohnehin zu ihm. —

Tempelherr.

Ich darf ja doch wohl fragen, Nathan, wer
Euch da verließ?

Nathan.

Ihr kennt ihn doch wohl nicht?

Tempelherr.

Wars nicht die gute Haut, der Layenbruder,
Deß ſich der Patriarch ſo gern zum Stöber
Bedient?

Nathan.

Kann ſeyn! Beym Patriarchen iſt
Er allerdings.

Tempelherr.

Der Pfiff iſt gar nicht übel:
Die Einfalt vor der Schurkerey voraus
Zu ſchicken.

Nathan.

Ja, die dumme; — nicht die fromme.

Tempelherr.

An fromme glaubt kein Patriarch.

Nathan.

Für den
Nun ſteh ich. Der wird ſeinem Patriarchen
Nichts ungebührliches vollziehen helffen.

Tempelherr.

So ſtellt er wenigſtens ſich an. — Doch hat
Er Euch von mir denn nichts geſagt?

Nathan.

Von Euch?

Von

Von Euch nun namentlich wohl nichts. — Er weiß
Ja wohl auch schwerlich Euern Namen?

Tempelherr.

Schwerlich.

Nathan.

Von einem Tempelherren freylich hat
Er mir gesagt . . .

Tempelherr.

Und was?

Nathan.

Womit er Euch
Doch ein für allemal nicht meynen kann!

Tempelherr.

Wer weiß? Laßt doch nur hören.

Nathan.

Daß mich Einer
Bey seinem Patriarchen angeklagt . . .

Tempelherr.

Euch angeklagt? — Das ist, mit seiner Gunst —
Erlogen. — Hört mich, Nathan! — Ich bin nicht
Der Mensch, der irgend etwas abzuleugnen
Im Stande wäre. Was ich that, das that ich!
Doch bin ich auch nicht der, der alles, was
Er that, als wohl gethan vertheid'gen möchte.

Was ſollt' ich eines Fehls mich ſchämen? Hab'
Ich nicht den feſten Vorſatz ihn zu beſſern?
Und weiß ich etwa nicht, wie weit mit dem
Es Menſchen bringen können? — Hört mich, Nathan! —
Ich bin des Layenbruders Tempelherr,
Der Euch verklagt ſoll haben, allerdings. —
Ihr wißt ja, was mich wurmiſch machte! was
Mein Blut in allen Adern ſieden machte!
Ich Gauch! — ich kam, ſo ganz mit Leib und Seele
Mich in die Armen Euch zu werfen. Wie
Ihr mich empfingt — wie kalt — wie lau — Denn lau
Iſt ſchlimmer noch als kalt; wie abgemeſſen
Mir auszubeugen Ihr befliſſen wart;
Mit welchen aus der Luft gegriffnen Fragen
Ihr Antwort mir zu geben ſcheinen wolltet:
Das darf ich kaum mir itzt noch denken, wenn
Ich ſoll gelaſſen bleiben. — Hört mich, Nathan! —
In dieſer Gärung ſchlich mir Daja nach,
Und warf mir ihr Geheimniß an den Kopf,
Das mir den Aufſchluß Euers räthſelhaften
Betragens zu enthalten ſchien.

Nathan.

Wie das?

Tempelherr.

Hört mich nur aus! — Ich bildete mir ein,
Ihr wolltet, was Ihr einmal nun den Chriſten

So

So abgejagt, an einen Chriſten wieder
Nicht gern verlieren. Und ſo fiel mir ein,
Euch kurz und gut das Meſſer an die Kehle
Zu ſetzen.

Nathan.

Kurz und gut? und gut? — Wo ſteckt
Das Gute?

Tempelherr.

Hört mich, Nathan! — Allerdings:
Ich that nicht recht! — Ihr ſeyd wohl gar nicht ſchuldig. —
Die Närrinn Daja weiß nicht was ſie ſpricht —
Iſt Euch gehäſſig — Sucht Euch nur damit
In einen böſen Handel zu verwickeln —
Kann ſeyn! kann ſeyn! — Ich bin ein junger Laffe,
Der immer nur an beyden Enden ſchwärmt;
Bald viel zu viel, bald viel zu wenig thut —
Auch das kann ſeyn! Verzeiht mir, Nathan.

Nathan.

Wenn
Ihr ſo mich freylich faſſet —

Tempelherr.

Kurz, ich ging
Zum Patriarchen! — hab' Euch aber nicht
Genannt. Das iſt erlogen, wie geſagt!
Ich hab ihm blos den Fall ganz allgemein
Erzählt, um ſeine Meynung zu vernehmen. —

Auch

Auch das hätt' unterbleiben können: ja doch! —
Denn kannt' ich nicht den Patriarchen schon
Als einen Schurken? Konnt' ich Euch nicht selber
Nur gleich zur Rede stellen? — Mußt ich der
Gefahr, so einen Vater zu verlieren,
Das arme Mädchen opfern? — Nun, was thuts?
Die Schurkerey des Patriarchen, die
So ähnlich immer sich erhält, hat mich
Des nächsten Weges wieder zu mir selbst
Gebracht. — Denn hört mich, Nathan; hört mich aus! —
Gesetzt; er wüßt' auch Euern Namen: was
Nun mehr, was mehr? — Er kann Euch ja das Mädchen
Nur nehmen, wenn sie niemands ist, als Euer.
Er kann sie doch aus Euerm Hause nur
Ins Kloster schleppen. — Also — gebt sie mir!
Gebt sie nur mir; und laßt ihn kommen. Ha!
Er sells wohl bleiben lassen, mir mein Weib
Zu nehmen. — Gebt sie mir; geschwind! — Sie sey
Nun Eure Tochter, oder sey es nicht!
Sey Christinn, oder Jüdinn, oder keines!
Gleich viel! gleich viel! Ich werd' Euch weder itzt
Noch jemals sonst in meinem ganzen Leben
Darum befragen. Sey, wie's sey!

Nathan.

Ihr wähnt

Wohl gar, daß mir die Wahrheit zu verbergen
Sehr nöthig?

Tempelherr.

Sey, wie's ſey!

Nathan.

Ich hab' es ja
Euch — oder wem es ſonſt zu wiſſen ziemt —
Noch nicht geleugnet, daß ſie eine Chriſtinn,
Und nichts als meine Pflegetochter iſt. —
Warum ichs aber ihr noch nicht entdeckt? —
Darüber brauch' ich nur bey ihr mich zu
Entſchuldigen.

Tempelherr.

Das ſollt Ihr auch bey ihr
Nicht brauchen. — Gönnts ihr doch, daß ſie Euch nie
Mit andern Augen darf betrachten! Spart
Ihr die Entdeckung doch! — Noch habt Ihr ja,
Ihr ganz allein, mit ihr zu ſchalten. Gebt
Sie mir! Ich bitt' euch, Nathan; gebt ſie mir!
Ich bins allein, der ſie zum zweytenmale
Euch retten kann — und will.

Nathan.

Ja — konnte! konnte!
Nun auch nicht mehr. Es iſt damit zu ſpät.

Tempelherr.

Wie ſo? zu ſpät?

Nathan.

Dank ſey dem Patriarchen . . .

Tempelherr.

Dem Patriarchen? Dank? ihm Dank? wofür?
Dank hätte der bey uns verdienen wollen?
Wofür? wofür?

Nathan.

Daß wir nun wiſſen, wem
Sie anverwandt: nun wiſſen, weſſen Händen
Sie ſicher ausgeliefert werden kann.

Tempelherr.

Das dank' ihm — wer für mehr ihm danken wird!

Nathan.

Aus dieſen müßt Ihr ſie nun auch erhalten;
Und nicht aus meinen.

Tempelherr.

Arme Recha! Was
Dir alles zuſtößt, arme Recha! Was
Ein Glück für andre Waiſen wäre, wird
Dein Unglück! — Nathan! — Und wo ſind ſie, dieſe
Verwandte?

Nathan.

Wo sie sind?

Tempelherr.

Und wer sie sind?

Nathan.

Besonders hat ein Bruder sich gefunden,
Bey dem Ihr um sie werben müßt.

Tempelherr.

Ein Bruder?
Was ist er, dieser Bruder? Ein Soldat?
Ein Geistlicher? — Laßt hören, was ich mir
Versprechen darf.

Nathan.

Ich glaube, daß er keines
Von beyden — oder beydes ist. Ich kenn'
Ihn noch nicht recht.

Tempelherr.

Und sonst?

Nathan.

Ein braver Mann!
Bey dem sich Recha gar nicht übel wird
Befinden.

Tempelherr.

Doch ein Christ! — Ich weiß zu Zeiten
Auch

Auch gar nicht, was ich von Euch denken soll: —
Nehmt mirs nicht ungut, Nathan. — Wird sie nicht
Die Christinn spielen müssen, unter Christen?
Und wird sie, was sie lange gnug gespielt,
Nicht endlich werden? Wird den lautern Weizen,
Den Ihr gesä't, das Unkraut endlich nicht
Ersticken? — Und das kümmert Euch so wenig?
Dem ungeachtet könnt Ihr sagen — Ihr? —
Daß sie bey ihrem Bruder sich nicht übel
Befinden werde?

Nathan.

Denk' ich! hoff' ich! — Wenn
Ihr ja bey ihm was mangeln sollte, hat
Sie Euch und mich denn nicht noch immer?

Tempelherr.

Oh!
Was wird bey ihm ihr mangeln können! Wird
Das Brüderchen mit Essen und mit Kleidung,
Mit Naschwerk und mit Putz, das Schwesterchen
Nicht reichlich gnug versorgen? Und was braucht
Ein Schwesterchen denn mehr? — Ey freylich: auch
Noch einen Mann! — Nun, nun; auch den, auch den
Wird ihr das Brüderchen zu seiner Zeit
Schon schaffen; wie er immer nur zu finden!
Der Christlichste der Beste! — Nathan, Nathan!

Was hattet Ihr für einen Engel da gebildet,
Den Euch nun andre so verhunzen werden!

Nathan.

Hat keine Noth! Er wird sich unsrer Liebe
Noch immer werth genug behaupten.

Tempelherr.

Sagt
Das nicht! Von meiner Liebe sagt das nicht!
Denn die läßt nichts sich unterschlagen: nichts.
Es sey auch noch so klein! Auch keinen Namen! —
Doch halt! — Argwohnt sie wohl bereits, was mit
Ihr vorgeht?

Nathan.

Möglich; ob ich schon nicht wüßte,
Woher?

Tempelherr.

Auch eben viel; Sie soll — sie muß
In beyden Fällen, was ihr Schicksal droht,
Von mir zuerst erfahren. Mein Gedanke,
Sie eher wieder nicht zu sehn, zu sprechen,
Als bis ich sie die Meine nennen dürfe,
Fällt weg. Ich eile . . .

Nathan.

Bleibt! wohin?

Tempel-

Tempelherr.

Zu ihr!
Zu sehn, ob diese Mädchenseele Manns genug
Wohl ist, den einzigen Entschluß zu fassen
Der ihrer würdig wäre!

Nathan.

Welchen?

Tempelherr.

Den:
Nach Euch und ihrem Bruder weiter nicht
Zu fragen —

Nathan.

Und?

Tempelherr.

Und mir zu folgen; — wenn
Sie drüber eines Muselmannes Frau
Auch werden müßte.

Nathan.

Bleibt! Ihr trefft sie nicht.
Sie ist bey Sittah, bey des Sultans Schwester.

Tempelherr.

Seit wenn? warum?

Nathan.

Und wollt Ihr da bey Ihnen
Zugleich den Bruder finden: kommt nur mit.

Tempelherr.

Den Bruder? welchen? Sittah's oder Recha's?

Nathan.

Leicht beyde. Kommt nur mit! Ich bitt' Euch, kommt!
(Er führt ihn fort.)

Sechster Auftritt.

Scene: in Sittah's Harem.

Sittah und Recha in Unterhaltung begriffen.

Sittah.

Was freu ich mich nicht deiner, süsses Mädchen! —
Sey so beklemmt nur nicht! so angst! so schüchtern! —
Sey munter! sey gesprächiger! vertrauter!

Recha.

Prinzessinn, . . .

Sittah.

Nicht doch! nicht Prinzessinn! Nenn
Mich Sittah, — deine Freundinn, — deine Schwester.
Nenn mich dein Mütterchen! — Ich könnte das
Ja schier auch seyn. — So jung! so klug! so fromm!
Was du nicht alles weißt! nicht alles mußt
Gelesen haben!

Recha.

Recha.

Ich geleſen? — Sittah,
Du ſpotteſt deiner kleinen albern Schweſter.
Ich kann kaum leſen.

Sittah.

Kannſt kaum, Lügnerinn!

Recha.

Ein wenig meines Vaters Hand! — Ich meynte,
Du ſprächſt von Büchern

Sittah.

Allerdings!

Recha.

Nun, Bücher wird mir wahrlich ſchwer zu leſen! —

Sittah.

Im Ernſt?

Recha.

Im ganzem Ernſt. Mein Vater liebt
Die kalte Buchgelehrſamkeit, die ſich
Mit todten Zeichen ins Gehirn nur drückt,
Zu wenig.

Sittah.

Ey, was ſagſt du! — Hat indeß
Wohl nicht ſehr Unrecht! — Und ſo manches, was
Du weißt . . ?

Recha.

Weiß ich allein aus seinem Munde.
Und könnte bey dem Meisten dir noch sagen,
Wie? wo? warum? er michs gelehrt.

Sittah.

So hängt
Sich freylich alles besser an. So lernt
Mit eins die ganze Seele.

Recha.

Sicher hat
Auch Sittah wenig oder nichts gelesen!

Sittah.

Wie so? — Ich bin nicht stolz aufs Gegentheil. —
Allein wie so? Dein Grund! Sprich dreist. Dein Grund?

Recha.

Sie ist so schlecht und recht; so unverkünstelt;
So ganz sich selbst nur ähnlich . . .

Sittah.

Nun?

Recha.

Das sollen
Die Bücher uns nur selten lassen: sagt
Mein Vater.

Sittah.

Sächs. Landes Bibl.

Sittah.

O was ist dein Vater für
Ein Mann!

Recha.

Nicht wahr?

Sittah.

Wie nah er immer doch
Zum Ziele trift!

Recha.

Nicht wahr? — Und diesen Vater —

Sittah.

Was ist dir, Liebe?

Recha.

Diesen Vater —

Sittah.

Gott!
Du weinst?

Recha.

Und diesen Vater — Ah! es muß
Heraus! Mein Herz will Luft, will Luft . . .
(wirft sich, von Thränen überwältiget, zu ihren Füssen.)

Sittah.

Kind, was
Geschieht dir? Recha?

Recha.

Recha.

Diesen Vater soll —

Soll ich verlieren!

Sittah.

Du? verlieren? ihn?

Wie das? — Sey ruhig! — Nimmermehr! — Steh auf!

Recha.

Du sollst vergebens dich zu meiner Freundinn,
Zu meiner Schwester nicht erbothen haben!

Sittah.

Ich bins ja! bins! — Steh doch nur auf! Ich muß
Sonst Hülfe rufen.

Recha.

(die sich ermannt, und aufsteht)

Ah! verzeih! vergieb! —
Mein Schmerz hat mich vergessen machen, wer
Du bist. Vor Sittah gilt kein Winseln, kein
Verzweifeln. Kalte, ruhige Vernunft
Will alles über sie allein vermögen.
Weß Sache diese bey ihr führt, der siegt!

Sittah.

Nun dann?

Recha.

Nein; meine Freundinn, meine Schwester

Giebt

Giebt das nicht zu! Giebt nimmer zu, daß mir
Ein andrer Vater aufgedrungen werde!

Sittah.

Ein andrer Vater? aufgedrungen? dir?
Wer kann das? kann das auch nur wollen, Liebe?

Recha.

Wer? Meine gute böse Daja kann
Das wollen, — will das können. — Ja; du kennst
Wohl diese gute böse Daja nicht?
Nun, Gott vergeb' es ihr! — belohn' es ihr!
Sie hat mir so viel Gutes, — so viel Böses
Erwiesen!

Sittah.

Böses dir? — So muß sie Gutes
Doch wahrlich wenig haben.

Recha.

Doch! recht viel,
Recht viel!

Sittah.

Wer ist sie?

Recha.

Eine Christinn, die
In meiner Kindheit mich gepflegt; mich so
Gepflegt! — Du glaubst nicht! — Die mir eine Mutter
So wenig missen lassen! — Gott vergelt'

Es ihr! — Die aber mich auch so geängstet!
Mich so gequält!

Sittah.

Und über was? warum?

Wie?

Recha.

Ach! die arme Frau, — ich sag' dirs ja —
Ist eine Christinn; — muß aus Liebe quälen; —
Ist eine von den Schwärmerinnen, die
Den allgemeinen, einzig wahren Weg
Nach Gott, zu wissen wähnen!

Sittah.

Nun versteh' ich!

Recha.

Und sich gedrungen fühlen, einen jeden,
Der dieses Wegs verfehlt, darauf zu lenken. —
Kaum können sie auch anders. Denn ists wahr,
Daß dieser Weg allein nur richtig führt:
Wie sollen sie gelassen ihre Freunde
Auf einem andern wandeln sehn, — der ins
Verderben stürzt, ins ewige Verderben?
Es müßte möglich seyn, denselben Menschen
Zur selben Zeit zu lieben und zu hassen. —
Auch ists das nicht, was endlich laute Klagen
Mich über sie zu führen zwingt. Ihr Seufzen,

Ihr Warnen, ihr Gebet, ihr Drohen hätt'
Ich gern noch länger ausgehalten; gern!
Es brachte mich doch immer auf Gedanken,
Die gut und nützlich. Und wem schmeichelts doch
Im Grunde nicht, sich gar so werth und theuer,
Von wems auch sey, gehalten fühlen, daß
Er den Gedanken nicht ertragen kann,
Er müß' einmal auf ewig uns entbehren!

Sittah.

Sehr wahr!

Recha.

Allein — allein — das geht zu weit!
Dem kann ich nichts entgegensetzen; nicht
Geduld, nicht Ueberlegung; nichts!

Sittah.

Was? wem?

Recha.

Was sie mir eben itzt entdeckt will haben.

Sittah.

Entdeckt? und eben itzt?

Recha.

Nur eben itzt!
Wir nahten, auf dem Weg' hierher, uns einem
Verfallnen Christentempel. Plötzlich stand

Sie

Sie still; schien mit sich selbst zu kämpfen; blickte
Mit nassen Augen bald gen Himmel, bald
Auf mich. Komm, sprach sie endlich, laß uns hier
Durch diesen Tempel in die Nichte gehn!
Sie geht; ich folg' ihr, und mein Auge schweift
Mit Graus die wankenden Ruinen durch.
Nun steht sie wieder; und ich sehe mich
An den versunknen Stuffen eines morschen
Altars mit ihr. Wie ward mir? als sie da
Mit heissen Thränen, mit gerungnen Händen,
Zu meinen Füssen stürzte . . .

Sittah.

Gutes Kind!

Recha.

Und bey der Göttlichen, die da wohl sonst
So manch Gebet erhört, so manches Wunder
Verrichtet habe, mich beschwor; — mit Blicken
Des wahren Mitleids mich beschwor, mich meiner
Doch zu erbarmen! — Wenigstens, ihr zu
Vergeben, wenn sie mir entdecken müsse,
Was ihre Kirch' auf mich für Anspruch habe.

Sittah.

(Unglückliche! — Es ahndte mir!)

Recha.

Ich sey

Aus christlichem Geblüte: sey getauft;
Sey Nathans Tochter nicht; er nicht mein Vater! —
Gott! Gott! Er nicht mein Vater! — Sittah! Sittah!
Sieh mich aufs neu' zu deinen Füssen . . .

Sittah.

Recha!
Nicht doch! steh auf! — Mein Bruder kömmt! steh auf!

Siebender Auftritt.

Saladin und die Vorigen.

Saladin.

Was giebts hier, Sittah?

Sittah.

Sie ist von sich! Gott!

Saladin.

Wer ists?

Sittah.

Du weist ja . . .

Saladin.

Unsers Nathans Tochter?
Was fehlt ihr?

Sittah.

Komm doch zu dir, Kind! — Der Sultan . . .

Recha.

(die sich auf den Knieen zu Saladins Füssen schleppt, den Kopf zur Erden gesenkt.)

Ich steh nicht auf! nicht eher auf! — mag eher
Des Sultans Antlitz nicht erblicken! — eher
Den Abglanz ewiger Gerechtigkeit
Und Güte nicht in seinen Augen, nicht
Auf seiner Stirn bewundern . . .

Saladin.

Steh... steh auf!

Recha.

Eh er mir nicht verspricht . . .

Saladin.

Komm! ich verspreche . . .
Sey was es will!

Recha.

Nicht mehr, nicht weniger,
Als meinen Vater mir zu lassen; und
Mich ihm! — Noch weiß ich nicht, wer sonst mein Vater
Zu seyn verlangt; — verlangen kann. Will's auch
Nicht wissen. Aber macht denn nur das Blut
Den Vater? nur das Blut?

Saladin.

(der sie aufhebt)

Ich merke wohl! —

Wer

Wer war ſo grauſam denn, dir ſelbſt — dir ſelbſt
Dergleichen in den Kopf zu ſetzen? Iſt
Es denn ſchon völlig ausgemacht? erwieſen?

Recha.

Muß wohl! Denn Daja will von meiner Amme
Es haben.

Saladin.

Deiner Amme!

Recha.

Die es ſterbend
Ihr zu vertrauen ſich verbunden fühlte.

Saladin.

Gar ſterbend! — Nicht auch faſelnd ſchon? — Und wärs
Auch wahr! — Ja wohl: das Blut, das Blut allein
Macht lange noch den Vater nicht! macht kaum
Den Vater eines Thieres! giebt zum höchſten
Das erſte Recht, ſich dieſen Namen zu
Erwerben! — Laß dir doch nicht bange ſeyn! —
Und weißt du was? Sobald der Väter zwey
Sich um dich ſtreiten: — laß ſie beyde; nimm
Den dritten! — Nimm dann mich zu deinem Vater!

Sittah.

O thu's! o thu's!

Saladin.

Ich will ein guter Vater,

Recht guter Vater seyn! — Doch halt! mir fällt
Noch viel was Bessers bey. — Was brauchst du denn
Der Väter überhaupt? Wenn sie nun sterben?
Bey Zeiten sich nach einem umgesehn,
Der mit uns um die Wette leben will!
Kennst du noch keinen? . . .

Sittah.

Mach sie nicht erröthen!

Saladin.

Das hab' ich allerdings mir vorgesetzt.
Erröthen macht die Häßlichen so schön:
Und sollte Schöne nicht noch schöner machen? —
Ich habe deinen Vater Nathan; und
Noch einen — einen noch hierher bestellt.
Erräthst du ihn? — Hierher! Du wirst mir doch
Erlauben, Sittah?

Sittah.

Bruder!

Saladin.

Daß du ja
Vor ihm recht sehr errötheſt, liebes Mädchen!

Recha.

Vor wem? erröthen? . . . .

Saladin.

Kleine Heuchlerinn!
Nun so erblasse lieber! — Wie du willst
Und kannst! —

(Eine Sklavinn tritt herein, und nahet sich Sittah.)

Sie sind doch etwa nicht schon da?

Sittah.

(zur Sklavinn.)

Gut! laß sie nur herein. — Sie sind es Bruder!

Letzter Auftritt.

Nathan und der Tempelherr zu den Vorigen.

Saladin.

Ah, meine guten lieben Freunde! — Dich,
Dich, Nathan, muß ich nur vor allen Dingen
Bedeuten, daß du nun, sobald du willst,
Dein Geld kannst wiederhohlen lassen! . . .

Nathan.

Sultan! . .

Saladin.

Nun steh ich auch zu deinen Diensten . . .

Nathan.

Sultan! . .

Saladin.

Die Karavan' ist da! Ich bin so reich
Nun wieder, als ich lange nicht gewesen. —
Komm, saa' mir, was du brauchst, so recht was Grosses
Zu unternehmen! Denn auch ihr, auch ihr,
Ihr Handelsleute, könnt des baaren Geldes
Zu viel nie haben!

Nathan.

Und warum zuerst
Von dieser Kleinigkeit? — Ich sehe dort
Ein Aug' in Thränen, das zu trocknen, mir
Weit angelegner ist.

(geht auf Recha zu)

Du hast geweint?
Was fehlt dir? — bist doch meine Tochter noch?

Recha.

Mein Vater! . .

Nathan.

Wir verstehen uns. Genug! —
Sey heiter! Sey gefaßt! Wenn sonst dein Herz
Nur dein noch ist! Wenn deinem Herzen sonst
Nur kein Verlust nicht droht! — Dein Vater ist
Dir unverloren!

Recha.

Recha.

Keiner, keiner sonst!

Tempelherr.

Sonst keiner? — Nun! so hab' ich mich betrogen.
Was man nicht zu verlieren fürchtet, hat
Man zu besitzen nie gealaubt, und nie
Gewünscht. — Recht wohl! recht wohl! — Das ändert, Nathan,
Das ändert alles! — Saladin, wir kamen
Auf dein Geheiß. Allein, ich hatte dich
Verleitet: izt bemüh dich nur nicht weiter!

Saladin.

Wie gach nun wieder, junger Mann! — Soll alles
Dir denn entgegen kommen? alles dich
Errathen?

Tempelherr.

Nun du hörst ja! siehst ja, Sultan!

Saladin.

Ey wahrlich! — Schlimm genug, daß deiner Sache
Du nicht gewisser warst!

Tempelherr.

So bin ichs nun.

Saladin.

Wer so auf irgend eine Wohlthat trotzt,
Nimmt sie zurück. Was du gerettet, ist
Deswegen nicht dein Eigenthum. Sonst wär'
Der Räuber, den sein Geitz ins Feuer jagt,
So gut ein Held, wie du!

(auf Recha zugehend, um sie dem Tempelherrn zuzuführen)

Komm, liebes Mädchen,
Komm! Nimms mit ihm nicht so genau. Denn wär'
Er anders; wär' er minder warm und stolz:
Er hätt' es bleiben lassen, dich zu retten.
Du mußt ihm eins fürs andre rechnen. — Komm!
Beschäm ihn! thu, was ihm zu thun geziemte!
Bekenn' ihm deine Liebe! trage dich ihm an!
Und wenn er dich verschmäht; dirs je vergißt,
Wie ungleich mehr in diesem Schritte du
Für ihn gethan, als er für dich ... Was hat
Er denn für dich gethan? Ein wenig sich
Beräuchern lassen! ist was rechts! — so hat
Er meines Bruders, meines Assad, nichts!
So trägt er seine Larve, nicht sein Herz.
Komm, Liebe ...

Sittah.

Geh! geh, Liebe, geh! Es ist

Für

Für deine Dankbarkeit noch immer wenig;
Noch immer nichts.

Nathan.

Halt Saladin! halt Sittah!

Saladin.

Auch du?

Nathan.

Hier hat noch einer mit zu sprechen . . .

Saladin.

Wer leugnet das? — Unstreitig, Nathan, kömmt
So einem Pflegevater eine Stimme
Mit zu! Die erste, wenn du willst. — Du hörst,
Ich weiß der Sache ganze Lage.

Nathan.

Nicht so ganz! —
Ich rede nicht von mir. Es ist ein andrer;
Weit, weit ein andrer, den ich, Saladin,
Doch auch vorher zu hören bitte.

Saladin.

Wer?

Nathan.

Ihr Bruder!

Saladin.

Recha's Bruder?

Nathan.

Ja!

Recha.

Mein Bruder?

So hab ich einen Bruder?

Tempelherr.

(aus seiner wilden, stummen Zerstreuung auffahrend.)

Wo? wo ist

Er dieser Bruder? Noch nicht hier? Ich soll'

Ihn hier ja treffen.

Nathan.

Nur Geduld!

Tempelherr.

(äusserst bitter)

Er hat

Ihr einen Vater aufgebunden: — wird

Er keinen Bruder für sie finden?

Saladin.

Das

Hat noch gefehlt! Christ! ein so niedriger

Ver-

Verdacht wär über Aſſads Lippen nicht
Gekommen. — Gut! fahr nur ſo fort!

Nathan.

Verzeih
Ihm! — Ich verzeih ihm gern. — Wer weiß, was wir
An ſeiner Stell', in ſeinem Alter dächten!

(freundſchaftlich auf ihn zugehend)

Natürlich, Ritter! — Argwohn folgt auf Mißtraun! —
Wenn Ihr mich Euers wahren Namens gleich
Gewürdigt hättet . . .

Tempelherr.

Wie?

Nathan.

Ihr ſeyd kein Stauffen!

Tempelherr.

Wer bin ich denn?

Nathan.

Heißt Curd von Stauffen nicht!

Tempelherr.

Wie heiß ich denn?

Nathan.

Heißt Leu von Filnek.

Tempel-

Tempelherr.

Wie?

Nathan.

Ihr stutzt?

Tempelherr.

Mit Recht! Wer sagt das?

Nathan.

Ich; der mehr,
Noch mehr Euch sagen kann. Ich straf' indeß
Euch keiner Lüge.

Tempelherr.

Nicht?

Nathan.

Kann doch wohl seyn,
Daß jener Nam' Euch ebenfalls gebührt.

Tempelherr.

Das sollt ich meynen! — (Das hieß Gott ihn sprechen!)

Nathan.

Denn Eure Mutter — die war eine Stauffinn.
Ihr Bruder, Euer Ohm, der Euch erzogen,
Dem Eure Aeltern Euch in Deutschland liessen,
Als, von dem rauhen Himmel dort vertrieben,

Sie

Sie wieder hier zu Lande kamen: — Der
Hieß Curd von Stauffen; mag an Kindesstatt
Vielleicht Euch angenommen haben! — Seyd
Ihr lange schon mit ihm nun auch herüber
Gekommen? Und er lebt doch noch?

Tempelherr.

Was soll
Ich sagen? — Nathan! — Allerdings! So ists!
Er selbst ist todt. Ich kam erst mit der letzten
Verstärkung unsers Ordens. — Aber, aber —
Was hat mit diesem allen Recha's Bruder
Zu schaffen?

Nathan.

Euer Vater . . .

Tempelherr.

Wie? auch den
Habt Ihr gekannt? Auch den?

Nathan.

Er war mein Freund.

Tempelherr.

War Euer Freund? Ists möglich, Nathan! . .

Nathan.

Nannte
Sich Wolf von Filneck; aber war kein Deutscher . . .

Tempelherr.

Ihr wißt auch das?

Nathan.

War einer Deutschen nur
Vermählt; war Eurer Mutter nur nach Deutschland
Auf kurze Zeit gefolgt . . .

Tempelherr.

Nicht mehr! Ich bitt'
Euch! — Aber Recha's Bruder? Recha's Bruder . . .

Nathan.

Seyd Ihr!

Tempelherr.

Ich? ich ihr Bruder?

Recha.

Er mein Bruder?

Sittah.

Geschwister!

Saladin.

Die Geſchwiſter!

Recha.

(will auf ihn zu)

Ah! mein Bruder!

Tempelherr.

(tritt zurück.)

Ihr Bruder!

Recha.

(hält an, und wendet ſich zu Nathan)

Kann nicht ſeyn! nicht ſeyn! — Sein Herz
Weiß nichts davon! — Wir ſind Betrieger! Gott!

Saladin.

(zum Tempelherrn)

Betrieger? wie? Das denkſt du? kannſt du denken?
Betrieger ſelbſt! Denn alles iſt an dir erlogen.
Geſicht und Stimm und Gang! Nichts dein! nichts dein!
So eine Schweſter nicht erkennen wollen! Geh!

Tempelherr.

(ſich demüthig ihm nahend.)

Mißdeut' auch du nicht mein Erſtaunen, Sultan!
Verkenn' in einem Augenblick', in dem
Du ſchwerlich deinen Aſſad je geſehen,

Nicht ihm und mich!

(auf Nathan zu eilend)

Ihr nehmt und gebt mir, Nathan!
Mit vollen Händen beydes! — Nein! Ihr gebt
Mir mehr, als Ihr mir nehmt! unendlich mehr!

(Recha um den Hals fallend)

Ah meine Schweſter! meine Schweſter!

Nathan.

Blanda
Von Filneck!

Tempelherr.

Blanda? Blanda? — Recha nicht?
Nicht Eure Recha mehr? — Gott! Ihr verſtoßt
Sie! gebt ihr ihren Chriſtennamen wieder!
Verſtoßt ſie meinetwegen! — Nathan! Nathan!
Warum es ſie entgelten laſſen? ſie!

Nathan.

Und was? — O meine Kinder! meine Kinder! —
Denn meiner Tochter Bruder wär mein Kind
Nicht auch, — ſobald er will?

(Indem er ſich ihren Umarmungen überläßt, tritt Saladin mit unruhigem Erſtaunen zu ſeiner Schweſter.)

Saladin.

Was ſagſt du, Schweſter?

Sittah.

Sittah.

Ich bin gerührt . . .

Saladin.

Und ich, — ich ſchaudere
Vor einer größern Rührung faſt zurück!
Bereite dich nur drauf, ſo gut du kannſt.

Sittah.

Wie?

Saladin.

Nathan, auf ein Wort! ein Wort! —

(Indem Nathan zu ihm tritt, tritt Sittah zu dem Geſchwiſter, ihm ſeine Theilnehmung zu bezeigen; und Nathan und Saladin ſprechen leiſer.)

Hör! hör doch, Nathan! Sagteſt du vorhin
Nicht — ?

Nathan.

Was?

Saladin.

Aus Deutſchland ſey ihr Vater nicht
Geweſen; ein gebohrner Deutſcher nicht.
Was war er denn? wo war er ſonſt denn her?

Nathan.

Das hat er ſelbſt mir nie vertrauen wollen.
Aus ſeinem Munde weiß ich nichts davon.

Saladin.

Und war auch sonst kein Frank? kein Abendländer?

Nathan.

O! daß er der nicht sey, gestand er wohl. —
Er sprach am liebsten Persisch . . .

Saladin.

Persisch? Persisch?
Was will ich mehr? — Er ists! Er war es!

Nathan.

Wer?

Saladin.

Mein Bruder! ganz gewiß! Mein Assad! ganz
Gewiß!

Nathan.

Nun, wenn du selbst darauf verfällst: —
Nimm die Versichrung hier in diesem Buche!
(ihm das Brevier überreichend.)

Saladin.

(es begierig aufschlagend)
Ah! seine Hand! Auch die erkenn' ich wieder!

Nathan.

Noch wissen sie von nichts! Noch stehts bey dir
Allein, was sie davon erfahren sollen!

Saladin.

Saladin.

(indeß er darinn geblättert.)

Ich meines Bruders Kinder nicht erkennen?
Ich meine Neffen — meine Kinder nicht?
Sie nicht erkennen? ich? Sie dir wohl laſſen?

(wieder laut.)

Sie ſinds! ſie ſind es, Sittah, ſind! Sie ſinds!
Sind beyde meines . . . deines Bruders Kinder!

(er rennt in ihre Umarmungen.)

Sittah.

(ihm folgend.)

Was hör ich! — Konnts auch anders, anders ſeyn! —

Saladin.

(zum Tempelherrn.)

Nun mußt du doch wohl, Trotzkopf, mußt mich lieben!

(zu Recha.)

Nun bin ich doch, wozu ich mich erböth?
Magſt wollen, oder nicht!

Sittah.

Ich auch! ich auch!

Saladin.

(zum Tempelherrn zurück.)

Mein Sohn! mein Aſſad! meines Aſſads Sohn!

Tempel-

Tempelherr.

Ich deines Bluts! — So waren jene Träume,
Womit man meine Kindheit wiegte, doch —
Doch mehr als Träume!

(ihm zu Füssen fallend.)

Saladin.

(ihn aufhebend.)

Seht den Böſewicht!
Er wußte was davon, und konnte mich
Zu ſeinem Mörder machen wollen! Wart!

(Unter ſtummer Wiederhohlung allſeitiger Umarmungen fällt der Vorhang.)

Die Lessing-Literatur in Deutschland.

Die

Leſſing-Literatur

in Deutſchland.

Vollſtändiger Catalog

ſämmtlicher in Deutſchland erſchienenen Werke G. E. Leſſing's, ſowohl Geſammt- als Einzel-Ausgaben, aller bezüglichen Erläuterungs- und Ergänzungsſchriften, wie endlich aller mit ihm in irgend einer Beziehung ſtehenden ſonſtigen literariſchen Erſcheinungen.

Von 1750 bis Ende 1851.

Supplement zu allen Werken G. E. Leſſing's.

Caſſel,
Ernſt Balde.
1852.

Vorwort.

In Bezug auf die nachstehende Arbeit verweise ich auf die den gleichen Arbeiten über Göthe, Schiller, Shakspeare, Herder und Wieland vorausgeschickten Worte, und erbitte auch für diese eine gleiche freundliche Beachtung, wie sie den übrigen zu Theil wird.

L., im December 1851.

D. H.

Gesammtausgaben Lessing's.

Chronologisch geordnet.

Lessing, G. E., kleine Schriften. 6 Theile. 12. Berlin, 1753 — 55. 2 Thlr.

Enth.: Vieles aus den „Kleinigkeiten", mehrere prosaische Stücke, der junge Gelehrte, die Juden, der Freigeist, der Schatz, Miß Sara Sampson.

——— sämmtliche Schriften. 31 Theile. 8. Berlin, 1771—94 und 1825. 1. Theil, neue Auflage, 1796. 5 — 10. Theil, neue Auflage, 1817 — 21. 15., 16. u. 18 Theil, neue Auflage, 1824. 30. Theil, neue Auflage, 1817.

1 — 10., 13 — 25., 28 — 31. Theil, Voßische Buchh. 11. u. 12., 26. u. 27. Theil (einzeln 5 Thlr. 25 Ngr.). Nicolai'sche Buchh. compl. 39 Thlr. 25 Ngr.

Inhalt:

1 — 14. Th.: Vermischte Schriften. 14 Thle. 16 Thlr. 15 Ngr.
15—16. „ Kollectaneen zur Literatur. Herausgegeben und weiter ausgeführt von J. J. Eschenburg. 2 Bde. 1790.

17. Th.: Theologiſcher Nachlaß. 1793. 1 Thlr. 7½ Ngr.
18. " Fabeln. 3 Bücher. Nebſt Abhandlungen mit dieſer Dichtungsart verwandten Inhalts. 1759. — Nathan der Weiſe. 1779.
19. " Trauerſpiele. 4. Aufl. 1818. 1 Thlr. 10 Ngr.
20—21. " Luſtſpiele. 4. Aufl. 1802. 1 Thlr. 15 Ngr.
22—23. " Theatraliſcher Nachlaß. 2 Thle. 1794. 2 Thlr. 15 Ngr.
24—25. " Hamburgiſche Dramaturgie. 2 Thle. N. Aufl. 1805.
26. " Auszüge aus Leſſing's Antheil an den Literaturbriefen. — Leſſing's einzige Recenſion in der Bibl. der ſchönen Wiſſenſchaften. Neue Aufl. 1807.
27. " Leſſing's Briefwechſel mit K. W. Ramler, J. J. Eſchenburg und Fr. Nicolai. Nebſt einigen Anmerkungen über Leſſing's Briefwechſel mit Moſes Mendelsſohn. 2. Aufl. 1809.
28. " Briefwechſel mit Moſes Mendelsſohn, von 1755—1780. — Briefwechſel mit J. J. Reiske, von 1769—73. 1794.
29. " Briefwechſel mit Fr. W. Gleim, von 1757—1779; mit G. A. Schmit, von 1770—1780; mit J. A. Ebert, von 1768—1780; mit Ch. G. Heyne, von 1764—1779; mit J. H. Campe, von 1779—1780; mit J. D. Michaelis, J. A. Dieze und J. G. Herder. 1794. 2. Aufl. 1816. 25 Ngr.
30. " Briefwechſel mit ſeinem Bruder K. G. Leſſing. 1794. Neue Aufl. 1817. 2 Thlr.
31. " Leſſing's Leben, verbunden mit einer Charakteriſtik Leſſing's als Dichter und Schriftſteller. Neu bearbeitet von J. G. Schink. 1825. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leſſing, G. E., ſämmtliche Schriften, herausgegeben von J. Fr. Schink. 32 Bde. 12. Berlin, 1825—28. 1—28. Band, Voß. 29—32. Band, Nicolai. 15 Thlr. 5 Ngr., Schreibpapier 23 Thlr. 25 Ngr., Velinpapier 29 Thlr. 25 Ngr.

Inhalt:

1. Th.: G. E. Leſſing's Leben. Neu bearbeitet, verbunden mit einer Charakteriſtik Leſſing's als Dichter und Schriftſteller, von J. Fr. Schink.

2—4. Th.: Zur Philoſophie und Kunſt.

2. Th.: Ernſt und Falk. Geſpräche für Freimaurer. — Pope, ein Metaphyſiker. — Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poeſie.

3. Th.: Hinterlaſſene Fragmente zum zweiten Theil des Laokoon. — Von der Verſchiedenheit der Zeichen, deren ſich die Künſte bedienen. — Die verſchiedenen Dimenſionen ſchwächen die Wirkung in der Malerei. — Kleinere Fragmente artiſtiſchen Inhalts. — Wie die Alten den Tod gebildet. Eine Unterſuchung. — Ueber die ſogenannte Agrippine unter den Alterthümern zu Dresden. — Anmerkungen zu Winkelmann's Geſchichte der Kunſt des Alterthums. — Ueber die Ahnenbilder der Römer. Eine antiquariſche Unterſuchung. — Fragment über die Iſiſche Tafel. — Kleinere antiquariſche Fragmente.

4. Th.: Vom Alter der Oelmalerei aus dem Theophilus Presbyter. — Rettung des Lemnius in acht Briefen. — Rettung des Cochläus, aber nur in einer Kleinigkeit. — Rettung des Hieronymus Cardanus. — Rettung des Incerti religiosi und ſeines ungenannten Verfaſſers. — Rettung des Horaz. — Ueber die Epiſtiker. — Ueber eine zeitige Aufgabe: Wird durch die Bemühung kaltblütiger Philoſophen und Lucianiſcher Geiſter gegen das, was ſie Enthuſiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böſes als Gutes geſtiftet? Und in welchen Schranken müſſen ſich die Antiplatoniker halten, um nützlich zu ſein? — Exorcizisterei. — Anmerkungen zum Fueßlin und Heinike. — Vermiſchte Anmerkungen und Nachrichten.

5—7. Th.: Zur Theologie.

5. Th.: Leibniz von den ewigen Strafen. — Des Andreas Wiſſowatius Einwürfe wider die Dreieinigkeit. — Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft. — Das Teſtament Johannis. Ein Geſpräch. — Eine Duplik. — Die Erziehung des Menſchengeſchlechts.

6. Th.: Eine Parabel. Nebſt einer kleinen Bitte und einem eventualen Abſagungsſchreiben an den Herrn Paſtor Goeze in Hamburg. — G. E. Leſſing's nöthige Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpaſtor Goeze in Hamburg. — Der nöthigen Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpaſtor Goeze in Hamburg, erſte Folge. — Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen giebt, wider den Herrn Paſtor Goeze in Hamburg. — Anti-Goeze. D. i. nothgedrungene Beiträge zu den freiwilligen Beiträgen des Herrn Paſtor Goeze. Erſter (Gott gebe letzter!). Deſſelben zweiter bis elfter. — Neue Hypotheſe über die Evangeliſten, als blos menſchliche Geſchichtſchreiber betrachtet.

7. Th.: Theſes aus der Kirchengeſchichte. — G. E. Leſſing's Biblielatrie. — Von den Traditoren. In einem Sendſchreiben an den Herrn Dr. Walch. — Die Religion Chriſti. — Hiſtoriſche Einleitung in die Offenbarung Johannis. — Leſſing's ſogenannte Briefe an verſchiedene Gottesgelehrten, die an ſeinen theologiſchen Streitigkeiten auf eine oder die andere Weiſe Theil zu nehmen beliebt haben. An den Herrn Dr. Walch. — Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft. Ein zweites Schreiben an den Herrn Direktor Schumann in Hannover. — Ueber die von der Kirche angenommene Meinung, daß es beſſer ſei, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in ſeiner Sprache gar nicht geleſen würde. Gegen den Herrn Hauptpaſtor Goeze in Hamburg. — Gegen eine Stelle aus Leß von der Wahrheit der chriſtlichen Religion. — Von der Art und Weiſe der Fortpflanzung und Ausbreitung der chriſtlichen Religion. — Das Chriſtenthum der Vernunft. — Ueber eine Prophezeihung des Gabanus, die chriſtliche Religion betreffend. — Vom Arianismus. Zufolge einer Abhandlung des Herrn Dr. Töllner, nämlichen Inhalts. — Ueber den Arianismus von Philoletes dem mittleren. — Hilfios. — Ueber die Entſtehung der geoffenbarten Religion. — Gedanken über die Herrnhuter. — Tertullianus Praescriptionibus. — Nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Dukaten, oder Judas Iſcharioth dem Zweiten. — Vorrede zu einer Predigt über zwei Texte.

8—16. Th.: Zur Geſchichte, Sprache, Literatur und Kritik.

8. Th.: Ueber die ſogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minneſinger. Erſte Entdeckung. — Romulus und Nimicius. — Ueber den Anonymus des Novelet. — Die Nachtigall. — Wörterbuch über Fr. v. Legaus Sinngedicht.

9. Th.: Anmerkungen zu Andreas Scultetus Gedichten. — Von dem Schickard Marchtaleriſchen Tarich Beni Adem. — Beantwortete Anfragen. — Marco Pelo. — Die flandriſche Chronike beim Martena und Durand. — Ehemalige Fenſtergemälde im Kloſter Hirſchau. — Des Kloſters Hirſchau Gebäude, übrige Gemälde, Bibliothek und älteſte Schriftſteller. — Graemus Stella, und deſſen nun erſt an's Licht tretende commentarii de reb. ac pop. orae inter Albim et Salam. — Von Adam Neuſern, einige authentiſche Nachrichten. — Ergänzungen des Julius Firmicus.

10. Th.: Leben des Sophokles — Abhandlung von dem Leben und den Werken des Marcus Accius Plautus. — Kritik über die Gefangenen des Plautus. — Samuel Werenfels' Rede zur Vertheidigung der Schauſpiele. Aus dem Lateiniſchen in's Deutſche überſetzt, mit einigen Anmerkungen begleitet von J. Fr. Gregorius aus Camenz.

11. Th.: Auszug aus Leſſing's theatraliſcher Bibliothek.

12. Th.: Zwei Recenſionen. Das Neueſte aus dem Reiche des Witzes vom April und Mai 1751. — Literariſche Briefe. — Berengarius Turonenſis, oder Ankündigung des wichtigen Werkes Deſſelben, wovon in der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuſcript befindlich, welches bisher völlig unbekannt geblieben.

13. Th.: Ueber das Heldenbuch. — Zur Geſchichte der deutſchen Sprache und Literatur von den Minneſingern bis auf Luther. Größtentheils aus Handſchriften der Herzogl. Bibliothek. — Ueber Thomas Murner. — Beiträge zu einem deutſchen Gloſſarium. — Grammatiſch-kritiſche Anmerkungen. — Vergleichung deutſcher Wörter und Redensarten mit Fremden. — Altdeutſcher Witz und Verſtand. — Anmerkungen zur Gelehrten-Geſchichte.

14. Th.: Leſſing's Kollektaneen zur Literatur. Herausgegeben und weiter ausgeführt von J. J. Eſchenburg. Erſte Abth. A — F. — Zuſätze.

15. Th.: Daſſelbe, zweite Abth. G — M. — Anmerkungen vom Hofrath Ebert.

16. Th.: Daſſelbe, dritte Abth. N — Z.

Der 13 — 16. Theil iſt aus Leſſing's Nachlaß.

17—28. Th.: Zur ſchönen Literatur.

17. Th.: Sinngedichte. — Epigrammata. — Zerſtreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmſten Epigrammatiſten. — Lieder. — Oden.

18. Th.: Fabeln und Erzählungen. — Fragmente. — Fabeln. — Abhandlungen über die äſopiſche Fabel. — Zur Geſchichte der äſopiſchen Fabel.

19. Th.: Der junge Gelehrte. Luſtſpiel in 3 Aufzügen. — Die Juden. Luſtſpiel in 1 Aufzug. — Der Mifogyn. Luſtſpiel in 3 Aufzügen.

20. Th.: Der Freigeiſt. Luſtſpiel in 5 Aufzügen. — Der Schatz. Luſtſpiel in 1 Aufzuge. — Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück. Luſtſpiel in 5 Aufzügen.

21. Th.: Miß Sara Sampſen. Trauerſpiel in 5 Aufzügen. — Philotas. Trauerſpiel in 1 Aufzuge. — Emilia Galotti. Trauerſpiel in 5 Aufzügen.

22. Th.: Nathan der Weiſe. Dramatiſches Gedicht in 5 Aufzügen.

23. Th.: Der Schlaftrunk. Luſtſpiel in 3 Aufzügen. Fragment. — Die Matrone von Epheſus. Luſtſpiel in 1 Aufzuge. Fragment. — Die glückliche Erbin. Luſtſpiel in 5 Aufzügen, nach Goldoni's Stück gleichen Namens. Fragment. — Fatime, ein Trauerſpiel. Fragment. — Samuel Henzi, ein Trauerſpiel. Fragment. — Doctor Fauſt. — Der Schauſpieler, worin die Grundſätze der ganzen körperlichen Beredſamkeit entwickelt werden. — Abhandlung von den Pantomimen der Alten. — Ueber Unterbrechung im Dialog; Ebert; unſtudirte Dichter und Delikateſſe.

Dieſer Theil iſt aus Leſſing's Nachlaß.

24—25. Th.: Hamburgiſche Dramaturgie. 2 Theile.

26. Th.: Leſſing's Briefwechſel mit M. Mendelsſohn und J. J. Reiske.

27. Th.: Leſſing's Briefwechſel mit Fr. W. Gleim, G. A. Schmid, J. A. Ebert, Ch. G. Heyne, J. H. Campe. — Einzelne Briefe von Leſſing an J. D. Michaelis, J. A. Dieze, J. G. Herder und Chr. M. Wieland.

28. Th.: Leſſing's Briefwechſel mit ſeinem Bruder Karl Gotthelf Leſſing.

29. Th.: Leſſing's Briefe an K. W. Ramler, J. J. Eſchenburg. Briefwechſel mit Fr. Nicolai. — Anmerkungen zu M. Mendelsſohns Briefwechſel mit Leſſing.

30. Th.: Auszüge aus Leſſing's Antheil an den Literaturbriefen. — Leſſing's einzige Recenſion in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften.

31. Th.: Briefe antiquariſchen Inhalts. Erſter Thl. 1—34. Brief. — Zuſätze zu den Briefen antiquariſchen Inhalts von J. J. Eſchenburg.

32. Th.: Briefe antiquariſchen Inhalts. Zweiter Theil. 35—57. Brief. — Entwürfe zur Fortſetzung der Briefe antiquariſchen Inhalts aus Leſſing's Nachlaß. — Zuſätze zu den Briefen antiquariſchen Inhalts von J. J. Eſchenburg. — Zuſätze zu der Abhandlung vom Alter der Oelmalerei von Demſelben.

Leſſing, G. E., ſchönwiſſenſchaftliche Schriften. 7 Bände. 12. Berlin, 1827. Voß. 4 Thlr. 20 Ngr.

Enthalten Band 17—23 der obigen Taſchenausgabe.

——— ſämmtliche Schriften. Neue rechtmäßige Ausgabe, herausgegeben von **K. Lachmann.** 13 Bände. Mit Portrait und 8 Kupfertafeln. gr. 8. Berlin, 1839—40. Frankfurt, J. Bär. Lakenpr. 17 Thlr. 10 Ngr. Herabgeſetzter Preis 8 Thlr. 17 Ngr.

Inhalt:

I. Th.: Sinngedichte. — Anhang aus Leſſing's Schriften. — Epigrammata. — Lieder. — Anhang I. u. II: Aus den

Kleinigkeiten 1751 und aus den Schriften 1753. — Oden. — Fabeln und Erzählungen. Anhang aus den Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths. — Fabeln. Anhang aus dem erſten Theil der Schriften. — Fragmente. — Gedichte, nach Leſſing's Tode unter ſeinen Papieren gefunden, wovon ſchon einige in dem Götting. Muſenalmanach geſtanden. — Der junge Gelehrte. — Die Juden. — Der Miſogyn. — Der Freigeiſt. — Der Schatz. — Minna von Barnhelm.

2. Th.: Miß Sara Sampſon. — Philotas. — Emilie Galotti. — Nathan der Weiſe. — Damen oder die wahre Freundſchaft. — Die alte Jungfer. — Theatraliſcher Nachlaß: Verſuch eines Trauerſpiels, Giangir oder der verſchmähte Thron. Tarantula, eine Poſſenoper. Weiber ſind Weiber, ein Luſtſpiel. Die beiderſeitige Ueberredung, ein Schäferſpiel. Das befreite Rom. Vor dieſem, ein Luſtſpiel. Alcibiates. Alcibiates in Perſien. Virginia. Die Clauſel im Teſtamente. Die glückliche Erbin, ein Luſtſpiel. D. Fauſt. Fatime, ein Trauerſpiel. Klennis, ein Trauerſpiel. Der Heroscop. Spartacus. Der Schlaftrunk, ein Luſtſpiel. Die Matrone von Epheſus, ein Luſtſpiel. Werther, der Beſſere. Komiſche Einfälle und Züge.

3. Th.: Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters. Von dem Leben und den Werken des M. A. Plautus. Die Gefangenen des Plautus. Kritik über die Gefangenen des Plautus. S. Werenfels Rede zur Vertheidigung der Schauſpiele. Beſchluß der Kritik über die Gefangenen des Plautus. — Aus der Berliniſchen privilegirten Zeitung vom J. 1751. — Das Neueſte aus dem Reiche des Witzes. — Joh. Huarts Prüfung der Köpfe zu den Wiſſenſchaften. Vorrede des Ueberſetzers. — Des Abts von Marigny Geſchichte der Araber, 1. Theil. Vorrede des Ueberſetzers. — Schriften, erſter und zweiter Theil. Vorrede. Briefe. — Aus der Berliniſchen Zeitung von d. J. 1752—53. — Ein Vademecum für den Herrn S. G. Lange.

4. Th.: Schriften, dritter und vierter Theil. Vorrede. Rettungen des Horaz. Rettungen des Hieron. Cardanus. Rettung des inepti religiosi und ſeines ungenannten Verfaſſers.

Rettung des Geschläus, aber nur in einer Kleinigkeit. — Zergliederung der Schönheit, geschrieben von W. Hogarth. aus dem Engl. übersetzt von C. Mylius. Vorbericht. — Theatralische Bibliothek, erstes Stück. Vorrede. Abhandlungen von dem weinerlichen oder rührenden Lustspiel. Leben des Herrn Jacob Thomsen. Auszug aus dem spanischen Trauerspiel Virginia. Auszug aus den Schauspielen des Herrn Nement von Sainte Albine. Leben des Herrn Baricaut Destauches. Ueber das Lustspiel, die Juden. — Theatralische Bibliothek, zweites Stück. Von den lateinischen Trauerspielen, welche unter dem Namen des Seneca bekannt sind (der rasende Herkules. Thyest). Des Herrn Ludewig Riccobini Geschichte der italienischen Schaubühne. Nachricht von dem Verfasser. Auszug aus den italienischen Trauersp. Sophoniske und Neiemonde. Auszug aus der Galantra des Bernarde da Bibiena. — Theatral. Bibliothek, drittes Stück. Des Abtes du Bos Ausschweifung von den theatralischen Vorstellungen der Alten. Vorbericht des Uebersetzers. — Theatral. Bibliothek, viertes Stück. Geschichte der engl. Schaubühne. Von Joh. Dreyden und dessen dramatischen Werken. Entwürfe ungedruckter Lustspiele des italienischen Theaters. — Vermischte Schriften des Herrn Chr. Mylius. Vorrede. — Aus der Berlinischen privilegirten Zeitung vom J. 1754.

5. Th.: Pope ein Metaphysiker. — Aus der Berlinischen privilegirten Zeitung vom J. 1755. Vorrede zu Jacob Thomsons Trauerspielen. — Eine ernsthafte Ermunterung an alle Christen. Von William Law. Vorbericht. — Herrn Samuel Richardsons Sittenlehre für die Jugend. Vorrede des Uebersetzers. — Aus der Bibliothek der schönen Wissenschaften. Im Lager bei Prag. Die Idyllen Theokrits, Moschus und Bions, aus dem Griech. übers. — Vorbericht zu den preuß. Kriegsliedern von einem Grenadier. — Friedr. v. Logau's Sinngedichte. — Fabeln, nebst Abhandlungen.

6. Th.: Briefe, die neueste Literatur betreffend. — Sophokles, erstes Buch, von dem Leben des Dichters. Fragmente einer Uebersetzung vom Ajax des Sophokles. — Das Theater des

Herrn Diderot. Vorrede des Ueberſetzers. — Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poeſie.

7. Th.: Hamburgiſche Dramaturgie, erſter und zweiter Band. — Ueber Meuſels Apelleder.

8. Th.: Briefe antiquariſchen Inhalts, 2 Thle. — Wie die Alten den Tod gebildet. — Gedichte von Andreas Scultetus. — Predigt über zwei Texte. — Berengarius Turonenſis. — Vermiſchte Schriften, erſter Theil. Vorbericht. Zerſtreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmſten Epigrammatiſten. — Ueber die ſogenannte Agrippina unter den Alterthümern zu Dresden.

9. Th.: Zur Geſchichte und Literatur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Erſter bis dritter Beitrag. — Vom Alter der Oelmalerei aus dem Theophilus Presbyter.

10. Th.: Philoſophiſche Aufſätze von K. W. Jeruſalem. Vorrede. Zuſätze des Herausgebers. — Zur Geſchichte und Literatur. Aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Vierter Beitrag. — Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft. — Das Teſtament Johannis. — Eine Duplik. — Eine Parabel, nebſt einer kleinen Bitte und einem eventualen Abſagungsſchreiben an den Herrn Paſtor Goeze. — Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen giebt. Wider den Herrn Paſtor Goeze. — Anti-Goeze, d. i. nothgedrungene Beiträge zu den freiwilligen Beiträgen des Herrn Paſtor Goeze. 1—11. Beitrag. — Von dem Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger. Noch im Fragment des Wolfenbüttelſchen Ungenannten. Vorrede des Herausgebers. — Nöthige Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage des Herrn Paſtor Goeze. — Der nöthigen Antwort ꝛc. erſte Folge. — Ernſt und Falk. Geſpräche für Freimaurer. — Noch nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Dukaten, oder Judas Iſcharioth dem Zweiten. — Ernſt und Falk. Geſpräche für Freimaurer. Fortſetzung. — Die Erziehung des Menſchengeſchlechts. — Zur Geſchichte und Literatur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. Fünfter Beitrag.

11. Th.: Leſſings literariſcher Nachlaß.

12 Th.: 415 Briefe von Leſſing an J. J. C. Bode, J. G. H. Breitkopf, J. H. Campe, M. Claudius, K. W. Daßdorf, J. A. Dieze, J. A. Ebert, J. J. Engel, J. J. Eſchenburg, H. W. v. Gerſtenberg, F. W. Gleim, G. F. W. Großmann, J. G. Herder, C. G. Heyne, Freiherr v. Hempeſch, D. Ibig, F. H. Jacobi, Herzog Karl von Braunſchweig, C. E. v. Kleiſt, C. A. Klotz, G. G. König, A. König, J. G. Leſſing, Leſſings Mutter und Schweſter, K. G. Leſſing, Th. Leſſing, M. Mendelsſohn, J. D. Michaelis, Chr. G. v. Murr, Fr. Nicolai, K. W. Ramler, J. A. H. Reimarus, E. Reimarus, J. J. Reiske, J. A. Schlegel, C. A. Schmid, Chr. Fr. Voß, C. M. Wieland, J. J. Wirrel.

13. Th.: Briefe an Leſſing von J. H. Campe, J. A. Ebert, F. W. Gleim, Chr. G. Heyne, E. G. König, K. G. Leſſing, M. Mendelsſohn, Fr. Nicolai, J. J. Reiske, C. A. Schmid. — Berichtigungen und Zuſätze.

Die nachfolgenden beiden Ausgaben ſind nur eine Auswahl aus den ſämmtlichen Werken.

Leſſing, G. E., geſammelte Werke. Neue rechtmäßige Ausgabe. 10 Bde. Mit Portrait in Stahlſt. 16. Leipzig, 1841. G. J. Göſchen. 4 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt:

1. Th.: Sinngedichte. — Anhang. — Lieder. — Anhang. — Oden. — Fabeln und Erzählungen. — Fabeln. — Fragmente. — Die Juden. — Der Freigeiſt. — Doktor Fauſt. — Werther, der beſſere.
2. Th.: Miß Sara Sampſon. — Philotas. — Minna v. Barnhelm. — Emilie Galetti.
3. Th.: Nathan der Weiſe.
4. Th.: Briefe aus dem zweiten Theile der Schriften. — Ein Vademecum für den Herrn Paſtor S. G. Lange in Laublingen. — Rettungen des Horaz. — Abhandlungen über die Fabel. — Vorrede zum erſten und zweiten Theile der Schriften. — Vorrede zum dritten und vierten Theile der Schriften. — Vorrede zu den vermiſchten Schriften des Herrn Chr. Mylius. — Vorbericht zu den preußiſchen

Kriegsliedern von einem Grenadier. — Vorrede zu Fr. v. Logaus Sinngedichten. — Vorrede zu Diderots Theater.

5 Th.: Aus den Briefen, die neueste Literatur betreffend. — Sophocles. — Wie die Alten den Tod gebildet. — Antiquarische Briefe.

6. Th.: Laokoon. — Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten.

7. Th.: Hamburgische Dramaturgie. Erster Band.

8. Th.: Hamburgische Dramaturgie. Zweiter Band. — Ueber Meusels Appelleder. — Vom Alter der Oelmalerei, aus dem Theophilus Presbyter.

9. Th.: Zur Geschichte und Literatur. Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel. — Theologische Streitschriften. — Ernst und Falk. Gespräche für Freimaurer. — Noch nähere Berichtigung des Märchens von 1000 Dukaten, oder Judas Ischarioth dem Zweiten. — Die Erziehung des Menschengeschlechts.

10. Th.: Briefe von Lessing. — Einige Worte über G. E. Lessing und seine Schriften.

Lessing, G. E., sämmtliche Werke in einem Bande. Mit Bildniß des Verfassers und 7 Kupfern. gr. Lex.-8. Ebendas., 1841. 4 Thlr. 20 Ngr.

Diese Ausgabe enth. außer dem Inhalt der Vorstehenden noch: Die glückliche Erbin. — Der Schlaftrunk. — Die Matrone von Ephesus. — Aus der Berlinischen Zeitung von d. J. 1751–55. — Rettung des Hier. Cardanus. — Vorbericht zu dem verbesserten und vermehrten Abdruck von W. Hogarths Zergliederung der Schönheit. — Aus der Theater-Bibliothek. Ueber das Lustspiel: die Juden. — Pope ein Metaphysiker. — Vorrede zu J. Thomsons Trauerspielen. — Vorbericht zu W. Laws ernsthafter Ermunterung an alle Christen zu einem frommen und heiligen Leben. — Wörterbuch zu Logaus Sinngedichten. — Gedichte von A. Scultetus. — Berengarius Turonensis.

Einzelausgaben.

Alphabetisch-chronologisch geordnet.

Leſſing, G. E., wie die Alten den Tod gebildet, eine Unterſuchung. 8. Berlin, 1769, neue Auflage, 1809. Voß. Neue Auflage. Mit 5 Kupfern und 2 Vignetten. gr. 8. Berlin, 1839. Leipzig, Göſchen. 20 Ngr.

——— Analekten für die Literatur. 4 Bde. gr. 8. Bern, 1785—86. Haller. 5 Thlr. 10 Ngr.

——— Anhang hierzu, oder Pope's Metaphyſik. 8. Ebend., 1787. 5 Ngr.

Beides Nachdruck von Leſſing's kleinern Arbeiten und der Hamburg. Dramaturgie, von dem Buchhändler Heinzmann veranſtaltet.

——— Anti-Götze. 11 Stücke. 8. Braunſchweig, 1778. Vieweg. $13^3/_4$ Ngr.

——— nöthige Antwort auf eine unnöthige Frage des Herrn Paſtor Götze in Hamburg. 8. Leipzig, 1778. Weygand. $2^1/_2$ Ngr.

Lessing, G. E., über das apostolische Glaubensbekenntniß gegen David Schulz. 8. Berlin, 1839. Voß'sche Buchh. 15 Ngr.

——— **Ariomata, wenn es deren in dergleichen Dingen giebt.** Wider den Herrn Pastor Göze in Hamburg. 8. Braunschweig, 1778. Vieweg. 5 Ngr.

——— **(und Chr. Mylius), Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters.** 4 Stück. 8. Stargard, 1750.

——— **Berengarius Turonensis, oder Ankündigung eines wichtigen Werkes desselben,** wovon in der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel ein Manuscript befindlich, welches bisher völlig unbekannt geblieben. 4. Braunschweig, 1770. Berlin, Voß. 25 Ngr.

——— **über den Beweis des Geistes und der Kraft,** an den Herrn Direktor Schumann in Hannover. gr. 8. Braunschweig, 1777. Vieweg. 1½ Ngr.

——— **Briefe antiquarischen Inhalts.** 2 Thle. 8. Berlin, 1768, neue Auflage 1808. Nicolai. 2 Thlr. 20 Ngr.

——— **Briefwechsel mit seinem Bruder K. Gotth. Lessing,** herausgegeben von K. G. Lessing. 8. Berlin, 1794, neue Auflage 1817, Voß. 2 Thlr.

——— **freundschaftlicher Briefwechsel zwischen G. E. Lessing und seiner Frau,** herausgegeben von K. G. Lessing. 2 Thle. 8. Berlin, 1789. Voß. 2 Thlr. 2½ Ngr.

——— **Briefwechsel mit Fr. W. Gleim** 1757—1779. 8. Berlin, 1795, neue Auflage 1816. Voß. 25 Ngr.

Leſſing, G. E., gelehrter Briefwechſel zwiſchen ihm, H. J. Reiske und Moſes Mendelsſohn. Herausgegeben von K. G. Leſſing. 2 Thle. 8. Ebend., 1789. 1 Thlr. 22½ Ngr.

——— **Diderots Theater.** Aus dem Franzöſ. überſetzt. 2 Thle. 8. Ebendaſ., 1781. 1 Thlr. 10 Ngr.

——— **hamburgiſche Dramaturgie.** 2 Thle. 8. Berlin, 1794, neue Auflage 1805. Voß. 3 Thlr. Neue rechtmäßige Auflage. gr. 8. Berlin, 1839. Leipzig, Göſchen. 1 Thlr. 15 Ngr.

Erſchien zuerſt in Hamburg, 1767—68 als Wochenblatt. Exemplare in 2 Bänden bei Heßmann u. Campe in Hamburg à 2 Thlr., Schreibpapier 2 Thlr. 20 Ngr.

——— **eine Duplik.** 8. Braunſchweig, 1778. Vieweg. 10 Ngr.

——— **Ernſt und Falk.** Geſpräch für Freimaurer. 8. Wolfenbüttel, 1778. 1780. Göttingen, 1787. Dieterich. 6½ Ngr.

——— **Die Erziehung des Menſchengeſchlechts.** 8. Berlin, 1780, neue Ausg. 1786. Voß. 7½ Ngr. Neue Auflage. gr. 12. Berlin, 1839. Leipzig, Göſchen. 7½ Ngr.

——— **Fabeln, drei Bücher, nebſt Abhandlungen mit dieſer Dichtungsart verwandten Inhalts.** Berlin, 1759. 4. Aufl. 8. Ebendaſ., 1819. Voß. 25 Ngr. Neue Auflage. kl. 8. Leipzig, 1844. Göſchen. 11½ Ngr.

——— **Fragmente des Wolfenbüttel'ſchen Ungenannten.** Anhang zu dem Fragmente vom Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger (von Herrn Samuel Reima-

rus) bekannt gemacht von Leſſing. Berlin, 1785. 4. Auflage. 8. Ebendaſ., 1835. Sauber. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leſſing, G. E., Emilia Galotti. Trauerſpiel in 5 Aufzügen. Berlin, 1772. 5. Auflage. 8. Ebendaſ., 1820. Voß. 12½ Ngr. 6. Auflage. gr. 8. Berlin, 1838. Leipzig, Göſchen. 12½ Ngr. Ausgabe in 16. Berlin, 1841. Leipzig, Göſchen. Elegant geb. 1 Thlr. Neue Auflage. 8. Leipzig, 1844. Göſchen. 7½ Ngr.

———— **Emilia Galotti,** progymnasmatis loco latine reddita et publice acta moderante J. H. Steffens. 8. Celle, 1778. Schulze. 10 Ngr.

———— **Emilie Galotti.** Tragédie en prose et 5 actes, imitée de l'Allemand par Henry Jouffroy. gr. in 8. Leipzig und Paris, 1839. Brockhaus und Avenarius. 15 Ngr.

———— **Emilia Galotti.** A tragedy in 5 acts, translated from the German by John Hofstetter. 12. Wien. Leipzig, 1847. Hunger. 8 Ngr.

———— **zur Geſchichte und Literatur.** Aus den Schätzen der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel. 6 Beiträge (der letzte von Leſſing und Chr. Leiſte). gr. 8. Berlin, 1773 — 77, 1781. 1 — 4. neue Auflage 1793. Voß. 4 Thlr.

———— **Kleinigkeiten.** 8. Stuttgart, 1750, neue Auflage 1779. Metzler. 7½ Ngr.

Enth.: „Lieder und Sinngedichte" und iſt die erſte Sammlung ſeiner Gedichte.

———— **Laokoon, oder über die Grenzen der Malerei und Poeſie.** 8. Berlin, 1766. 4. neu durchgeſehene Auflage 1832. Voß. 1 Thlr. 10 Ngr.

Leſſing, G. E., Leben, nebſt ſeinem noch übrigen literariſchen Nachlaſſe, herausgegeben von K. G. Leſſing und G. G. Füllborn. 3 Thle. 8. Berlin, 1793—95. Voß. 4 Thlr.

——— Leben, verbunden mit einer Charakteriſtik Leſſing's als Dichter und Schriftſteller. Neu bearbeitet von J. F. Schink. 8. Leipzig, 1825. Göſchen. 15 Ngr.

——— Leben des Sophokles, herausgegeben von J. J. Eſchenburg. 8. Ebendaſ., 1790. 20 Ngr.

1760 ließ Leſſing hiervon 7 Bogen drucken, die aber nicht in's Publikum kamen.

——— Kollektaneen zur Literatur. Herausgegeben und weiter ausgeführt von J. J. Eſchenburg. 8. 2 Bde. Berlin, 1790. Neue Ausgabe 1823—24. Voß. 3 Thlr.

——— Sinngedichte Fr. Freih. v. Logau's, zwölf Bücher mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters, herausgegeben von K. W. Ramler und G. E. Leſſing. Leipzig, 1759. Weidmann. 1 Thlr.

——— Luſtſpiele. 2 Thle. 8. Berlin, 1767. 4. Aufl. 1802. Voß. 1 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt:

Der junge Gelehrte. — Die Juden. — Der Miſogyn. — Der Freigeiſt. — Der Schatz. — Minna von Barnhelm.

——— Minna von Barnhelm, oder das Soldatenglück. Ein Luſtſpiel in 5 Aufzügen. 8. Berlin, 1767. 5. Auflage 1826. Voß. 12½ Ngr., 6. Auflage. Ebendaſ., 1838. Leipzig. Göſchen. 12½ Ngr. Ausgabe in 16. Leipzig, 1841. Göſchen. Eleg. geb. 1 Thlr. Neue Ausgabe in 8. Ebendaſ., 1844. 7½ Ngr.

Leſſing, G. E., Minna de Barnhelm, ou les aventures des militaires. Comédie en prose et en 5 actes trad. par G. Fr. G. Grossmann. 8. Berlin, 1772. Mylius. 15 Ngr.

——— **Wilhelmine de Barnhelm, ou change de soldat.** Comédie en 5 actes et en prose, imitée de l'allemand par H. Jouffroy. gr. in 8. Paris und Leipzig, 1839. Brockhaus u. Avenarius. 20 Ngr.

——— **Chr. Mylius' vermiſchte Schriften,** geſammelt von G. E. Leſſing. 8. Berlin, 1754. Haude u. Spener. 17½ Ngr.

——— **theatraliſcher Nachlaß.** 2 Thle. 8. Berlin, 1784—86. Voß. 1 Thlr. 20 Ngr.

——— **theologiſcher Nachlaß,** herausgegeben von G. G. Leſſing. gr. 8. Ebendaſ., 1784. 25 Ngr.

——— **Nathan der Weiſe.** Ein dramat. Gedicht in fünf Aufzügen. 8. Berlin, 1779. 7. auf's Neue durchgeſehene Auflage 1826. Voß. 25 Ngr., 8. Aufl. gr. 8. Ebendaſ., 1838. Leipzig, Göſchen. 25 Ngr. Ausgabe in 16. Leipzig, 1841. Göſchen. Eleg. geb. 1 Thlr. 7½ Ngr. Neue Ausgabe in 8. Ebendaſ., 1844. 11¼ Ngr.

——— observationes criticae in varios scriptores graecos atque latinos ex operibus ejus collectae atque in ordinem redactae a J. F. J. Reichenbach. 8. Leipzig, 1794. Göſchen. 1 Thlr. 12 Ngr.

——— **vom Alter der Oelmalerei,** aus dem Theophilus Presbyter. 8. Braunſchweig, 1774. Vieweg. 7½ Ngr.

Leſſing, G. E., eine Parabel. 8. Ebendaſ., 1778. 7½ Ngr.

——— **Philotas,** ein Trauerſpiel. 8. Berlin, 1759, neue Aufl. 1788. Voß. 5 Ngr.

——— **Miß Sara Sampſon.** 8. Ebendaſ., 1772. Voß. 10 Ngr.

——— **kleine Schriften,** welche durch die Fragmente des Wolfenbüttelſchen Ungenannten veranlaßt ſind. 2 Thle. 8. Berlin, 1791. Voß. 1 Thlr. 25 Ngr.

——— **des Andr. Scultetus Gedichte,** aufgefunden von G. E. L. 8. Braunſchweig, 1771. Bieweg. 7½ Ngr.

——— **Sinngedichte,** herausgegeben von K. W. Ramler. 8. Berlin, 1771, neue Auflage 1807. Voß. 1 Thlr. 5 Ngr.

——— **das Teſtament Johannis, ein Geſpräch.** gr. 8. Braunſchweig, 1777. Bieweg. 2½ Ngr.

——— **des Thomſon, J., ſämmtliche Trauerſpiele.** Aus dem Engliſchen überſetzt mit einer Vorrede von G. E. L. 8. Leipzig, 1756. Weidmann'ſche B. 15 Ngr.

——— **Trauerſpiele.** 8. Berlin, 1772. 1. Aufl. 1818. Voß. 1 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt:
Miß Sara Sampſon. Philotas Emilie Galotti

——— **ein Vade mecum für den Herrn S. G.**

Lange, Paſtor in Laublingen. 12. Berlin, 1754. Voß. 5 Ngr.

Leſſing, G. E., übrige noch ungedruckte Werke der Wolfenbüttelſchen Fragmentiſten. Ein Nachlaß. 8. Berlin, 1786. Chriſtiani. 1 Thlr.

———— von dem Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger, nach einem Fragment des Wolfenbüttelſchen Ungenannten. 8. Braunſchweig, 1778. Vieweg. 20 Ngr.

Ergänzungs- und Erläuterungsſchriften u. ſ. w.

Alphabetiſch geordnet.

Auerbach, B., Epilog zur Leſſing-Feier. Nach der Aufführung von Emilie Galotti im Hoftheater zu Dresden, geſprochen von Emil Devrient am 16. März 1850. gr. 8. Dresden, 1850. Arnold. 5 Ngr.

Bodmer, J. J., Polytimet, ein Trauerſpiel. Parodie des Philotas. 8. Zürich, 1760. Orell, Füßli u. Comp. $3^3/_4$ Ngr.

Danzel, Dr. T. W., G. E. Leſſing, ſein Leben und ſeine Werke. Nebſt einigen Nachträgen zur Lachmann'ſchen Ausgabe. 1. Bd. Mit 2 Facſimile. gr. 8. Leipzig, 1850. Dyk. 3 Thlr. 25 Ngr.

Dialog über die von Leſſing herausgegebene Erziehung des Menſchengeſchlechts. 8. Hamburg, 1781. Aug. Campe. $3^3/_4$ Ngr.

Diller, Ed. A., Erinnerungen an G. E. Leſſing. Zögling der Landesſchule zu Meißen in den Jahren

1741 — 46. Ein Wort zum Schutze des Humanismus und zur Erhaltung alter Zucht und Lehre. gr. 8. Meißen, 1841. Klinkich u. Sohn. 15 Ngr.

Dittmar, Louiſe, Leſſing und Feuerbach, oder Auswahl aus G. E. Leſſings theologiſchen Schriften nebſt Originalbeiträgen und Belegſtellen aus L. Feuerbachs Weſen des Chriſtenthums. 8. Offenbach, 1847. G. André. 6 Ngr.

Fleiſcher, A. S., Betrachtungen über Leſſing's Bruchſtücke, den Horus und die Briefe über die Bibel im Volkston, allen gelehrten Schriftſtellern und Bücherrecenſenten zu einem Probirſtein, die Stücke ihres Geiſtes daran zu prüfen. 8. Wien, 1787. Leipzig, Kummer. 17½ Ngr.

———, fernere Betrachtungen. 8. Ebendaſ. 1787. 17½ Ngr.

Geiſt deutſcher Klaſſiker. Herausgeg. von E. Freiherrn v. Feuchtersleben. 8. Theil. Leſſing. gr. 16. Leipzig, 1851. Hartlebens Verlagsexped. 15 Ngr.

Gleim, J. W. L., Philotas, ein Trauerſpiel (von dem Verfaſſer der preuß. Kriegslieder) verſificirt. 8. Berlin, 1760. 5 Ngr.

Gräve, H. G., G. E. Leſſing's Lebensgeſchichte, oder Leſſing als Menſch dargeſtellt. Und: Den Manen Leſſing's. Beſchreibung der am Säculargeburtsfeſte des Gefeierten in ſeiner Vaterſtadt Camenz veranſtalteten Feierlichkeiten, nebſt dem Ab-

drucke der am 21. u. 22. Januar 1829 bei dieſer Gelegenheit gehaltenen Reden. Verfaßt und zum Beſten des Barmherzigkeitsſtifts dem Druck übergeben von Belmont. 8. Leipzig u. Camenz, 1829. Kummer. 20 Ngr.

Großmann, G. Fr. W., Leſſing's Denkmal, eine vaterländiſche Geſchichte, dem deutſchen Publikum zur Urkunde vorgelegt. gr. 8. Hannover, 1791. Hahn. 15 Ngr.

Herder, J. G. v., Leſſing's Laokoon geprüft — in den kritiſchen Wäldern, erſtes Wäldchen.

————, wie die Alten den Tod gebildet, ein Nachtrag zu Leſſing's Abhandlung deſſelben Inhalts, in den „zerſtreuten Blättern," 2. Sammlung.

Jachmann, J. G., Nachleſe zu den von Herrn G. E. Leſſing aufgefundenen Gedichten des Andr. Scultetus. 8. Breslau, 1774. W. G. Korn. 5 Ngr.

Klein, A. v., über Leſſing's Meinungen vom heroiſchen Trauerſpiel, und über Emilie Galotti. 8. Frankfurt, 1781. Mannheim, Schwan u. Göß. $3^3/_4$ Ngr.

Kruße, Chr., vom Zwecke des Sokrates und ſeiner Schüler, für Freunde der Wolfenbüttelſchen Fragmente und ähnlicher Schriften. 8. Deſſau, 1785. Gelehrtenbuchhandlung. 10 Ngr.

Kurnik, M., ausgewählte Dramen, analytiſch erläutert.

Inhalt:

1. Heft. Emilie Galotti. Breslau, 1845. Kohn. 10 Ngr.
2. „ Nathan der Weiſe. Ebend. 1846. 15 Ngr.

Leiſewitz, J. A., ſämmtliche Schriften. gr. 12. Braunſchweig, 1838. Leibrock. 26¼ Ngr.

Enth. u. A.: Nachricht von Leſſing's Tode (1781).

Leſſing, gemalt von Tiſchbein, in Stahl geſtochen von Carl Schüler sen. Mit Facſimile. gr. 8. Berlin, 1840. Voß. 10 Ngr.

Leſſing's Dramen und dramatiſche Fragmente. Zum erſten Male vollſtändig erläutert von A. Hodnagel. 16. Darmſtadt, 1842. Leske. 20 Ngr.

——— Geiſt aus ſeinen Schriften, oder deſſen Gedanken und Meinungen zuſammengeſtellt und erläutert von Fr. v. Schlegel. 3 Thle. Mit Leſſing's Portrait. 8. Leipzig, 1804, neue Ausgabe 1810. Hinrichs. 3 Thlr.

——— Nathan der Weiſe auf der Berliner Bühne. Ein Vortrag, gehalten in der Geſellſchaft der Freunde der Humanität in Berlin. gr. 8. Berlin, 1843. Aſcher u. Comp. 7½ Ngr.

——— Portrait nach Graff, geſtochen von Sichling. Leipzig, 1851. Breitkopf u. Härtel. 22½ Ngr., vor der Schrift 1 Thlr. 15 Ngr.

Männer, die, des Volks, dargeſtellt von Freunden des

Volks, herausgegeben von Dr. E. Muller. 6. Lieferung. 8. Frankfurt a. M., 1847. Meidinger.

Enth. u. A.: G. E. Leſſing, von A. Reinagel.

Mendelsſohn, M., geſammelte Schriften. 7 Bde. gr. 12. Leipzig, 1843—44. Brockhaus.

Der 3. Bd. enthält: „An die Freunde Leſſing's."
„ 5. „ „ „Briefe an und von Leſſing".

Michaelis, J. D., Anhang, oder das fünfte Fragment ſelbſt aus Leſſing's viertem Beitrage, mit Anmerkungen beſonders. 8. Halle, 1775. Waiſenhausbuchhandlung. 10 Ngr.

Mohnike, G., Leſſingiana. Nach dem Tode des Verfaſſers geſammelt und herausgegeben von ſeinem Sohne. 8. Leipzig, 1843. Enobloch. 1 Thlr.

Murr, C. G., Anmerkungen über Herrn Leſſing's Laokoon, nebſt einigen Nachrichten, die deutſche Literatur betreffend. 8. Erlangen, 1769. Heyder. 5 Ngr.

Nathan der Weiſe, Schauſpiel von Leſſing, traveſtirt und moderniſirt in 5 Aufzügen. 8. Berlin u. Wien, 1804. Hamburg, Herold. $7^1/_2$ Ngr.

——— der traveſtirte, Poſſe in zwei Akten, mit Intermezzos, Chören, Tanz, gelehrtem Zweikampf, Mord und Todtſchlag, auch mit Kupfern verherrlicht. Das Nachſpiel iſt der traveſtirte Alarkos. Von Jul. v. Voss. 8. Berlin, 1804. Schmidt. $26^1/_4$ Ngr.

Pfranger, J. G., der Mönch vom Libanon. Ein Nachtrag zu Nathan der Weiſe. Dramatiſches Lehr-

gedicht. 3. veränderte Auflage. 8. Leipzig, 1817. Barth. 1 Thlr.

Pitiskus, M. F., Beurtheilung der von Leſſing herausgegebenen Fragmente eines Ungenannten. 8. Hamburg, 1779. Herold. 10 Ngr.

Pontigiuliamo, oder über Dicht- und Schauſpielkunſt älterer und neuerer Zeit, über Shakſpeare und Sophokles, über Leſſing u. A. 8. Frankfurt a. M., 1802. $7^1/_2$ Ngr.

Rieſſer, G., einige Worte über Leſſing's Denkmal, an die Israeliten Deutſchlands gerichtet. gr. 8. Frankfurt, 1838. Schmerber. 10 Ngr.

Ritter, Heinr., über Leſſing's philoſophiſche und und religiöſe Grundſätze. Abgedruckt aus den Göttinger Studien 1847. gr. 8. Göttingen, Vandenhöck u. Ruprecht. $12^1/_2$ Ngr.

Sachs, L. W., Einiges zur Erinnerung an Leſſing, ein Wort an unſere Zeit. Ein Vortrag, gehalten in der deutſchen Geſellſchaft zu Königsberg am preußiſchen Krönungsfeſte 1839. gr. 8. Berlin, 1839. Veit u. Comp. $7^1/_2$ Ngr.

Schink, J. Fr., Charakteriſtik G. E. Leſſing's. Mit Portrait und Kupf. gr. 8. Leipzig, 1817. Altona, Aue. 1 Thlr. Velinpapier 1 Thlr. 15 Ngr.

Schlegel, A. W. v., und Fr. v., Charakteriſtiken und Kritiken. 2 Theile. 8. Königsberg, 1801. Nicolovius. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der erſte Band enth. u. A.: Ueber Leſſing von Fr. v. Schlegel.

Schmid, Chr. H., über einige Schönheiten der Emilie Galotti, an Herrn Fr. W. Gotter. 8. Leipzig, 1773. Müller. 5 Ngr.

Schobelt, Chr. H., Noten mit Text über die Erziehung des Menſchengeſchlechts von Leſſing. 8. Stendal, 1780. Franzen u. Große. $7^1/_2$ Ngr.

Scholz, Heinr., zweite Nachleſe zu den von Herrn G. E. Leſſing und Jachmann aufgefundenen Gedichten des Andr. Scultetus. 8. Breslau, 1783. W. G. Korn. $3^3/_4$ Ngr.

Schütz, Chr. Gtfr., über G. E. Leſſing's Genie und Schriften, in drei akademiſchen Vorleſungen. 8. Halle, 1782. Gebauer. 15 Ngr.

Schütz, Fr. W. v., Apologie, Leſſing's dramatiſches Gedicht Nathan den Weiſen betreffend, nebſt einem Anhange über einige Vorurtheile und nöthige Toleranz. 8. Leipzig, 1781. Kummer. $7^1/_2$ Ngr.

Seckendorf, G. A. Freih. v., Orſina, Trauerſpiel in 5 Aufzügen als Folgeſtück von Leſſing's Emilia Galotti. 8. Braunſchweig, 1816. Vieweg. 20 Ngr.

Skizzen einer Geſchichte der Menſchenreligion für denkende Lehrer, veranlaßt durch die von Leſſing herausgegebene Erziehung des Menſchengeſchlechts. 8. Deſſau, 1783. Leipzig, Barth. $7^1/_2$ Ngr.

Tralles, E. L., zufällige, altdeutſche und chriſtliche Betrachtungen über Herrn Leſſing's neues dramatiſches Gedicht Nathan der Weiſe; nebſt einer beigefügten kurzen Schutzſchrift für die chriſtliche Religion. 2 Thle. gr. 8. Breslau, 1779. Korn. 25 Ngr.

Wingolf. Dem Andenken Leſſing's an ſeinem 100jährigen Geburtstage. Von einem Leipziger Verein für deutſche Dichtung. 8. Leipzig, 1829. Glück. 22½ Ngr.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Literariſche Anzeige von Wichtigkeit.

Der Unterzeichnete beehrt ſich, das deutſche Publikum von dem Erſcheinen einer neuen mit großer Sorgfalt bearbeiteten

hiſtoriſchen Bibliothek

der

geſammten Literatur des Auslandes

in Kenntniß zu ſetzen. Es ſoll dies unter der Aufſicht bedeutender Hiſtoriker erſcheinende Werk die vorzüglichſten Geſchichtswerke der neuern und neueſten Zeit aus der Literatur der Franzoſen, Engländer und Italiener u. ſ. w. dem deutſchen Publikum in vorzüglichen Ueberſetzungen bei guter Ausſtattung zu den billigſten Preiſen zugänglich machen; es wird das Unternehmen keine der bedeutenden dahin gehörigen Erſcheinungen aus dem Auge laſſen, und alle dieſe Meiſterwerke der Geſchichte dem Hiſtoriker, Politiker, kurzum jedem Gebildeten zu ſehr billigen Anſchaffungspreiſen in vorzüglichen Ueberſetzungen näher bringen. Das Unternehmen beginnt mit der Ueberſetzung des ſo eben erſchienenen berühmten Geſchichtswerks von Régnault, die Geſchichte der Jahre 1840—48 **als Fortſetzung der Histoire des dix ans 1830—1840 von Louis Blanc** enthaltend, und

werden demnächſt die Geſchichte der Reſtauration von **Lamartine**, eine neue Ueberſetzung der **L. Blanc**'ſchen Geſchichte der Jahre 1830—40 und andere mehr nachfolgen.

Dieſe hiſtoriſche Bibliothek erſcheint in Halbbänden à 15—18 Bgn. zu dem Preiſe von 10 Sgr. — Das Werk von Régnault wird complett in 6 Halbbänden ſein, und ſomit dieſe Ueberſetzung, was als Beleg für die Billigkeit dieſes Unternehmens gelten mag, nur 2 Thlr. complet koſten, während das ohnehin ſchon ziemlich billige Original 4 Thlr., alſo das Doppelte unſerer Ueberſetzung koſtet.

Nochmals alſo ſei dieſe „**hiſtoriſche Bibliothek**“ der Berückſichtigung des deutſchen Publikums beſonders empfohlen. Alle Buchhandlungen Deutſchlands haben die bereits erſchienenen Theile vorräthig. Jedes ſelbſtſtändige Werk wird apart verkauft.

Caſſel, im Decbr. 1851.

Ernſt Balde,
Verlagsbuchhändler.